This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

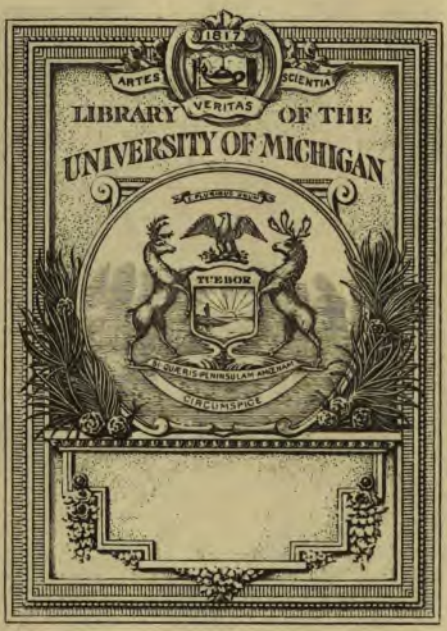
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Helene Freifrau v. Reitzenstein


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

1-2

(L)
1053

Im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vom Don zur Donau.

Neue Culturbilder aus „Halb-Asien".

Von Karl Emil Franzos.

2 Bände in Octav. Geheftet 10 Mark; in 2 Calicobänden 12 Mark.

Inhalt des ersten Bandes: Einleitung. — Mein Onkel Bernhard. — Die Bulgaren und ihre Poeten. — Martin der Rubel. — Die Kleinrussen und ihr Sänger. — Thodika. — Rumänische Sprichwörter. — Rumänische Poeten.

Inhalt des zweiten Bandes: Die „Gezwungenen". — Markttag in Barnow. — Der wilde Starost und die schöne Jütta. — Henker und Bajazzo. — In Pests Verbrecherhöhlen.

In gleichem Verlag ist im Sommer 1876 erschienen:

Aus Halb-Asien.

Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien.

Von Karl Emil Franzos.

2 Bände in Octav. Geheftet 10 Mark; in 2 Calicobänden 12 Mark.

Inhalt des ersten Bandes: „Aus Halbasien" (Einleitung). — Der Aufstand von Wolowce. — Jüdische Polen. — Schiller in Barnow. — Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. (Das Jubiläum der Bukowina; die Gründung der Universität Czernowitz.) — Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei.

Inhalt des zweiten Bandes: Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Wladislaw und Wladislawa. — Im Hafen von Odessa. — Die Leute vom „wahren Glauben". — Der Richter von Biala. — Nikolaj Pawloff.

Aus den Urtheilen der Presse über „Aus Halb-Asien".

„National-Zeitung" Nr. 373. 1876. (Zur Kulturgeschichte des europäischen Ostens. Von J. J. Honegger.) Ein geniales Buch nach Auffassung und Darstellung! Wenn heute der serbisch-türkische Krieg wieder einmal die Aufmerksamkeit auf den schicksalsschweren Osten lenkt, so muß außer dem bleibenden Werth und Gehalte des vorliegenden Werkes auch das momentane Interesse wirksam sein, um ihm Thüren und Herzen zu öffnen... Die Meisterschaft der Darstellung gipfelt gleich im ersten Bilde „Der Aufstand von Wolowce". Exposition, Durchführung, Darstellung, Farbe und Stimmung — alles trefflich. Wäre es ein Werk der Malerei, so würden wir es ein Stimmungsbild heißen, das uns gleich mit den ersten Strichen in jene eigenartige melancholische Stimmung hineinsummt, die zu dem trüben nachtschweren Lebensgemälde paßt. „Ueber die Haide ging ein Summen, leise und unablässig, als schlafe sie und das wäre ihres Athems Ton." Schneidend streicht durch das Ganze das unerbittliche Wehe geborenen Knechtthums, dem kein Gott hilft, und in dem vollen Portrait eines zertretenen Geschlechtes sprüht und quillt der aus tiefsten Herzensgründen aufsteigende Humor, nun wehmuthvoll und klagend, dann wieder leicht höhnend und lachend, in beiden Weisen aber den klaren und scharfen Reflex eines unermeßlichen Leides spiegelnd, das zum Spotte greift, wenn es umsonst die Klage

oder den Fluch ausgespielt hat. Wir erinnern uns nicht, in irgend einer der anderen Literaturen einer vollendeteren Personenzeichnung begegnet zu sein, als die jenes adeligen Schuftes Wincenty Barwulski ist; schwerlich kann eine elegant souveränere Ironie auf dem Untergrund einer verachtungsvollen und fluchschweren Verwünschung spielen, als sie sich hier durchgeführt findet, bis in diesen bittersten Humor die Tragik eine neue Tonweise hineinträgt. Wie es uns mit einzelnen der düstersten Personenbilder des großartigen Zeichners Turgenjew geht, die das trostloseste Verkommen des geknechteten und niedergetretenen Individuums erschütternd, unwiderstehlich in jedem kleinsten Strich abspiegeln und doch ohne die leiseste Spur von irgendwie schreiender Farbe, so mit dieser Dorfgeschichte eigener Art. In ihr liegt mehr als das Geschick des Einzelnen ausgesprochen, es ist das eines ganzen Gemeinde-, ja Stammlebens, von dem der Held der Geschichte nur der schicksalsbestimmte Repräsentant ist. Bleiben wir innerhalb des tief tragischen Tones, so seien noch drei Nummern gleich angereiht. „Jancu der Richter" führt ein erdrückend trübes Seelenbild vor, auf wenigen Seiten eine ganze, wogende und zerstörte Welt. „Der schwarze Abraham", ein völlig gleicher Eindruck, nur daß Form und Inhalt sehr anders sind; es ist wieder eine versinkende oder vielmehr von vornherein verlorene Existenz. „Gouvernanten und Gespielen" trägt eine schwere Mahnung an den Westen in sich, belegt mit einigen traurigen Geschichten aus dem Gouvernantenleben unter diesen Halbbarbaren. . . Wollen wir die gemüthlich anziehendste, die reinste Humoristik, gleich stark aus den beiden Tonfärbungen, der heitern und der düstern, gemischt, so schlagen wir die Nummer auf „Schiller in Barnow", ein anschaulich sprechendes und zugleich herzinniges Kulturbildchen, die Geschichte von fünf Schillerexemplaren, die sich in eines dieser halbasiatischen Städtchen verirrt haben, zugleich mit derjenigen ihrer sehr ungleichen, wunderlichen Inhaber. . . Aus der Geschichte österreichischer Reaktion folgen nacheinander drei Nummern theils düsteren, theils spaßhaften Charakters, so durchaus gleichartigen Geistes und Styls, daß die zweite eigentlich bloß eine erweiternde Variante zur ersten, die dritte zur zweiten ist. „Kossuth-Jagden" heftet der unglaublichen Bornirtheit schwarzgelber Reaktionspolitik ein verdientes Brandmal auf. „Auch ein Hochverräther" malt uns anschaulich und verständig, wie die gleiche Polizei einen hochverrätherisch dressirten Staar hinrichtet. „Der lateinische Kanonier", noch ein Kapitel aus demselben Buch. Die Komposition ist eine der meisterhaftesten unter allen, zumal in der Exposition. Der Schulauftritt mit einem dummen Jungen, der unauslöschliches Gelächter erweckt, hebt um so frappanter das nachtschwarze Düster, das ihm folgt. Ein letztes Wort zur Mischung der Elemente und Tonarten. Sehr deutlich tritt sie in dem Lebensbilde „Der Richter von Biala" heraus; gerade die Nüancirungen wie etwa in „Der Aufstand von Wolowce" oder „Jancu der Richter". Auch da jene Meisterschaft in der doppelten Richtung: die Art der ausnehmend lebensvollen Exposition oder Introduktion und die Mischung der komischen und tragischen Elemente — eine Operation, so delikat und doch so natürlich einfach, daß die Uebergänge fast unmerklich und ihr Schlußresultat eine reich gegliederte, auf feiner Gradirung aufgebaute Harmonie wird, die den angestrebten Eindruck hervorbringt. Es ist in Modulation und Gradation der Färbungen und Stimmungen, die sich ungesucht ablösen, das Vollendete geleistet. Die Kunst in Skizzirung und Färbung der Genrebilder hat etwas Verwandtes mit dem Meister in diesem Fach, Iwan Turgenjew, an dessen „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" wir unwillkürlich mehr als einmal lebhaft erinnert werden.

„Neue Freie Presse" Nr. 4233. 1876. (Michael Etienne.) Franzos hat

seine eigene Welt, aus der er sich leibhaftige Menschen entlehnt, um sie in wirkliche Verhältnisse hineinzustellen. Der Boden, über den er schreitet, ist kaum noch urbar. Galizien mit seiner viergetheilten Bevölkerung von Polen, Juden, Ruthenen und Deutschen, das schöne Buchenland, wo das romanische Contingent sich in die Fülle der Erscheinungen mischt, das von Russen im Norden und von Türken im Süden flankirte Rumänien bieten ein Panorama von Gestalten und Sitten, eine Mischung von Romantik und Prosa, in welche mancher Tourist hineingegriffen, die aber kein Poet noch zum zweiten Leben in der dichterischen Schilderung erweckt hat. Franzos ist in diesem Sinne ein Pionnier von dem ersten Augenblick an, in welchem er die Feder ansetzt... Um den Typus zu finden, das Allgemeingiltige, um einen Dr. Tulpenblüh oder den Spielmann Jacek zu gestalten, ein Individuum, in dem sich der Stamm, hier der jüdische, dort der ruthenische, dann wieder der polnische oder rumänische, gleichsam wie einem Spiegel reflectirt, dazu gehört neben dem Talent auch die Reife, neben der dichterischen Gabe auch die Menschenkenntniß. Der „Aufstand von Wolowce" ist ein Kabinetsstück der Kulturmalerei. Fein und mit scharfer Sonderung sind die nationalen Eigenthümlichkeiten der geschilderten Figuren auseinandergehalten und vertieft, sicher und gesättigt ist das locale Colorit. Nicht minder interessant als Beitrag zur psychologischen Literatur-Geschichte ist der Aufsatz „Schiller in Barnow". Wie die Wirkungen des großen deutschen Dichters sich sozusagen bis in die Wüstenei verlaufen und Jedermann nach dessen geistigem Vermögen ergreifen und menschlich umbilden, das ist nicht blos mit schöner Pietät, sondern auch mit seelischer Theilnahme meisterhaft illustrirt. Wir müssen uns sagen, daß wir es hier mit den Erstlingen eines verheißungsvollen literarischen Wirkens zu thun haben, und in diesem Betrachte erscheint uns der Zuruf: „Ex ungue leonem!" nicht einmal hyperbolisch. Fragt man uns, wie wir angesichts dieses Buches zu dem oft erhobenen Einwande stehen, daß die Sammlung vereinzelter Feuilletons weder ein Bedürfniß des Publikums, noch eine Förderung der Literatur sei, so entgegnen wir, daß alle Bedingungen, welche jenem Einwande zu Grunde liegen, im vorliegenden Falle nicht vorhanden sind. Wo keine eigenartige Individualität sich darthut und das stoffliche Interesse an den flüchtigen Erscheinungen des Tages haftet, da sollte allerdings das Büchermachen aus dem Spiele bleiben. Aber Karl Emil Franzos bietet eine ausgeprägte literarische Originalität; wie er die Dinge und Menschen auffaßt und gestaltet, so hat es eben innerhalb des Kreises, den er beherrscht, noch kein Anderer gekonnt, und was seine Stoffe anlangt, so läßt es sich nicht übersehen, daß sie neu und charakteristisch sind für Alle, welche die dämmerige Grenzscheide zwischen Kultur und Unkultur, zwischen West und Ost, zwischen Bildung und Barbarei, dieses treffend zubenannte Halb-Asien" in die Sphäre historischer, politischer und civilisatorischer Erkenntniß eingezogen wissen wollen. Ueberdies bilden diese Skizzen allesammt ein Ganzes, von dem nämlichen Faden einer durch deutsche Bildung vermittelten Betrachtung von Anfang bis zu Ende durchzogen... Viel wird in Deutschland mit Schilderungen von „Land und Leuten" gesündigt. An diesen Wust zu denken und diese wirklichen Kulturbilder von Franzos in der Hand zu haben, das ist ein contrastirender Reiz, der ganz eigenthümliche Empfindungen wachruft. Wir wollen uns daran erfreuen, daß er die Regionen, in denen er heimisch wie nicht bald ein Zweiter, lieber beschrieb, als abschrieb, daß ein ausgeprägter plastischer Sinn ihm den Griffel führte und auch dort, wo die blanke Prosa sich vor sein Auge drängte, in die Sphäre poetischer Intuition emportrug!

„**Die Gegenwart**“ von Paul Lindau No. 35. 1876. (O. v. Leixner)... Der Titel des Buches zeigt Geist; die Bezeichnung „Halbasien“ ist ebenso kurz als schlagend und wird in der Einleitung begründet... Solche Stoffe, wo in tief verletzten Menschen wilde Leidenschaften losbrechen, um unerhörte Frevel zu strafen, sind die eigentliche Domäne von Franzos. Er bestrebt sich großer Einfachheit im Stile und zeichnet mit wenigen aber energischen Strichen den Conflict. Dabei versteht er es durch feine Schilderung der Staffage, den Leser langsam in jene Stimmung zu bringen, die er für das Mitleben seiner Stoffe als nothwendig erkennt. Am besten ist es im „Richter von Biala“ gelungen. Diese Skizze entrollt ein so merkwürdig phantastisches Bild, daß man an dessen Wahrheit zweifeln würde, hätte es der Autor nicht verstanden, Alles durch feine realistische Züge zu beleben. Abgesehen von dem fesselnden Inhalt ist die Selbstdarstellung des Berichterstatters von jener scharf umgrenzten Charakteristik, die nur ein wirkliches Talent in seine Gestalten zu legen im Stande ist... Franzos ist einer der begabtesten jüngeren Erzähler Deutschlands — der Osten hat seine Phantasie belebt, aber dem Westen, zuerst Deutschland, verdankt er seine Bildung.

Schlesische Presse (Mai 1877). Karl Emil Franzos — einer der neuesten Namen der deutschen Literatur, aber in kürzester Zeit klangvoll und vielgenannt geworden, wie der Erprobtesten Einer. Der Name weckt sonderbare Reminiscenzen. Ein weiter Blick eröffnet sich uns, wenn man ihn nennt, in die unabsehbaren Steppenländer des europäischen Ostens, urwüchsige Gestalten, die Vertreter einer entlegenen, fremdartigen, unfertigen Cultur, tauchen vor uns auf, wir sehen den Kampf um's Dasein zwischen Mensch und Mensch, zwischen Jud' und Christ', zwischen Volk und Adel, zwischen ganzen Rassen auf das Wildeste und Unerbittlichste kämpfen, nur selten erhellt ein Lichtstrahl des Friedens und der Liebe das düstere Bild; abseits aber steht Einer und zählt die Schulden der Menschen und Völker und trägt die Geschichte dieser wenig durchforschten Welt, sie dichterisch bildend und gestaltend, zu den Herden einer besseren Cultur; das Banner des Rechtes und der Wahrheit hochhaltend, den Jammer der Bedrückten und Entrechteten in künstlerisch geformten Bildern zeigend, die Grausamkeit und Sittenverderbniß der Gewalthaber mit allen Waffen der Satire und der Wahrheit geißelnd, die seltenen Blüthen eines besseren Fühlens und Denkens, die unter Giftgesträuch verborgen sind, mit aller Innigkeit einer echten Dichterseele verklärend. Franzos ist ein Dollmetsch des Elends der Bedrückten, ein Anwalt des Rechtes und der Wahrheit. Das Urtheil über die Bedeutung seines Erstlingswerkes „Aus Halb-Asien“ ist schon bisher von den bedeutendsten Organen der englischen, französischen, deutschen und holländischen Kritik mit einer nur in den seltensten Fällen vorkommenden Uebereinstimmung gefällt worden. Beinahe in gleichem Maße ist er darin drei großen und bedeutenden Aufgaben gerecht geworden, davon jede für sich schon ein ernstes Streben und ein tüchtiges Talent erfordert. Er ist gleich bedeutend als Culturhistoriker, als Politiker und als Dichter. Der literarische Erfolg war ein vielleicht in unseren Tagen beispielloser, aber er ist wohlverdient!

Norddeutsche Allg. Ztg. (Nr. 270. 1877.) Franzos erzählt allerliebst und hat jene bestechende Form des Vortrags zu eigen, welche zur Zierde der unteren Etagen so mancher Zeitungen geworden ist. So haben denn auch seine Plaudereien von unseren östlichen und südöstlichen Nachbarn ungemein viel Anziehendes, es sind theils reizende, theils ergreifende Genrebildchen aus einer uns noch fremden, räthselhaften Welt.

Ueber Land und Meer. (Nr. 46. 1876.) ... Das ist endlich wieder einmal eine scharf ausgeprägte literarische Erscheinung, eine originelle Kraft, die originelle Stoffe behandelt. .. Ueberall, auf Schritt und Tritt, fühlt man, daß man bei aller poetischen Form doch ganz auf dem Boden der Wirklichkeit steht, daß, was der Verfasser erzählt, wahr und erlebt ist u. s. w.

Literarischer Jahresbericht. (Dr. Gust. Wustmann.) Geistreich, fesselnd und was das wichtigste ist, auch überzeugende Sittenschilderungen aus den Ländern der Halbbildung... Der Verfasser cultivirt eine Specialität des Culturbildes; wie man in der Malerei von historischem Genre spricht, so kann man die Bilder von Franzos, wenigstens zum Theil als ethnographisches Genre bezeichnen. Bisweilen schreibt er geradezu Novellen, in denen durchaus individuelle Gestalten vorgeführt werden und doch sind diese Gestalten nichts Anderes, als Typen, in denen sich die allgemeinen Zustände wiederspiegeln. Man weiß nicht, wo der Sittenschilderer aufhört und der Novellendichter anfängt, so packend weiß er psychologische Vorgänge zu schildern und sie mit der Scenerie zusammenzustimmen u. s. w.

(Augsburger) Allgemeine Zeitung. 1876. Nr. 327. (Dr. L. Geiger.) Im jetzigen Augenblicke, da die Aufmerksamkeit Aller mehr denn je auf Ost-Europa gerichtet ist, scheint es dringend geboten auf ein Buch hinzuweisen, das durch seine frische Erzählungsart und anschauliche Schilderungsweise uns jene Länder, von denen eines vielleicht bald zum blutigen Kriegstheater bestimmt ist, besser erkennen lehrt, als politische Auseinandersetzungen und gelehrte Untersuchungen dies zu thun vermöchten. Dieses Buch ist freilich kein harmloses Buch, nicht eine Sammlung von Skizzen, die, zum bloßen Vergnügen des Erzählers geschrieben, nur bestimmt sind, zur Erheiterung und Unterhaltung des Lesers zu dienen, sondern eine Arbeit, welche aus dem Herzensbedürfniß des Verfassers hervorgegangen, auch bei all denjenigen, welche zu dem Buche greifen, eine mächtige Erregung erzeugen, Mitleiden für Unglückliche, Abneigung gegen Verkehrtheiten hervorrufen soll. Es ist eine kampfbereite Schrift, die dem Gegner schonungslos die Wahrheit sagt, nicht in hochtönenden Phrasen oder stolzen Worten, sondern dadurch, daß sie das Erlebte und Mitangeschaute in treuen, naturwahren Bildern zeigt. Diese Skizzen bilden, trotzdem sie nach Form und Inhalt scheinbar durchaus verschieden sind, ein Ganzes, sie beleuchten, wenn auch stets von anderen Seiten denselben Gegenstand, sie lassen erst in ihrer Gesammtheit die Auffassung des Verfassers klar hervortreten... Es sind nicht müßige Erfindungen eines witzigen Kopfes zur Unterhaltung einer sensationsbedürftigen Menge, sondern wahre Herzensergießungen eines tiefempfindenden Menschen, der das Elend Anderer nicht von der Ferne neugierig gaffend betrachtet, sondern fühlt, wie es die eigene Brust durchschneidet, und der auf Abhilfe des entsetzlichen Schicksals sinnt; daß sie ertönen wie die traurigen Sehnsuchtsvollen Klagen des Patrioten, der das Land, das er liebt, der die Stämme denen er tüchtige Elemente erkennt, übermächtigen Gewalten preisgegeben und nun nicht unrettbar verloren, so doch einem schaurigen Untergange allmählich entgegenwanken sieht. Und gerade dieser Umstände wegen, nicht blos wegen des hohen poetischen Genusses, der uns durch das Buch bereitet worden, sei dem Verfasser ehrende Anerkennung und warmer Dank für seine Schilderungen dargebracht. Mögen Verehrer jener Stämme, welche in diesen Schilderungen gezeichnet sind, ihrer Wuth gegen Ausdruck geben und eben durch diese Wuthausbrüche auch freiwillig die Wahrheit der Zeichnung anerkennen, wir wollen als Deutsche dem unerschrockenen Kämpfer das was er als das Wahre erkennt, dem auf den Sieg der Wahrheit vertrauenden Streiter zur Seite stehen und ihm helfen, daß seine Hoffnung in Erfüllung gehe,

mit deren Aussprechen er die Eingangsworte seines Buches schließt: „Von vielem Dunklen und Trostlosen habe ich berichten müssen, die Lüge und das Vorurtheil liegen wie dicke Nebel über dem Lande meiner Heimath, aber wir wollen rastlos bleiben und den Muth nicht sinken lassen: vincit veritas.“

„**Wiener Abendpost**“ Nr. 204. 1876. Franzos' Werk hat sich nach und nach aus feuilletonistischen Aufsätzen angesammelt und aufgebaut; aber wer wollte Feuilletons von so werthvollem Gehalte auch nur einen Augenblick die Buchfähigkeit bestreiten?! Es sind Studien, die sich zu einem Gemälde der Zustände des Ostens einen und abrunden und als solches auch unsere nützlichen Kenntnisse bereichern. Vom Feuilleton ist ihnen die gefälligere Form und die größere Lebhaftigkeit der Darstellung geblieben... Als die Krone der Studien, welche wir jetzt wieder nachgelesen haben, möchten wir den „Richter von Biala“ betrachten. Diese Figur, diese Schöpfung bezeugt den Novellisten, verbürgt den Poeten.

„**Hamburg. Correspondent**“ Nr. 185. 1870. (Julius Eckardt.) Diese Skizzen sind mit einem Darstellungstalent und einer Kenntniß der Materie geschrieben, welche das Aufsehen, welches sie erregt, in jeder Rücksicht verdienen. Das Buch bildet einen außerordentlich werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Zustände im östlichen Oesterreich. Wenn der Verfasser auf dem beschrittenen Wege weiter geht, so wird er es zu der Stellung eines hervorragenden Culturhistorikers bringen... Sein Aperçu ist ausnahmslos von einer überraschenden Schärfe und Richtigkeit, sein Talent ein frisches und echtes... Ein aufmerksames Studium der Bilder aus „Halb-Asien“ möchte insbesondere für diejenigen von Nutzen sein, denen an tiefergehendem Verständniß der orientalisch-österreichischen Verwickelung gelegen ist. Eine unterhaltendere und lehrreichere Schilderung ost-europäischer Zustände, wie die vorliegende, ist uns kaum jemals zu Gesicht gekommen...

„**Deutsche Zeitung**“ Nr. 1634. 1876. (Arnold Hilberg.) Die Arbeiten, die das schöne Werk vereinigt, erheben es hoch über die jetzt so häufig gewordenen Feuilletons-Sammlungen in Buchform. Sie sind weniger Feuilletons, die zu einem Buche vereinigt wurden, als vielmehr Capitel eines Buches, die vordem in dem Feuilleton von Zeitungen abgedruckt erschienen... Der Styl des Autors ist ebenso liebenswürdig als elegant, seine Darstellung künstlerisch vollendet, durchdacht und von warmer Empfindung durchhaucht. Er scheint ein genauer Kenner des „Halbasien“ zu sein, welches er schildert und welches er in die deutsche Literatur einführte... Die Bilder sind farbenreich, aber mit künstlerischem Feingefühl hat der Autor vermieden, jene grellen Tinten aufzutragen, welche rohe Effekthascherei so gerne dort verwendet, wo der an grellen Absonderlichkeiten und rohen Auswüchsen so überreiche Vorwurf, wie jener, den er sich gewählt, hiezu verlockt. Die Lebensformen des Ostens bieten des Anwidernden im Uebermaß und es bedarf ganz der künstlerischen Kraft, der poetischen Empfindung, des warmen Gefühles und des glücklichen Humors, wie sie dem Verfasser in seltener Vereinigung zu Gebote stehen, damit der Anmuth der Darstellung so wenig durch die Behandlung solchen Stoffes Abbruch geschieht, wie ihrer Objectivität und inneren Wahrheit. Für den westeuropäischen Leser ist dieses Buch ein reicher Schatz von Belehrung und ein Gegenstand hohen literarischen Genusses, für die osteuropäischen aber ist es zugleich ein kritisches und reformatorisches Buch, welches sicher Spuren seines segensreichen Einflusses in der Culturentwicklung „Halbasiens“ zurücklassen wird.

„**Frankfurter Zeitung**“ Oktober 1876. Was Franzos auszeichnet, ist die dramatische Lebendigkeit seiner Schilderungen, die durchaus frei ist von aller Effekt-

haſcherei. Wir haben eine Reihe von Scenen vor uns, die innerlich mit einander zuſammenhängen, weil ſie, ſie mögen traurig oder luſtig ſein, zu dem großen Drama gehören, das da Geſchichte der Civiliſation heißt... Der peſſimiſtiſche Schleier, der über einzelnen Bildern liegt, ſtört nicht; im Gegentheil, er gehört dazu. Es handelt ſich großentheils um Slaven und die ewige Krankheit der Slaven iſt ja der Peſſimismus. Die Schilderungen des Verfaſſers haben in den gegenwärtigen Zeitläuften einen um ſo höheren Werth, als die Blicke der Welt ja ohnehin nach dem ſlaviſchen Oſten und Südoſten gerichtet ſind. Zwar werden wir meiſt in öſterreichiſches Gebiet, Galizien, nach der Bukowina, ferner nach Südrußland und Rumänien geführt; aber gerade in Oeſterreich iſt es, wo die deutſche Cultur in die ſlaviſchen Volksſtämme ſich verzweigt, und wo es ſich, wie gegenwärtig, um eine politiſche Umwälzung innerhalb des Slaventhums handelt, da wird nicht nur über das Schickſal Oeſterreichs, ſondern auch über die fernere Bedeutung der deutſchen Cultur im Oſten entſchieden. Es iſt darum ſehr begreiflich, daß dem Verfaſſer in einem gewiſſen Grade die deutſche Culturfrage zu einer deutſchen Nationalfrage geworden iſt... Dem Völkerpſychologen und dem Culturhiſtoriker bietet das Buch manches intereſſante Material. Aber auch derjenige, der über der Belehrung die Unterhaltung nicht vergeſſen will, wird dem Buche den reichhaltigſten Genuß verdanken. Möge es auch in Deutſchland recht viele Leſer finden!

Berliner Volks-Zeitung" No. 196. 1876. („Die europäiſchen Halb-Aſiaten", Leitartikel. A. Bernſtein.) Wer die Gegenden und die Völker kennen lernen will, wo jetzt der Krieg mit ſeiner ganzen Barbarei wüthet, den können wir auf eine Reihe novelliſtiſcher Arbeiten verweiſen, welche zwar nicht die kriegeriſche Gegenwart, aber doch die Völkerſitze ſehr treffend ſchildern, in deren Nähe das tragiſche Schauſpiel vorgeht. Die vorliegenden Skizzen, mit voller Meiſterſchaft in Auffaſſung und Darſtellung gearbeitet, ſind vollkommen geeignet, uns die Miſchung von europäiſcher Civiliſation und aſiatiſcher Barbarei zu vergegenwärtigen, welche hauptſächlich das Leben und Treiben der ſlaviſchen Völkerſtämme im Süd-Oſten Europa's charakteriſirt. Wir glauben kaum, daß es einem offiziellen Berichterſtatter der Regierungen Europa's, die ſich ja gegenwärtig ſo lebhaft für den Zuſtand in den ſüdöſtlichen Gegenden Europa's intereſſiren, jemals gelingen wird, das Bild der dortigen Verhältniſſe ſo lebhaft und draſtiſch wiederzugeben, wie dies hier einem Dichter gelungen iſt, der nicht aus politiſchen, ſondern aus pſychologiſchen Motiven dieſes Völkergewirr ſchildert. Es bewährt ſich hier der alte Spruch, daß die Dichtung mehr Wahrheit enthält, als die für wahr ausgegebene thatſächliche Geſchichtsdarſtellung. Indem wir den Leſer auf dieſe Arbeiten ſelber verweiſen, die eben ſo heiter-genial wie gefällig ihre Aufgabe löſen, wollen wir hier nur das Weſen all der ſlaviſchen Völkerſtämme näher in Betracht ziehen, wie es aus dieſen Dichtungen treffend hervorleuchtet... Die wahrheitsgetreuen Schilderungen, welche uns das vorliegende Buch darbietet, zeigen uns die ſonderbare Miſchung und Verwirrung, welche in den ſlaviſchen Völkerſtämmen herrſcht, u. ſ. w.

„**Breslauer Zeitung**" Nr. 469. 1876. („Karl Emil Franzos' von Dr. Julius Weill.) Wenn man in der Legion von Unberufenen und Stümpern auf eine friſche und tüchtige Kraft ſtößt, die das Feuilleton zu Ehren bringt, ſo athmet man förmlich auf, wie es uns immer geht, wenn wir obenſtehenden Namen leſen. Franzos iſt ein junger Schriftſteller, der ſich in überraſchend kurzer Zeit die Spalten der angeſehenſten Zeitungen und die Herzen der deutſchen Leſer erobert hat. Auch unſeren Leſern iſt er wohlbekannt. Sie erinnern ſich gewiß noch mit vielem Intereſſe des

düsteren Dramas „Der Aufstand von Wolowce" — eine Revolution im Kleinen, wie sie tragischer nie erlebt und meisterhafter nie geschildert worden ist; und sie lachen noch im Stillen, wenn wir ihnen die Geschichte von „Wladislaw und Wladislawa" ins Gedächtniß zurückrufen. Diese und ähnliche Arbeiten von Franzos stachen in so hervorragender Weise von dem gewöhnlichen Feuilletongefüllsel ab, daß es kein Wunder war, wenn die Blätter sich beeilten, sie nachzudrucken. Sie machten in der Regel die Runde durch die deutschen Feuilletons, und der Autor ist d o h e r berechtigt, in der Vorrede zu dem Buche, in dem er eine große Anzahl dieser Skizzen gesammelt hat, die stolzen Zahlen, welche ihre Verbreitung bescheinigen, mit erhöhtem Selbstbewußtsein zu registriren... Die Aufsätze, welchr das Franzos'sche Buch füllen, sind nicht blos äußerlich zu einem solchen zusammengebunden, sondern sie sind auch innerlich ein Ganzes. Gemeinsam ist ihnen der locale Hintergrund und die propagandistische Tendenz. Es sind nämlich Schilderungen aus jenen interessanten Grenzbezirken des europäischen Westens, die dem Sprachforscher, dem Politiker und dem Ethnographen gleich schwierige Probleme darbieten und an deren Entwickelung nicht blos die unglücklichen Besitzer türkischer und rumänischer Papiere, sondern alle Gebildeten ein hervorragendes Interesse nehmen müssen... Wir glauben, daß Niemand diese Schilderungen ohne beständige Spannung und Theilnahme lesen kann. Sie geben ein so anschauliches und farbenreiches Bild der Menschen und Zustände, daß man dadurch völlig bestrickt wird. Wie kläglich erscheinen dagegen die üblichen „Reisebriefe" und die von Objectivität strotzenden „Originalberichte" der politischen Zeitungen! Es ist wahr, der Sprachforscher, der Politiker und der Ethnograph würden gründlicher zu Werke gegangen sein. Der Ethnograph hätte uns in die nacht-schwarzen Anfänge der Entwicklung der Menschheit geführt, der Sprachforscher hätte mit dem ABC der Lautphysiologie begonnen, und der Politiker, der ja seine cameralistischen Vorlesungen gehört haben wird, wäre mit uns unbarmherzig durch die Irrgänge der verschiedenen staatsrechtlichen Theorien gewandert. Franzos erspart uns dergleichen Vergnügungen. Er hat von allen Dreien genug, um wahr schildern zu können, aber es ist noch ein unentbehrliches Viertes — und das macht, daß seine Schilderung fesselnd und zugleich anschaulich ist —, er ist ein Dichter. Nur ein Dichter kann in diesen wilden Herzen lesen, den Haß verstehen, die Leidenschaften nachfühlen, die darin rasen, schrankenlos, furchtbar; aber auch die heiße, opfermuthige Liebe, die uns versöhnt mit all' den Ungeberdigkeiten in Handlungen und Gesinnungen, die uns sonst Schrecken einflößen; nur ein Dichter vermag den Schmerz dieses Volkes nachzuempfinden, ihre Lieder nachzusingen, ihre Freude, ihre Lust zu theilen; nur ein Dichter kann sich in den Zauber dieser weiten Haiden, in die Geheimnisse des Urwaldes, der hier noch majestätisch ragt, versenken. In jedem Feuilletonisten steckt etwas von einem Dichter, in Franzos ein gutes Stück davon. Die Erzählung von Jancu, dem Richter, die Schilderung, wie der wilde Wassilj die große Liebe bekommt zu der schönen Kasia — das sind köstliche Blüthen echter Poesie...

Weitere höchst anerkennende Besprechungen veröffentlichten: Revue des deux mondes — Westminster Review — Europa — Illustrirte Zeitung — Neue illustrirte Zeitung — Heimath — Deutsche Dichterhalle — Literarischer Verkehr — Illustrirte Frauenzeitung — Illustrirte Welt — Tagesbote aus Böhmen — Rostocker Zeitung — Bonner Zeitung — Dresdener Presse — Bohemia — Neues Wiener Tageblatt — Fremdenblatt ꝛc. ꝛc.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vom Don zur Donau.

Erster Band.

Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen:

Aus Halb-Aſien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot, 1876.

Die Juden von Barnow. Novellen. Ein Band. Stuttgart, Eduard Hallberger, 1877. Zweite Auflage. Ebd. 1878.

Vom Don zur Donau.

Neue

Culturbilder aus „Halb-Asien“

von

Karl Emil Franzos.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1878.

838
F837vn
v.1

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

German
Fiction
7-27-54
88773

8-3-54 MFP

Vorwort.

Das vorliegende Werk, obwohl völlig selbstständig und in sich abgeschlossen, bildet in gewissem Sinne eine Fortsetzung und Ergänzung meiner im vorigen Jahre in gleichem Verlage erschienenen Culturbilder „Aus Halb-Asien". Es gibt gleichfalls Schilderungen aus dem Culturleben des Ostens und setzt sich gleichfalls aus ethnographisch-novellistischen, sozial-politischen und literarischen Bildern zusammen, nur daß hier durchweg andere Erscheinungen aus jenem sonderbaren Gemisch von Bildung und Barbarei geschildert werden, als in meinem ersten Buche. Mit diesem hat es übrigens ferner nicht blos die äußere Form gemein — die Anreihung einzelner Artikel, welche früher von mir in Journalen veröffentlicht und (leider muß ich auch hier die Klage wiederholen) von Anderen unbefugter Weise

massenhaft nachgedruckt wurden*) — sondern auch den Standpunkt, welchen ich in jenem Kampfe zwischen Nacht und Licht einnehme. Es ist dies ein consequenter, durch meine innerste Ueberzeugung bestimmter Standpunkt und darum darf ich hoffen, daß auch diese Bände den einsichtigen Prüfern nicht als ein zufälliges Conglomerat von Artikeln, sondern als ein einheitliches Werk erscheinen werden.

Als ich mit meinem ersten Werke vor Kritik und Publikum trat, habe ich diesen Standpunkt in einer Einleitung des Weiteren begründet und da „Aus Halb-Asien" sehr viel besprochen und gelesen wurde, so darf ich ihn bei vielen meiner Leser als bekannt voraussetzen. Auch läßt er sich aus den vier Bänden selbst sicherlich in unzweideutiger Weise abstrahiren. Ich bemerke daher hier nur im Allgemeinen: Ich kann die Zustände des Ostens weder an sich und derzeit erfreulich finden, noch scheinen sie mir für die nächste Zukunft zu frohen Hoffnungen zu berechtigen. Theils sind sie noch völlig barbarisch, theils durch eine Scheincultur modifizirt, welche an den inneren Kern des Volksthums nicht rührt und vielfach

*) So sind mir z. B. von der Skizze „die Gezwungenen" zweiundvierzig Nachdrücke bekannt geworden — drei hievon waren autorisirt! Von den vier Uebersetzern dieser Skizze (ins Französische, Magyarische, Hebräische und Holländische) hatte es — kein einziger der Mühe werth gefunden, meine Erlaubniß einzuholen.

weitaus mehr schadet, als nützt. Zu einem organischen Fortschritt, zu einer Herausbildung nationaler Culturen sind theils gar keine, theils nur sehr dürftige Keime zu gewahren. Cultur und Fortschritt sind eben nur durch ernste Arbeit zu erreichen. Diese Arbeit muß begonnen werden und da, wo sie begonnen ist, weder ins Stocken gerathen, noch überhastet werden. Soll sie gelingen, so müssen vor Allem zwei Vorbedingungen erfüllt sein: Erstens dürfen sich diese Völker westlicher Cultur nicht hochmüthig verschließen, aber sie dürfen auch nicht den Schein für das Sein nehmen und glauben, daß mit einer Nachäffung bloßer Formen Alles erreicht ist. Sie müssen den Einfluß einer echten großen Bildung auf sich wirken lassen, aber nur dazu, um ihre eigene, schlummernde Kraft anzuregen und wachzurufen. Die deutsche Cultur scheint mir durch ihre Gründlichkeit und Selbstlosigkeit zu dieser großen Segensmission vor Allem berufen und darum kämpfe ich dafür, da sich der slavisch-rumänisch-jüdische Osten zu seinem eigenen Heil dem Einfluß des deutschen Volkes nicht entziehe. Zweitens aber kann Culturarbeit nur da glücken, wo Friede herrscht. Darum kämpfe ich für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Confessionen jenseits der Karpathen, darum stehe ich gegen die Unterdrücker für die Unterdrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Russen auf Kleinrussen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien

der Fall ist, ein Gleiches thun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen sie den Kleinrussen, Juden und Deutschen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil sie geknechtet sind, aber ich greife die Knechtschaft an, welche die orthodoxen Juden selbst den Freisinnigen ihres Glaubens bereiten. Ich bin für den berechtigten Einfluß des deutschen Geistes im Osten, aber wo in seinem Namen gewaltsame Germanisirung versucht wurde, da geißle ich diese verhängnißvollen Bestrebungen. Ich bin gegen den Druck, welchen die Türken auf die Bulgaren üben, aber wenn sich Rußland, welches seine eigenen Unterthanen in Barbarei verschmachten läßt, die ihm unterworfenen Nationalitäten mit eiserner Faust erstickt, zum Anwalt der Freiheit und Civilisation aufwirft und einen gräuelvollen Krieg zur Stärkung seines Despotismus beginnt, dann bekämpfe ich diese Heuchelei, diese brutale Gewalt. Mein Herz und mein Bildungsgang haben mich zu einem Kämpfer gemacht, aber ich weiß mich frei von jeglichem nationalen oder religiösen Vorurtheil. Ich hasse die Tyrannei Rußlands, aber nicht die Russen, ich bekämpfe die ungerechte Hegemonie der galizischen Polen, aber nicht die Polen als Nation.

Dies in nuce mein Standpunkt. Er äußert sich, wie gesagt, sehr deutlich in meinen Culturbildern. Ich theile nicht blos Thatsachen mit, ich ziehe auch Schlüsse aus denselben, denn nur so lassen sich Thatsachen beleben

und gruppiren, nur so kann ich, so weit mir die Kraft reicht, mein Scherflein beitragen zu jenem hohen Ziele, dessen ich oben gedacht. Es ist — ich darf es mit ruhigem Gewissen sagen und der Beurtheilung jedes gerechten Prüfers überlassen — ein sittlicher Zweck, der mich leitet, und ich bediene mich zu seiner Erfüllung nie unsittlicher Mittel. Darum gebe ich auch rücksichtslos und allimmer der Wahrheit die Ehre. Ich kann mich irren, aber auf keinem dieser Blätter habe ich mich selbst oder meine Leser absichtlich getäuscht. Ich ziehe die Schlüsse aus den Thatsachen, die mir als Wahrheit feststehen, voll und ganz, ich fälsche keine Thatsachen, um Schlüsse daraus ziehen zu können. Wenn derjenige ein Tendenzschriftsteller ist, der verschweigt oder entstellt, was ihm nicht paßt, dann bin ich wahrlich keiner, wenn es derjenige ist, der durch seine Arbeiten einen ethischen Zweck verfolgt, dann bin ich Tendenzschriftsteller.

Nach drei Richtungen unterscheiden sich die vorliegenden Bilder von ihren oben erwähnten Vorgängern. Erstens erscheinen die literarischen Bestrebungen der Völker des Ostens hier mehr berücksichtigt, was sicherlich keiner Entschuldigung bedarf. Denn diese jungen Literaturen sind meist an sich werth, gekannt zu sein; sie charakterisiren ferner die Zustände ihres Volksthums und sind endlich im Westen fast ganz unbekannt gewesen.

Ueber die Literaturen der Bulgaren, Rumänen und Kleinruſſen gibt das Werk zum erſten Male zuſammenfaſſende Darſtellungen, die durchaus nach den Quellen gearbeitet ſind. Zweitens erſcheint hier das novelliſtiſche Beiwerk ſtrenger den Zwecken des Culturbildes untergeordnet. Drittens iſt das Gebiet, welches ich hier durchſchreite, geographiſch größer. Aus jenem Lande, welches ich in den erſten Bänden vornehmlich geſchildert, aus Galizien, finden ſich hier nur zwei Bilder, ebenſo wird die k. k. öſterreichiſche Reaction, welche ein großes Unglück für die Culturentwicklung Halb-Aſiens geweſen und darum einen Platz in dieſem Buche verdient, nur in einem Bilde ausgeführt, während ich ſie dort breit ausgemalt. Die Skizze aus Ungarn mag ihren Platz ſelbſt vertheidigen, aber die Gerechtigkeit gebietet es mir, zu bemerken, daß ich Ungarn deshalb doch keineswegs in Pauſch und Bogen zu „Halb-Aſien“ zähle, und das rührige, geiſtige Leben der Magyaren nicht unterſchätze. Rußland und Rumänien hingegen erſcheinen hier ausführlicher behandelt, als in meinem erſten Werke, die europäiſche Türkei tritt neu hinzu. Aber auch hier habe ich nichts geſchildert, was ich nicht aus eigener Anſchauung kenne, keine Literatur kritiſirt, die ich nicht ſelbſt geleſen. Ich ſtreife nicht durch Sibirien, weil ich nicht dort geweſen, und ſchildere nicht Konſtantinopel, weil ich es zu flüchtig kenne. Es gibt Autoren, die da viel

muthiger sind und aus zwölf gelesenen Schilderungen eine dreizehnte zusammenleimen. Den Herren lohnt sich dieser Muth prächtig, schwerlich aber ihren Lesern.

Ich kann diesen beiden Bänden kein besseres Loos wünschen, als jenes, welches ihren Vorgängern gefallen. Ich will mit dem Erfolge meines Erstlingswerkes nicht prahlen — ich erwähne ihn, um daran meinen herzlichen Dank an meine Uebersetzer, Kritiker und Leser knüpfen zu können. Auch an wüthiger Anfeindung hat es dem Buche von Seite der Getroffenen nicht gefehlt, wird es auch diesem neuen Werke sicherlich nicht fehlen. Wer nationalen und religiösen Eigendünkel bekämpft, muß auf solche Schimpfereien gefaßt sein. Habeant sibi — „solche Kleinigkeiten verdienen," wie Paul Lindau neulich treffend bemerkt, „nicht ces haines rigoureuses, nicht ein Gefühl so vornehmer Art, wie bewußtvollen Zorn." Die deutschen Leser aber werden auch diesem Buche jene schöne Theilnahme nicht entziehen, welche Ludwig Geiger in einem Essay über „Halb-Asien" („Augsburger Allgemeine Zeitung") in die Worte zusammenfaßt:

„Mögen Vertreter jener Stämme, welche in diesen Schilderungen gezeichnet sind, ihrer Wuth gemeinen Ausdruck geben und eben durch diese Wuthausbrüche auch freiwillig die Wahrheit der Zeichnung anerkennen, wir wollen als Deutsche dem Kämpfer für das, was er als das Wahre erkannt, dem auf den Sieg der Wahrheit

vertrauenden Streiter zur Seite stehen und ihm helfen, daß seine Hoffnung in Erfüllung gehe, mit deren Aussprechen er die Eingangsworte seines Buches schließt: „Von vielem Dunkeln und Trostlosen habe ich berichten müssen, die Lüge und das Vorurtheil liegen wie dicke Nebel über dem Lande meiner Heimat, aber wir wollen rastlos bleiben, und den Muth nicht sinken lassen: vincit veritas!“ . . .

Wien, 20. Oktober 1877.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Mein Onkel Bernhard	1
Martin der Rubel	27
Die Kleinrussen und ihr Sänger	83
Die geistigen Strebungen der Bulgaren	127
Thodika	191
Rumänische Poeten	245
Rumänische Sprichwörter	295

Nachdruck verboten.
Geſ. v. 11./VI. 1870.

Mein Onkel Bernhard.

Mein Onkel Bernhard ist eigentlich nicht mein Onkel gewesen, noch hat er Bernhard geheißen. Seine Schwester hatte einen entfernten Vetter geheirathet — das war die ganze Verwandtschaft. Aber wenn nicht nach dem Blute, so war er doch nach dem Herzen unser Aller Onkel. Die ganze Familie, so weit sie noch kurze Kleider oder Knabenjacken trug, wandte sich an ihn, wenn sie etwas haben wollte. Denn er war stets von der Nothwendigkeit bunter Bilderbücher und schöner Puppen tief überzeugt oder er gelangte doch leicht zu dieser Ueberzeugung: durch einen einzigen bittenden Blick aus Kinderaugen. Und wenn Jemand etwas nicht haben wollte, Schläge oder Schelte, so flüchtete er gleichfalls zu diesem kleinen, stillen Manne. Der Onkel Bernhard schüttelte den Kopf, hielt eine kurze, aber gewichtige Rede und ging dann als Vermittler zu den Eltern. In der Regel glückte es ihm auch, das Gewitter abzuwenden, denn, von den gütigen Müttern abgesehen, auch kein Vaterherz in der Sippe konnte ihm

widerstehen, wenn er in seiner milden, ernsten Weise sagte: „Schlage die Kinder nicht! Freue Dich, daß sie Dir leben und erblühen! Nicht Jeder hat es so gut!“...

Es war dies vielleicht nicht sehr logisch, noch lag darin besondere pädagogische Weisheit. Aber, wie gesagt, kein Herz widerstand diesen Worten, und geschadet haben sie wohl keinem seiner Schützlinge. Der ungeberdigste Range schämte sich, den Onkel Bernhard zu oft für sich bitten zu lassen und schmerzlicher, als die schneidigste Ruthe that es Jedem, wenn ihm dieser Mann endlich zürnte. Warum er so großen Einfluß auf uns hatte, war uns selbst nicht klar. Denn imponirend war er nicht, weder in seiner Erscheinung, noch in seiner Lebensstellung. Ein dürftiges, gedrücktes Männchen mit langem, hagerem, furchenreichem Antlitz, welches durch einen grauen Spitzbart nur noch länger und hagerer erschien. Dieser Spitzbart wurde allmählig weiß, aber im Uebrigen änderte sich das Antlitz nicht und auch die Kleidung war ewig dieselbe: ein langer, dunkelgelber Rock, im Sommer aus Nanking, im Winter aus Wolle. Außer dem Onkel Bernhard trug kein Mensch in der ganzen Stadt Czernowitz einen solchen Rock und kein Mensch führte auch eine solche Lebensweise. Am frühen Morgen und am späten Abend machte er lange, einsame Spaziergänge und den Tag über saß er in seinem Stübchen und schrieb auf läng-

liche Papierstreifen krause hebräische Zeichen. Das seien Beiträge für die hebräischen Zeitungen, erzählten die Leute, politische Artikel, und es sei eigentlich ewig schade, daß der kleine Mann das Deutsche nicht so gut erlernt, um für die Wiener Blätter arbeiten zu können, denn er sei nicht blos ein großer Talmudist, sondern auch ein „scharfer Schreiber". Und ein anderer, wirklicher Onkel, Salomon Brunnstein, pflegte immer zu sagen: „der Czar in Petersburg soll täglich Gott danken, daß unser Bernhard nicht Deutsch kann!" Von dem Ertrag dieser Arbeiten und den Zinsen eines kleinen Vermögens lebte der Mann und ersparte noch so viel, um alle Kinder, die er kannte, häufig durch Geschenke zu erfreuen. Das war aber auch die einzige Freude in seinem dunklen, einsamen Leben, und wenn wir, ein halbes Dutzend Rangen, auf seine Stube rückten, so konnte er mit uns spielen und fröhlich sein und so herzlich lachen, daß ihm die Thränen in's Auge traten. Wir begriffen gar nicht, warum die Erwachsenen immer sagten, der Onkel Bernhard sei doch eigentlich der unglücklichste Mensch, den diese Erde trage.

Kinder sind selten scharfe Beobachter. Vielleicht waren auch jene Thränen, die ihm da jählings über die Wange rannen, keine Freudenthränen. Vielleicht zuckte sein armes, zertretenes Herz nie schmerzlicher, als wenn er mit den fremden Kindern lachte und spielte....

Alles an diesem Manne hatte seine Geschichte: die Furchen im Antlitz, der lange, gelbe Rock und die länglichen Papierstreifen. Es soll auch Alles erzählt werden und sorglich der Reihe nach; nur von dem langen, gelben Rock berichte ich zuerst. Dieses sonderbare Kleidungsstück war aus einem Compromiß hervorgegangen, welches der Onkel Bernhard mit seiner Schwester Henriette abgeschlossen: er hatte im Schnitt gesiegt und sie in der Farbe. Als er vor manchem Jahr aus seiner Heimathsstadt in Russisch-Podolien nach Czernowitz gekommen, weil er nun Niemand mehr auf Erden hatte, als eben diese Schwester, da trug er jenen langen, schwarzen Talar, wie ihn die Juden des Ostens zu tragen pflegen, und nannte sich, wie er seit seiner Geburt hieß, Berisch Reinmann. Aber die Schwester lebte nicht umsonst bereits seit fünfzehn Jahren in der deutschen Stadt, sie war aus einer schlichten Hendl Reinmann eine emancipirte Henriette Schwarzenthal geworden und mühte sich, nun auch den Bruder mit den Segnungen einer vorgeschrittenen Cultur zu beglücken. „Du mußt Bernhard heißen", sagte sie ihm, und der kleine Mann remonstrirte ein wenig und fügte sich dann und hieß Bernhard. „Du mußt einen deutschen Rock tragen", gebot sie; aber dem setzte er hartnäckigen Widerstand entgegen, nicht aus Abneigung gegen die Cultur, sondern weil er sein Leben

lang den langen, weiten, bequemen Rock getragen. Aber sie fuhr fort, ihn zu bestürmen und so ließ sich Bernhard seinen neuen Talar aus dunkelgelbem Stoff machen. Das war keine „jüdische" Tracht mehr, und Henriette war zufrieden. Weitere Versuche, ihren Bruder „deutsch" zu machen, unterließ sie. Er selbst aber mühte sich freilich, still und verschämt, nach derselben Richtung, ohne daß es Jemand genau wußte. Er nahm Unterricht in der Sprache, die er bisher nur in einem corrumpirten Jargon gesprochen. Der alternde Mann wandte lange Jahre daran, das Hochdeutsche zu erlernen. Viele mögen nach diesem Quell westlicher Bildung sehnsüchtig gedürstet, Viele mögen schmerzlich darnach gerungen haben, aber vielleicht noch nie ein Mensch so innig, so eifrig, wie dieser kleine „jüdische Schreiber". Warum? Ihn trieb nicht der Durst nach Wissen, nicht die Hoffnung, das mühsam Errungene einst gut verwerthen zu können, ihn trieb keine Eitelkeit — sondern sein Herz, das zertretene Herz, welches sich rächen und Andere warnen wollte. Bernhard Reinmann wollte ein „deutscher Schreiber" werden, er wollte in deutschen Zeitungen gegen Rußland schreiben. „Was habe ich davon", seufzte er, „wenn ich für den „Hamagid" und den „Ibri" arbeite? (die beiden Hauptblätter in hebräischer Sprache.) Palmerston liest nicht den „Hamagid" und Thiers liest nicht den „Ibri". Ja,

wenn ich für die „Ostdeutsche Post“ schreiben könnte, für den Dr. Kuranda!“ Aber dieser Herzenswunsch ging nie in Erfüllung. Er erlernte das Hochdeutsche so weit, um jedes Buch lesen und verstehen zu können, zum Schreiben kam er nicht, sei's, daß ihm der Muth fehlte, oder daß er wirklich zu spät begonnen, um die Schwierigkeiten bewältigen zu können. Je älter er wurde, desto tiefer nagte diese vergebliche Sehnsucht an seinem Herzen. „Was“ — fragte er oft seine Besucher, indem er wehmüthig von den krausen Schriftzeichen aufblickte, „was thue ich jetzt? Ich flüstere! Ich aber möchte schreien, daß mich die Gewaltigen dieser Erde hören und sich ihrer Brüder erbarmen!“ . . .

Nun quält ihn dieses Dürsten längst nicht mehr und seine Seele ist befreit von jedem Weh, auch von dem bittersten, das sie bedrückt: der nagenden Erinnerung an das gemordete Glück. Denn mein Onke Bernhard ist todt, schon an die zwölf Jahre. Die Kinder weinten sehr, als man ihn begrub, denn Kinder sind egoistisch in ihrer Liebe. Aber die älteren Leute und seine Freunde meinten: „Ihm war der Tod ein Erbarmer! Nun sieht er Weib und Kinder wieder, nach denen er sich so sehr gesehnt!“ Auch mein Onkel Brunnstein sprach so, nur fügte er noch hinzu: „der Czar in Petersburg kann sich freuen, daß Berisch Rein-

mann gestorben ist, ehe er in der „Ostdeutschen Post“ seine Geschichte erzählt hat.“

Mein Onkel Brunnstein war ein guter und kluger Mann, aber ich glaube, daß er da doch diese Geschichte überschätzt hat. Ich, der ich sie nun erzähle, bin fern davon. Und was gar den Czaren in Petersburg betrifft, so hat sie gar keinen Bezug auf ihn. Aber ich glaube, es ist doch der Mühe werth, zu erzählen, wie Berisch Reinmann der unglücklichste Mensch wurde, den diese Erde trug.

Wie? Im Grunde nur durch ein Mißverständniß. Aber wehe dem Staate, in welchem ein solches Mißverständniß passiren kann. „Das ist der schlimmste Fluch schlechter Menschen,“ sagt ein Weisheitsspruch des Orients, „daß sie nicht gut werden können, selbst wenn sie wollen.“ Das ist der Fluch tyrannischer Staaten, daß sie nicht gerecht sein können, selbst wenn sie wollen, daß sie auch da zermalmen müssen, wo sie sich mühen, zu erheben und zu beglücken....

Unzählige wissen, gleich mir, um die Geschichte dieses Mannes. Wäre die Wahrheit nicht ohnehin allimmer die einzige Göttin, der ich diene, so zwänge mich schon dieser äußere Grund, nichts hinzuzufügen, nichts zu verschweigen.

Berisch Reinmann war bis in sein vierzigstes Jahr ein glücklicher Mensch. Armer Eltern Sohn, hatte er

sich aus eigener Kraft ein ansehnliches Besitzthum, einen fröhlichen Hausstand geschaffen. Er war Getreidehändler in einer kleinen Stadt des russischen Podoliens, dicht an der österreichischen Grenze. Das ist ein Handel, zu dem viel Klugheit und Glück gehört. Die Ernte wird, bei den verlotterten Verhältnissen des dortigen Grundbesitzers, der nicht zuwarten kann, gewöhnlich schon im Frühling an den Händler verkauft, so daß ihn, nicht den Grundbesitzer, alle Noth eines Mißjahres trifft, freilich auch aller Segen eines guten Jahres. Man kann da, trotz aller Vorsicht, arm werden, freilich auch in kurzer Zeit zu Reichthum gelangen. Reinmann wurde reich. Zudem hatte er ein liebes Weib und zwei blühende Kinder. Das Weib war kränklich, die Ehe war lange Jahre kinderlos geblieben, um so ängstlicher hegte und pflegte der Mann den Segen, der ihm so spät, fast nicht mehr erhofft, gekommen. Auch sonst hatte er allen Grund, mit seinem Geschick zufrieden zu sein. Er hatte einen ausgezeichneten Ruf unter seinen Mitbürgern und war sich bewußt, ihn durch Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit vollauf verdient zu haben. Mit den Behörden kam er gut aus, weil er die Welt nahm, wie sie war. Er wußte, daß die beiden Gewaltigen seines Heimathsstädtchens, der Richter und der Polizeimeister, nicht berechtigt seien, Geschenke von ihm zu fordern, aber wenn sie es thaten,

ſo gab er ihnen den gewünſchten, nicht eben niedrig bemeſſenen Tribut. Er hatte keinen Grund, ſie zu fürchten, aber er wußte, daß ſie ihm leicht das Leben ſauer machen konnten, wenn ſie wollten. „Jeder thut's," dachte er, „ich werde Rußland nicht anders machen."

Da ſtarb der alte Polizeimeiſter, ein neuer trat an ſeine Stelle. Ich würde den Namen gerne nennen, aber er iſt mir im Laufe der Jahre entfallen. Der Mann war eine habgierige Beſtie; wer es gelinder ausdrücken wollte, würde lügen. Er hatte in der Armee gedient und war da ſeiner Trunkſucht und einer ſchmutzigen, unzüchtigen Geſchichte wegen entlaſſen worden. Aber einer der mächtigſten Beamten des Gouvernements Podolien war ſein Vetter. Wer einen ſolchen Vetter hat, braucht in Rußland nicht zu ſorgen; der ſchimpflich Entlaſſene erhielt jenes Amt, welches ihn auch in Ehren reichlich nähren konnte. Zu einem ausſchweifenden Leben, wie er es führte, reichten freilich die regelmäßigen Einnahmen nicht hin, auch jener ungeſetzliche Tribut nicht, den ihm die Leute, wie dem Vorgänger, ohne Widerrede zollten. Er erhöhte den Tribut, er ließ ſich jede Amtshandlung, zu der er verpflichtet war, bezahlen — die Leute murrten, aber ſie fügten ſich. Reinmann war der reichſte Jude im Orte, er hatte darum mehr zu leiden, als die Andern; er mußte nicht blos die größten Summen opfern, ſondern

auch im Vergleich zu seinem Vermögen größere, als die anderen Glaubensgenossen; aber er war gleichwohl der Einzige, der nicht murrte. „Ich werde Rußland nicht anders machen", wiederholte er resignirt sein Sprüchlein und zahlte.

Aber gerade diese Resignation ward ihm zum Verderben. „Wenn dieser Jude," dachte der Polizeimeister, „tausend Rubel zahlt, ohne eine Miene zu verziehen, so wird er jammern, wenn ich zweitausend von ihm verlange, aber er wird sie bezahlen." Und darnach handelte auch der Edle bei der nächsten Gelegenheit, die er vom Zaune zu brechen wußte.

Er irrte. Der Jude jammerte nicht. Wohl aber sagte er, nachdem er das Geld auf den Tisch gezählt: „Herr, Sie richten mich zu Grunde. Das ist keine Uebertreibung, — ich kann es Ihnen nachweisen. Ich will nicht Ihre Großmuth anrufen, aber seien Sie klug! Ein kluger Wirth schlachtet nicht die Kuh, die ihm Milch gibt!"

Der Polizeimeister wurde verlegen. Dann half er sich durch einen feinen Scherz: „Ihr seid ja keine Kuh, Berisch, sondern ein Jude, also ein Schwein! He! he!"

Berisch verzog keine Miene. Wer als Jude in Rußland und Polen aufwächst, wird solche Scherze gewohnt. „Beherzigen Sie meine Worte", sagte er nur noch zum Abschiede.

Der Polizeimeister beherzigte sie wirklich — durch volle vier Wochen. Dann schickte er zu Reinmann und ließ ihn um ein kleines Darlehn bitten.

„Wie viel?“ fragte der Jude den Boten.

„Tausend Rubel!“

„Die gebe ich nicht. Geh't!“

Der Bote, ein junger, untergeordneter Beamter, stand starr vor Staunen. So hatte noch nie ein Jude mit ihm zu sprechen gewagt, wenn er im Auftrage des Gewaltigen kam. „Bist Du verrückt?“ fragte er.

„Geh't!“

Es war etwas in dieser Stimme und dem Ausdruck der Augen, was den jungen Menschen fast unheimlich berührte. Er ging rascher, als er gekommen.

Der Polizeimeister schäumte vor Wuth. Eine Stunde darauf erhielt Reinmann eine officielle Vorladung, sofort auf dem Amte zu erscheinen.

Er kam auch alsogleich.

„Warum leihst Du mir die tausend Rubel nicht?“ begann der Polizeimeister.

„Wenn ich darum amtlich vorgeladen bin,“ war die Antwort, „so will ich Ihnen den Grund zu Protokoll sagen.“

„Ich werde Dich zu Grunde richten!“

„Das haben Sie ohnehin halb gethan. Für die andere Hälfte will ich mich wehren!“

„Wehren? — gegen mich! Weißt Du, wer mein Vetter ist?"

„Der Czar ist er nicht!"

Der Jude wurde entlassen; dem Polizeimeister fiel es nämlich, trotz alles Nachdenkens, nicht ein, warum er den Mann eigentlich amtlich hatte vernehmen wollen.

Einige Tage darauf — es war gegen Ende Juni — wußte er es. Eine verschollene, längst nicht mehr gehandhabte Verordnung verbietet es den Juden, christliche Diener und Taglöhner zu halten. Reinmann beschäftigte das ganze Jahr hindurch an fünfzig christliche Schaffner und Fuhrleute und zur Erntezeit oft ein halbes Tausend Mäher.

Als ihm der Polizeimeister das Verbot publicirte, erbleichte er, faßte sich aber rasch.

„Ich werde an das Gouvernement recurriren," erklärte er. „Um meinetwillen, wie um meiner Leute willen. Ich werde gänzlich ruinirt, aber auch sie werden brodlos. Und sie sind ja rechtgläubige Christen!"

Die Entscheidung kam, bereits nach einer Woche. Der Polizeimeister habe nach dem Gesetze gehandelt; dem unbefugten Querulanten wurde eine Muthwillensstrafe auferlegt.

Der Jude war verzweifelt, aber die Theilnahme seiner Glaubensgenossen rettete ihn aus der Noth. Sie standen ja gut mit dem Polizeimeister, sie durften

christliche Arbeiter halten. So übernahmen sie denn alle Rechte und Pflichten Reinmanns. Er kam dabei nicht ohne schweren Verlust weg, aber das Schlimmste blieb vermieden.

Bis zum Herbste blieb Alles ruhig. Der Polizeimeister schien des tödtlich gehaßten Mannes nicht mehr zu gedenken. Da wurde in einer Oktobernacht des Juden Haus von Polizisten umstellt und durchsucht, er selbst aus dem Bette gerissen und in's Gefängniß geschleppt. Mit Ketten gefesselt, lag er dort acht Tage auf faulendem Stroh, bei Wasser und Brot. Endlich erfuhr er, wessen er beschuldigt wurde: er habe seinem Nachbar, dem Küster, ein Säckchen Getreide gestohlen. Dasselbe war bei der Hausſuchung im Keller vorgefunden worden, und der Küster hatte durch Eid erhärtet, daß das Säckchen Weizen sein Eigenthum sei und ihm kürzlich abhanden gekommen.

Das war auch gewiß kein Meineid. Aber ebenso wenig zweifelte Jemand, wie das Säckchen in des Juden Haus gekommen: durch die Polizisten selbst, bei der Hausſuchung.

Die Familie des Unglücklichen bot Alles auf, ihn aus dem Kerker zu befreien, oder mindestens aus den Händen seines Todfeindes. War in der That seine Schuld so offenkundig, so hatte die Polizei kein weiteres Anrecht auf ihn, sondern die judizielle Instanz, der

Stadtrichter. Ein tragisches Zusammentreffen spornte noch diesen Eifer der Verwandten. Das Weib Reinmanns, ohnehin immer kränklich und hinfällig, war einige Tage nach seiner Verhaftung an den Folgen des Schrecks und aus Kummer verschieden. Sie mühten sich daher doppelt, den beiden verwaisten Kindern mindestens den Vater baldmöglichst zurückzugeben.

Der Stadtrichter war ihnen dabei behülflich, vielleicht auch nicht ohne äußere Gründe — gleichviel! er bestand energisch auf seine Rechte, den Gefangenen ausgeliefert zu erhalten. Der Polizeimeister that es gleichwohl erst dann, nachdem er von den Verwandten fünfhundert Rubel hiefür erhalten.

Die Untersuchung dauerte kurz. Der Angeschuldigte wurde, trotz des corpus delicti, freigesprochen. Das Gericht, hieß es in dem Urtheil, habe gleichwohl die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Mann von dem Charakter und Vermögen Reinmanns sich unmöglich so weit habe vergessen können, seinem Nachbar ein Säckchen Weizen zu stehlen.

Auch dies Urtheil mag, trotz der Unschuld Reinmanns, einiges Baargeld gekostet haben; es ging aber nicht anders.

Als der Jude wieder in sein Haus trat und den Tod seines Weibes erfuhr, entlud sich sein Schmerz in heißem, tagelangem Weinen. Dann aber wurde er

merkwürdig ruhig, so ruhig, daß es den Kindern und Verwandten fast unheimlich war. „Jetzt will ich erst mein eigentliches Recht suchen", sagte er, und wenn sie ihm sein eigenes weises Sprüchlein vorhielten: „Du wirst Rußland nicht anders machen", so schüttelte er den Kopf und sagte: „In diesem einen Stück muß ich es versuchen, wenn nicht um meinet-, so doch um Gottes willen. Er, der Ewig-Gerechte, soll auch hier nicht zu Schanden werden!"

Was er plante, erzählte er Niemand. Man erfuhr es erst später, daß er habe nach Petersburg gehen und dem Czaren seine Geschichte erzählen wollen.

Ein Zufall, scheinbar günstig, ersparte ihm die Reise. Ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sollte in den nächsten Tagen auf seinem Wege aus dem Auslande nach Kiew ein Nachbarstädtchen passiren und daselbst Nachtruhe halten. Dem Großfürsten ging ein guter Ruf voraus; man sagte ihm nach, daß er eben so edel als energisch sei; man freute sich, daß ihm ein wichtiger Verwaltungsposten in Kiew zugefallen.

Der Ruf trog nicht, das sollte auch Berisch Reinmann erfahren. Es kostete ihm viel Geld und Mühe, noch am späten Abend eine Audienz bei dem hohen Herrn zu erhalten; aber als er vor ihm stand, da schien auch Alles gewonnen. Der junge Prinz hörte ihn trotz der Ermüdung leutselig an und gerieth in tiefste Er-

regung. „Entsetzlich", rief er und rang die Hände; die Thränen traten ihm in die Augen. Seine reinmenschliche Antheilnahme, wie sein Patriotismus hatten gleichen Antheil an dieser Erregung. „Ich danke Ihnen!" rief er. „Sie haben Recht, derlei darf die Sonne nicht bescheinen." Er notirte sich Alles ausführlich. „Ich werde den Fall untersuchen lassen, strengstens, sofort, wenn ich in Kiew anlange.... Ich werde das Gouvernement anweisen...."

„Das Gouvernement?" fiel ihm der Jude in's Wort. Und er erzählte die Geschichte von dem Vetter.

Wieder gerieth der Fürst in tiefste Erregung. „Das ist ja furchtbar!" rief er. „Dann sind ja auch jene Verläumdungen, welche elende Buben im Auslande —"

Er stockte. Es übermannte ihn, daß ja dann jene Männer im Exil keine „elenden Buben" seien und ihre Anklagen keine Verläumdungen....

Er wandte sich ab. Dann trat er das gebückte Männchen hart an. „Lügen Sie nicht?" fragte er und bohrte ihm die blitzenden Augen in's Antlitz.

Der Jude hielt den Blick ruhig aus. „Es ist Alles wahr," sagte er feierlich. „So wahr, als mir meine Kinder theuer sind; so wahr, als ich hoffe, dereinst wieder mit meinem Weibe vereinigt zu sein!"

„Gut!" sagte der Großfürst nach einer Pause.

„Ich werde die Untersuchung von Kiew aus direkt führen!...“

... Drei Wochen waren seit dieser Unterredung vergangen, da erhielt der Polizeimeister eines Morgens ein Telegramm aus Kiew, aus der Kanzlei des Großfürsten. Es lautete: „Der Kaufmann Berisch Reinmann ist zum Zwecke amtlicher Untersuchung unter strengster Bewachung sofort hieher einzuliefern.“

Der Unhold jubelte. Nun hatte er ja sein Opfer wieder in den Krallen. Das Telegramm legte er sich so aus, daß das Obergericht das freisprechende Urtheil des Stadtrichters bemängelt und die Untersuchung wegen Diebstahls neuerdings eröffne.

Er ließ Reinmann verhaften, fesseln und stellte ihm einen Zwangspaß aus: „Inquisit, von Kiew requirirt.“ Dann beordnete er zwei Kosaken, die den Unglücklichen von Station zu Station, das heißt: von Gefängniß zu Gefängniß befördern sollten. „Besonders gefährlich“, schrieb er noch überdies hinein, und um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, ordnete er auch gleich an, wie die Kosaken den Mann escortiren sollten: zwischen den beiden Pferden, die beiden Arme an die Steigbügel gebunden ...

Das war Alles, was er vorläufig für seinen Todfeind thun konnte. Aber für dessen Kinder konnte er mehr thun. Es waren dies ein sechsjähriger Knabe

und ein vierzehnjähriges Mädchen. Die blieben nun ganz verlassen, die Mutter war todt, der Vater in Haft. Das Gesetz schreibt vor, daß in solchen Fällen sich die Behörde der Verlassenen annehmen müsse. Der Polizeimeister nahm sich ihrer an und versorgte sie. Den Knaben steckte er in das nächste Kloster der griechisch-orthodoxen Basilianer. Welchem Hause er aber das Mädchen anvertraute, das zarte, reine, bisher ängstlich behütete Kind, das — sträubt sich die Feder, niederzuschreiben . . .

Es dauert lange, bis man von der Grenze nach Kiew kommt, besonders wenn man die Reise in der Art machen muß, wie Berisch Reinmann. Hätte ihn nicht eine wilde, verzweifelte Energie aufrecht erhalten, er wäre wohl den unsäglichen Mühsalen dieser Wanderung unterlegen.

Endlich, endlich war Kiew erreicht. Zwei Tage saß er da im Kerker, da trat am dritten Morgen in aller Frühe ein junger Offizier, ein Adjutant des Großfürsten, in seine Zelle.

„Kommen Sie!“ rief er ihm athemlos entgegen. „Der Großfürst ist trostlos über das Mißverständniß, dessen Opfer Sie geworden sind. Er erwartet Sie in seinem Schlosse!“

„Ein Mißverständniß!“ murmelte der gebrochene Mann und ließ die Thränen fließen, die ihm ungestüm

aus den Augen brachen. Alle Qual hatte er thränenlos ertragen, die jähe Rettung warf ihn fassungslos nieder.

Auch der Adjutant war erschüttert. Er geleitete den Wankenden sorglich zum Wagen und hob ihn hinein. „Der Großfürst wird Ihnen Alles aufklären", sagte er. „Ich bin überzeugt, Sie werden die glänzendste Genugthuung erhalten."

Der Jude nickte stumm. „Mein armes Weib wird doch nicht wieder lebendig", dachte er, „und was ich gelitten habe, kann mir auch Niemand ersetzen und vergüten." Laut aber fragte er:

„Gnädigster Herr, wie ist es zugegangen?"

Der Adjutant konnte es ihm ganz genau erzählen.

„Ein Mißverständniß!" betonte er. Es war in der That nur ein solches. Als der Großfürst in Kiew ankam, erinnerte er sich seines Versprechens und ließ den Präsidenten des Tribunals zu sich bitten, um den Fall mit ihm zu berathen. Der Präsident empfahl, den Juden nach Kiew kommen zu lassen, um vor Allem ein sicheres Substrat der Anklage zu gewinnen und ferner, weil dieser Hauptzeuge hier unbeeinflußt bleiben könne. Denn er erinnerte sich aus seiner Praxis manches Falles, wo derartige Untersuchungen zu keinem Resultate geführt — man hatte nämlich inzwischen auf die Beschädigten durch Drohungen oder Geld so energisch eingewirkt, daß sie sich urplötzlich nicht mehr für beschädigt

erachteten. Der Großfürst meinte, er glaube nach jenem Eindruck, den ihm der Mann gemacht, wohl nicht an eine solche Gefahr, stimme aber im Uebrigen zu, daß er hierher gebracht werde.

In seinem Eifer übernahm er es selbst, dies zu veranlassen und sagte seinem vortragenden Rath: „Sorgen Sie dafür, daß der Kaufmann Berisch Reinmann aus B. sich baldmöglichst hier einfindet.“ Aber ein vortragender Rath führt natürlich solche Aufträge nicht selbst aus. Er sagte darum einem der Departements-Chefs der Kanzlei: „Der Großfürst wünscht, daß der Kaufmann ꝛc. baldmöglichst hierher gebracht wird. Sie bürgen mir für die genaue Ausführung, es ist eine Amtssache.“ Worauf der Departements-Chef seinem Secretär auftrug: „Lassen Sie den Kaufmann ꝛc. sofort unter allen Vorsichtsmaßregeln und strengster Bewachung zum Zwecke amtlicher Untersuchung hierher schaffen.“ Der Secretär aber wandte sich natürlich sofort telegraphisch an jene Behörde, welcher die Vollziehung solcher Aufträge für ihren Sprengel oblag, an das Polizei-Amt von B.

Der Jude schwieg, als ihm der Adjutant diese Geschichte auf dem Wege zum Schlosse erzählte und nickte nur immer, als verstünde sich Alles von selbst, was da geschehen und als müßte er es billigen. Dann, nachdem er eine Weile mit geschlossenen Augen da-

gesessen, schlug er sie plötzlich voll auf und sagte mit lauter, harter Stimme einen hebräischen Spruch vor sich hin.

„Was heißt das?" fragte der Offizier.

„Ein Spruch unserer Väter," war die Antwort. „Uebersetzen läßt er sich schwer."

Dieser Spruch aber, einer der düsteren, dunklen Sätze der Kaballa, lautete: „Aus Fluch wird Fluch und aus Sünde wird Sünde bis in's letzte Glied. So aber die Sünder fühlen, daß ihr Maß voll ist, und ihnen grauet vor Gottes Gericht und sie wollen büßen und sühnen, so wird Er ihren Verstand verwirren und aus der Sühne wird wieder Sünde werden, auf daß sich an ihnen erfülle, was sie verdient."

Der Großfürst empfing ihn freundlich und doppelt freundlich, als er sah, wie furchtbar der Unglückliche sich in den wenigen Wochen verändert. „Es soll Ihnen Gerechtigkeit werden", versprach er und hielt auch sein Wort, so weit er konnte.

Acht Tage später stand der abgesetzte Polizeimeister in Kiew vor dem Großfürsten. Auch der Jude war zugegen. Anfangs leugnete der Mann heftig, je Erpressungen geübt zu haben und „hielt es unter seiner Würde, sich gegen einen solchen notorischen Dieb zu vertheidigen." Aber mitten während des Verhörs wurde dem Großfürsten ein Telegramm überbracht, welches

eben aus B. eingelangt. Die Polizisten hatten bei der dort eingesetzten Untersuchungs-Commission gestanden, daß sie jenes Säckchen mit Getreide vom Polizeimeister vor der Haussuchung erhalten und mitgenommen, um es dann geschickt im Keller zu „finden".

Da leugnete der Elende nicht mehr, sank in die Kniee und winselte um Gnade.

Schon zwei Tage darauf stand er vor den Richtern. Reinmann wohnte der Verhandlung auf der Zeugenbank bei.

Die Prozedur war kurz. Das Urtheil lautete auf zwanzigjährige Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken und Ersatz der erpreßten Summen an Reinmann.

Nach der Publication erbat sich der Ruchlose das Wort.

Er sagte:

„Ich weiß, daß es keine Appellation gegen das Urtheil gibt und nehme es an. Um aber dem hohen Gerichtshofe zu beweisen, daß ich im Grunde meines Herzens doch ein guter Mensch bin, will ich den Juden hier aus der Besorgniß reißen, die ihn gewiß, um seiner Kinder willen, erfüllt. Ich habe gut für sie gesorgt, mein Herzensfreund!"

Der Jude beugte sich zitternd vor und heftete seine Augen in Todesangst auf das Antlitz des Feindes.

„Sehr gut!“ fuhr dieser langsam fort. „Was zunächst Deine Tochter betrifft, so habe ich sie zu einer Frau gegeben, die sich bereits manches vereinsamten jungen Mädchens angenommen hat, zur alten Iwanowna — Du kennst sie, Berisch?“

Er kannte sie. Seiner Brust entfuhr ein Schrei, so wild, so schrill, daß die Richter entsetzt von ihren Sitzen auffuhren . . .

„Und was Deinen Sohn betrifft“, fuhr der Unhold fort, „so mußt Du mir gleichfalls dankbar sein! Er wird nicht in der Hölle braten, wie Du, ungläubiger Jude! Die hochwürdigen Mönche haben ihn getauft, er wird in Christi Reich eingehen!“

Da griff sich der Unglückliche nach dem Herzen, als hätte ihn da ein Schuß getroffen und sank ohnmächtig zu Boden — — —

Man fürchtete anfangs, er werde wahnsinnig werden oder sterben vor Schmerz. Aber das Menschenherz kann mehr erdulden, als man gewöhnlich glaubt. — Berisch Reinmann blieb leben.

Der Großfürst sorgte dafür, daß ihm die Tochter sofort zurückgegeben werde. Den Sohn konnte auch er dem Vater nicht zuwenden — hier hatte seine Macht ihre Grenze. Wer einmal in den Schooß der herrschenden, rechtgläubigen Kirche in Rußland aufgenommen worden, darf ihm nicht wieder entzogen werden. Schon

der Versuch ist ein Capitalverbrechen, welches mit dem Tode bestraft wird — noch heute!

Berisch Reinmann blieb in B., weil sie ihm die Tochter sterbenskrank in's Haus gebracht und harrte ihrem Tode entgegen. Er wußte, daß sie nicht genesen könne — sie hatte zu Furchtbares erduldet ... Nach ihrem Tode übersiedelte er nach Czernowitz. Das ist die Geschichte von meinem Onkel Bernhard.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 1870.

Martin der Rubel.

Als ich unseren Martin zum ersten Male sah, trug er nur ein Hemde, noch dazu kein reines, denn es war Freitag und er wechselte es nur jeden Sonntag Morgens. Als ich ihn zuletzt sah, vor mehreren Monaten, war er sehr elegant gekleidet, hatte einen feinen Pelz aus Edelmarder und obendrein die Verdienstmedaille, den Stanislaus- und den Takova-Orden. Freilich lagen zwanzig Jahre dazwischen, aber es weist doch immer auf besondere Fähigkeiten, wenn man als achtjähriger Knabe nur ein Hemde an hat und als achtundzwanzigjähriger Mann so viele schöne Sachen.

Besondere Fähigkeiten? Ja wohl! Aber nicht Fähigkeiten des Geistes, sondern des Charakters. Ich denke, es ist der Mühe werth, von dieser Carrière zu erzählen. Nicht um des Martin Barsczynski willen — bewahre! Aber es gibt sehr Viele, wie er ist. Wie viele, weiß freilich außer Gott nur die dritte Abtheilung der Kanzlei des Czaren.

Beginnen wir mit dem Ei der Leda, was diesmal den hochwürdigen Herrn Konstantin Barsczynski bedeutet. Der Name heißt zu deutsch „Suppenmann", aber „nomen — omen!" — das läßt sich da wahrhaftig nicht sagen! Der Herr Konstantin war der Sohn armer ruthenischer Bauersleute aus der Vorstadt Wygnanka bei Barnow. Mit Schlägen und Hirsebrei ward er aufgezogen und gerieth durch einen Zufall, statt als Schafhirt auf die Haide, als Fibelschütz auf die letzte Bank der polnischen Klosterschule, wo man die Ruthenen duldete. Das war aber eine unangenehme Gegend, die Wetterregion, wo sich die Schläge der Mönche entluden. Nachdenklich rieb sich der junge Bauernlümmel seinen Rücken und — saß plötzlich in der vordersten Bank. Er war Pole geworden und wollte eben zum römisch-katholischen Ritus übertreten, als sich der griechisch-unirte Seelsorger von Wygnanka ins Mittel legte und seinem Ritus das Schaf zu retten suchte. Das war leicht, denn Konstantin bedang sich nur aus, daß man ihn durch acht Jahre im Gymnasium zu Tarnopol erhalte. Dies schien wirklich ein bescheidener Preis für eine unsterbliche Seele und das Geschäft ward abgeschlossen. Konstantin blieb griechisch und ein Ruthene, kam nach Tarnopol und saß da acht Jahre. Damit ist zugleich seine Hauptthätigkeit erwähnt. Daneben bemühte er sich, die so nöthige Verbindung zwischen

Lehrern und Schülern herzustellen, indem er ersteren mittheilte, was sie von letzteren interessiren konnte. Und neben dem Sitzen und Denunciren betrieb er endlich auch seine Studien, aber langsam und ohne unersättlich zu sein. Im Gegentheil! er war da sehr genügsam, theils weil seine Hauptthätigkeiten ihn hinderten, theils weil er trotz aller List ein dummer Junge war. Auch wollte er ja nur Theologie studiren und war wohl der Ansicht, daß das Wort Gottes durch eigene Kraft auch im dunkelsten Hirn genügend leuchte. Jedenfalls brauchte man damals als künftiger Theologe keine Maturitätsprüfung zu machen. So kam denn Konstantin ins Seminar zu Przemysl und that, was er früher gethan: er saß sehr viel, denuncirte viel und studirte wenig. Als aber die Zeit der Prüfungen heranrückte, da dachte Konstantin reiflich nach und beschloß, wenn auch mit einigem Widerstreben, sich in die Nichte eines einflußreichen Domherrn zu verlieben. Diese Leidenschaft fachte er mit zäher Ausdauer in seinem Herzen an und es gelang ihm, obwohl eine starke Willenskraft dazu nöthig war, denn das Mädchen war häßlich, aber arm; alt, aber es hatte einen schlechten Ruf. Endlich, vier Wochen vor der Prüfung, konnte Konstantin sein Herz nicht mehr bezähmen, er gestand dem Mädchen seine Liebe. Sie war erstaunt, sprach aber mit dem Domherrn; dieser war erstaunt, sprach aber mit den Examinatoren;

die Herren waren erstaunt, ließen aber den Konstantin durch, obwohl er auf die Frage nach dem Concil zu Nicaea nichts zu erwidern wußte, als nach vielem Nachdenken: „Heilige Väter waren dort, welche lange beisammen gesessen sind!“ Das war wenigstens nicht unrichtig und der Candidat wurde approbirt. Gleich darauf verließ ihn seine Willenskraft, mit der Willenskraft die Liebe und als ehrlicher Mann schrieb er dem Mädchen offen, wie es nun um sein Herz stehe. Schrieb's, wartete die Antwort nicht ab und ging nach Tarnopol, sich um eine Pfarre zu bewerben. Dort lebte ein Mann, der zwar arm war, aber sehr vielen Einfluß und eine erwachsene Tochter hatte. Das Mädchen war jung, hübsch, aber es hatte bereits geliebt und der Beweis hiefür war schon anderthalb Jahre alt. Nun — Konstantin hatte keine deutschen Dichter gelesen, also auch den Hebbel nicht; der Mann konnte darüber hinaus, er heirathete das Mädchen und sollte eben eine stattliche Pfarre erhalten, als von Przemysl her das Wetter anzog und des Domherrn Nichte sich über ihm entlud. Die Heirath war nicht mehr rückgängig zu machen, aber Konstantin erhielt wenigstens die erbärmlichste Pfarre im Lande. Das war ein verhungertes Haidedörfchen an der Grenze, welches bezeichnend genug „Czortówka“ heißt, „Teufelsörtchen“. Da saß nun der hochwürdige Barszynski und außer einem jährlichen Familienzuwachs

gewann er geringes Besitzthum und außer der Suppe im Namen war wenig Eßbares im kleinen, moderigen Pfarrhäuschen in der Haide . . .

Es ging ihm aber auch sonst recht schief. Der ruthenische Landclerus besteht aus schlichten, aber braven, und ehrenhaften Männern, welche es übel aufnehmen, wenn Einer aus ihrer Mitte sich so stark über Herzensempfindungen täuscht, wie Konstantin in Přzemyśl, oder so leicht über eine Kleinigkeit hinwegsetzt, wie Konstantin in Tarnopol. Der Hochwürdige von Czortówka war ein Verwehmter, und seine Amtsbrüder verkehrten nur so viel mit ihm, als sie mußten. So war er denn auf seine Bauern angewiesen; aber auch diese wichen ihm aus, wo sie konnten. Sie mußten sich von ihm taufen, copuliren und begraben lassen und wenn er dabei die Familien aus Leibeskräften schindete, so mußten sie sich's gefallen lassen; aber dafür noch ein freundliches Gesicht zu zeigen, hielten sie mit Recht für überflüssig. Im Pfarrhause selbst aber gab es wohl viele Abwechslung, denn bald prügelte Konstantin sein Weib, bald das Weib ihn, jedoch gewährte dies, bei Lichte besehen, auch nur geringe Freuden. So hatte Konstantin schließlich nur einen einzigen Freund und Tröster, den Schnaps. Aber Schnaps kostet Geld und wenn ein armer Pfarrer trinkt, so hungern Weib und Kind und sein Erstgeborener

hat selbst im achten Jahre kein anderes Bekleidungsstück als ein Hemde . . .

Damit ist erklärt, warum Martin Barsczynski zum ersten Male, da ich ihn sah, nur eben ein Hemde trug. Ich bin sein Altersgenosse und war also damals nicht zu scharfer Beobachtung geeignet; gleichwohl fiel mir diese geringfügige Bekleidung auf und ich faßte sie von meinem erhabenem Standpunkte aus scharf ins Auge. Diese Erhabenheit ist sowohl moralisch als körperlich zu nehmen, denn erstens trug ich damals mehr als ein Hemde, sogar einen neuen Frühlingsanzug; zweitens saß ich in der Kutsche meines Vaters, welcher in Erfüllung seiner Amtspflicht nach Czortówka gekommen war und mich an dem wunderschönen Frühlingstage mitgenommen hatte. Da saß ich denn vergnüglich in der Kutsche, während er im Dorfe seinen Kranken nachging, und bewunderte den Martin und ließ mich von ihm bewundern. So glotzten wir Buben uns eine lange Weile an, bis ich endlich fragte: „Du, warum trägst du keine Hosen?" Er schaute mich erstaunt an, steckte den Finger in den Mund, sog daran, doch war offenbar die Antwort nicht darin, denn plötzlich fragte er: „Warum trägst du Hosen?" Nun war ich sehr verblüfft und meinte zaghaft, das thäten ja Alle. Aber Martin schüttelte den Kopf. „Nur die Männer!" sagte er, „mein Vater trägt auch welche." — „Wer ist denn dein Vater?"

fragte ich. Er zuckte die Achseln und deutete über den Rücken mit dem Finger nach dem Pfarrhause. „Dort!“ sagte er geringschätzig. Und dann fügte er rasch hinzu: „Er ist heute wieder besoffen!“ — „Warum?“ — „Weil gestern eine Leiche war.“ Der Zusammenhang war mir nicht ganz klar, aber ich kam nicht dazu, mich darüber zu instruiren, denn Martin fuhr mit großer Entschiedenheit fort: „Was er gestern verdient hat, versäuft er heute. Mein Vater ist ein Lump. Meine Mutter sagt es immer. Meine Mutter sagt, daß mein Vater ein Schurke ist. Ein Schurke sein, sagt meine Mutter, kann nicht Jeder, dazu muß man Verstand haben. Mein Vater, sagt die Mutter, ist ein dummer Schurke. Mein Vater, sagt sie — o weh! . . .“

Der letztere Ausruf war wohlbegründet. Unser Kutscher Fedko, ein ältlicher, schweigsamer Mensch, welcher bei den Pferden stand und bisher langsam, aber nachdrücklich die Peitsche hin- und hergeschwungen, hatte damit plötzlich das Hintertheil des Knaben fein, aber gut getroffen. Heulend lief Martin davon und rieb sich die Stelle. „Der junge Hund“, murmelte Fedko grimmig, „ja, ja, Unkraut trägt keine Rosen . . .“

Das war meine erste Begegnung mit unserem Martin und sie blieb mir in Erinnerung, schon deshalb, weil sie auch für mich eine kleine Unannehmlichkeit im Gefolge hatte. Denn Fedko erzählte meinem Vater von

unſerer Unterredung und der nahm ſie mir gewaltig übel. „Mit böſen Buben ſprichſt du mir nie wieder", verbot er kategoriſch.

Aber — das Verbotene reizt. Als ich ein Jahr päter den Martin auf dem Wochenmarkte zu Barnow gewahrte, machte ich mich doch wieder an ihn. Ich hatte ihn ſofort erkannt, obwohl er viel prächtiger auftrat, als damals in Czortówka. Er trug eine Hoſe, noch mehr: Stiefel, Rock und Hut, freilich Alles ſehr ſchäbig und defekt. Die Veränderung reizte meine Neugier, ich ging näher und ſchaute ihn an. Auch er erkannte mich ſofort und ſtreckte mir zur Begrüßung die Zunge entgegen. Dann aber ſagte er ſtolz: „Siehſt du — Hoſen! Auch Stiefel! Jetzt weiß ich auch, warum ich damals nur ein Hemde getragen habe: Weil wir kein Geld gehabt haben, der Vater hat Alles verſoffen. Jetzt ſäuft er auch noch, aber der Pfarrer von Wolowce iſt geſtorben und mein Vater verſieht die Pfarre und verdient viel Geld. Lange wird aber die Freude nicht dauern. Die Mutter ſagt immer: der Vater hat viel Feinde, der Vater iſt dumm und ſchlecht — man wird ihm die gute Pfarre nicht laſſen. Mein Vater — o weh —."

Es iſt nicht Willkür, wenn ich auch dieſe zweite Rede unſeres Martin mit einem Weheruf ſchließen laſſe. Ich gebe nur der Wahrheit die Ehre, es hat ſich

wirklich so begeben. Diesmal war freilich nicht unser Fedko zur Hand, aber eine blasse, magere Frau in altmodischer, verblichener Kleidung, die Mutter, welche plötzlich ihre knochigen Finger um das Ohr des Knaben krallte. Er lief davon, sie ihm nach, ich hinterdrein. Aber im Gewühle des Marktes kamen sie mir aus dem Gesichte.

Zwei Jahre später, im September, sollte ich den Knaben wiedersehen. Es war auf dem Platze vor dem Gymnasium zu Czernowitz und in einer Stunde, welche für mich sehr wichtig war. Da stand ich mit Papier und Tintenfaß, Lineal und „Faullenzer" gerüstet und harrte zitternd mit zahlreichen Schicksalsgenossen der schriftlichen Aufnahmsprüfung in die Parva entgegen. Und unter diesen Genossen war auch Martin Barsczynski. Er hatte einen neuen Anzug, sogar eine Pelzmütze, welche sehr bewundert wurde, und trat darum stolz auf. Ich war sehr verwundert, der Bursche hatte nichts gelernt, wie konnte er es wagen, sich dieser Prüfung zu unterziehen, welche damals in meinen Augen die strengste war, die überhaupt denkbar ist. Aber Martin war guten Muthes, er sprach sogar deutsch, freilich just nicht flüssig. „Gut Kopf", sagte er, „Professor nicht hinauswerfen. Schlecht deutsch — macht nix." Dann aber erzählte er mir im gewohnten Ruthenisch, er habe in den beiden letzten Jahren fleißig gelernt und sei nun

reif, das Gymnasium zu besuchen. Man habe ihn nach Czernowitz geschickt, obwohl da ein deutsches Gymnasium sei, weil die Mutter Verwandte im Orte habe. „Also hat dein Vater jetzt Geld?“ fragte ich. — „Freilich!“ erwiderte er stolz. „So einen Haufen!“ — „Hat er also die Pfarre in Wolowce?“ fragte ich. — „Bah!“ machte Martin verächtlich, „wir haben sie nicht bekommen, aber wozu brauchen wir das? Man kann auch in Czortówka gut leben, wenn man viel Geld hat. Und Geld haben wir jetzt — Rubel, Bruder, Rubel.“ — „Ah!“ machte ich erstaunt. Denn ich wußte, daß ein Rubel noch mehr sei, als ein ganzer Gulden. „Und wer gibt Euch die Rubel?“ fragte ich. — „Ein Herr hinter der Grenze“, war die stolze Antwort. Aber gleich darauf fügte der kleine Hallunke verächtlich hinzu: „Gewiß ein Esel, sagt die Mutter. Denn wenn er kein Esel wäre, sagt die Mutter, so würde er einem Kerl, wie meinem Vater, kein Geld geben!“

Hier schloß die Unterredung. Denn in der Thüre des Gymnasiums erschien der gute, alte Onufri, der Schuldiener, und lud uns ein, in den Prüfungssaal zu treten. Und während wir so zaghaft an ihm vorbeidefilirten, wurde er nicht müde, uns zu versichern, daß der Professor Lang und der Professor Ressel gute Menschen seien, und daß bei dieser Prüfung selten Jemand durchfalle. Es sind siebzehn Jahre her, Lang ist todt,

Reſſel iſt todt, der alte Onufri iſt todt, aber noch heute ſehe ich ſein rothes, gutmüthiges Geſicht, wie es uns Muth zuſchmunzelt. Und noch heute höre ich's, wie mir Martin wieder deutſch radebrechend ſagt: „Wenn hier man hinauswirft — nach Rußland gehen — ich!“ O Martin, das war für dein ganzes Leben ein prophetiſches Wort! . . .

Ich weiß nicht, ob wirklich bei dieſer Prüfung ſelten Jemand durchfällt; Thatſache iſt, daß Martin und ich durchkamen und im erſten Semeſter neben einander ſaßen. Ich kann nicht ſagen, daß mich dieſe Nachbarſchaft ſehr entzückte. Der Burſche war ganz geſcheidt und wußte ſich angenehm zu machen, aber das Blut ſeines Vaters regte ſich in ihm! Wenn er von einem unſerer harmloſen Streiche Wind bekam, ſo ließ es ihm keine Ruhe, er mußte zum Ordinarius. Dieſer, ein gutes, kleines Männchen — Prammer hieß er — pflegte die Schuldigen ſtets zu ſtrafen, aber ſtets begann er auch: „Wie mir ein erbärmlicher Kerl, ein Spion erzählt hat . . .“ Darauf riefen wir ſtets unisono: „Barſczynski!“ Das ging einige Monate fort, bis der Junge einmal von einigen Mitſchülern ſo grimmig durchgeprügelt wurde, daß er einige Tage nicht zur Schule kommen konnte. Als er endlich zu mir kam, ſich das Vorgetragene einzeichnen zu laſſen, war er ſehr zerknirſcht. „Mein Vater“, jammerte er, „hat mir

gesagt, daß ich Alle verrathen muß, weil ich mich so beliebt mache. Und meine Mutter hat mir gesagt: du wirst ein Schurke, wie der Vater, werde wenigstens ein gescheidter Schurke." Damals lachte ich darüber, heute überläuft es mich kalt, wenn ich an die Bekenntnisse eines Kindes denke. Und darum glaube ich auch Recht gehabt zu haben, wenn ich die Geschichte dieses Ritters vom Takova-Orden vom Ei der Leda begonnen.

Damals erzählte er mir auch Näheres über die Rubel. „Da kommt einmal, weißt du, ein Herr zu uns auf Besuch, ein feiner Herr in einem Zobelpelz und mit Brillengläsern. Der Vater kennt ihn nicht, aber wie er seinen Namen sagt, wird er sehr freundlich. Der Herr spricht mit dem Vater, bleibt bis zum Abend. Die Mutter schickt mich um Wein und Fleisch ins Wirthshaus; ich bin sehr erstaunt, frage wozu? Die Mutter: Zum Nachtmahl! Ißt man denn auch zum Nachtmahl Fleisch? frage ich. Geh', befiehlt sie. Und wie ich zurückkomme, fängt sie an zu kochen und zu braten. Es ist vielleicht Schwindel, sagt sie, und wenn kein Schwindel, so ist es Schurkerei, aber ein Nachtmahl kann man dran wagen. Ich schleiche mich zu des Vaters Thür, horche, was er mit dem Herrn spricht. Der hält dem Vater eben eine lange Rede, ich verstehe aber kein Wort davon. Wie er fertig ist, lacht der Vater: Gut, das sind so Redensarten, aber die Sache ist sehr

gefährlich, was bieten Sie? — Gefährlich, nicht im Geringsten! erwidert der Herr und dann reden sie wieder miteinander, ohne daß ich ein Wort verstehe. Plötzlich höre ich: Tausend Rubel! — aber da ist auch schon die Mutter da und prügelt mich von der Thüre weg."

Ich machte mir damals nicht viele Gedanken über diese Erzählung, auch in den nächsten Jahren nicht. Je mehr Martin heranwuchs, um so weniger sprach er von diesen Geschichten, erzählte auch nicht wieder, was die Mutter über den Vater zu sagen pflegte. Im Uebrigen blieb er sich gleich: der Denunciant und darum der Prügelknabe der Klasse. Seine Versuche, sich populär zu machen, pflegten ein klägliches Ende zu nehmen. Dies mochte ihm aber doch mit der Zeit unangenehm geworden sein und in jener wichtigen Periode unserer Entwicklung, da wir aus dem Unter- ins Obergymnasium traten, ging eine langsame Wandlung mit ihm vor. Er wurde keck und trotzig auch den Lehrern gegenüber. Und da Knaben nichts lange nachtragen, so galt er bald als Haupthahn der Schule, besonders unter seinen speciellen Landsleuten, den Ruthenen. Denn urplötzlich hatten sich diese als eine besondere Fraction zusammengethan.

Seltsame Dinge begaben sich damals an unserem Gymnasium. Wer über mich die Achseln zuckt, daß ich dem Leser Zeit und Lust zumuthe, verschollene Schul-

geſchichten anzuhören, thut mir ein wenig Unrecht. Das „Gymnasium Czernoviciense germanicum“, lange Jahre auf hunderte von Meilen die einzige deutſche Anſtalt des öſterreichiſchen Oſtens, war keine gewöhnliche Schule. Die Geſchichte ihrer Schickſale und Stimmungen iſt in nuce die Geſchichte des vielgerühmten, vielgeſchmähten „Culturtragens nach Oſten“. Hart rangen Licht und Finſterniß nach ihrem Beſitz, das Licht deutſcher Cultur, die Finſterniß engherzigen Dünkels kleiner Nationalitäten. Sie ward gegründet, als noch der Joſefinismus in unſeren Gauen nachklang, als man noch von einem deutſchen Culturſtaat Oeſterreich träumte. Damals wurde allüberall, die italieniſchen Provinzen ausgenommen, in lateiniſcher und deutſcher Sprache tradirt. Ein halbes Jahrhundert ſpäter ſtand nur noch das Czernowitzer Gymnaſium unverändert aufrecht, die Gymnaſien in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, in Kroatien, Dalmatien und Krain, in Südtirol und im czechiſchen Böhmen hatten die Landesſprache acceptiren müſſen. Wer allein gegen den Wind ſteht, muß manchen harten Stoß erdulden. Das Gymnaſium erhielt ſich deutſch, einerſeits, weil ſich die Deutſchen der Bukowina hiefür einſetzten, andererſeits, weil der Ruthene und Rumäne es einander nicht gönnten. Die Regierung ſchützte es wohl auch, aber ſie allein hätte es nicht wahren können, ſo wenig, als ihr dies anderwärts gelungen.

So ist das Geschick dieser Schule typisch für das Geschick deutscher Cultur im Osten: sie blüht nur da, wo sich Deutsche selbst für sie einsetzen, und die gegenseitige Eifersucht die Gegner im Schach hält. Der Kampf um die Anstalt begann 1860 und setzte sich bald heimlich, bald offen, bis zu dem Tage fort, da die deutsche Universität Czernowitz gegründet und damit diese Culturfrage auf Jahrzehnte hinaus entschieden ward. In meine und Martins Schuljahre fielen die ersten Kämpfe. Im Lande selbst blühte noch anscheinend tiefster, in Wahrheit doch immerhin leidlicher Friede. Anders in unserem Schulzimmer. Es war schwer zu sagen, wie er gekommen, aber plötzlich war der nationale Hader da. Ruthenen und Rumänen standen sich schroff gegenüber, verblüfft blickten die Deutschen d'rein und thaten sich endlich zu einer dritten Gruppe zusammen. An den Kämpfen zwischen der lateinischen und slavischen Raçe nahmen wir nicht Theil, kämpften überhaupt nur dann, wenn „beide Frieden machten und uns selbst am Schopf erwischten". Aber selbst in Friedenszeiten bot damals so ein Czernowitzer Schulzimmer einen sehr sonderbarlichen Anblick. In dem einen Winkel hockten die Ruthenen und sangen: „He, Ihr Slaven, he! — Noch immer — starb nicht unseres Volkes Ruhm!" im andern sangen die Rumänen: „Theures Land, das Schönheit kleidet, o du liebe Moldau mein!" und im

dritten ſtanden wir Deutſchen und — ſtritten darüber, was wir ſingen ſollten: ob „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ oder — die Volkshymne?! Wir konnten es nicht entſcheiden und blieben darum gewöhnlich ſtumm. Ach! wie oft habe ich ſpäter an dieſe Schulſtunden denken müſſen! Beſonders in der ſchönen Zeit vom Februar bis zum November 1871! Da blieben auch wir erwachſenen Deutſchen gegenüber dem Geheul der Andern ſtumm, weil wir es nicht entſcheiden konnten, ob wir die öſterreichiſche Hymne anſtimmen ſollten oder das Lied vom deutſchen Vaterland! . . . .

Die unerhörte Wandlung hätte natürlich auch dann unſeren Lehrern auffallen müſſen, wenn ſie nicht in directe Mitleidenſchaft gezogen worden wären. Doch war auch dies der Fall. Da denuncirte ein Ruthene einen rumäniſchen Lehrer, daß er die „Slaven“ beſchimpft, da zeigte der Rumäne Czuntuliak den deutſchen Lehrer Lang an, daß er ſich über die „jetzigen Römer“ luſtig gemacht. Das führte natürlich zu langwierigen Vernehmungen, Unterſuchungen und Protokollen, welche die Aufregung nur noch mehr ſteigerten. Vergeblich ſtrich unſer alter, wackerer Director Wolf ſeinen langen Schnurrbart und wetterte: „Unfug — Unfug, der nicht geduldet werden darf!“ — Der nationale Hexenſabbath ließ ſich weder durch ſeinen Schnurrbart, noch durch ſein Lieblingswort vertreiben. Und vergeblich ſuchte er

auch dahinter zu kommen, wie die Bewegung entstanden. Die Ruthenen meinten, die Rumänen hätten angefangen und die Rumänen, daß die Ruthenen begonnen. Das Erstere klang wahrscheinlicher. Die Ruthenen waren ja allüberall, in Oesterreich, wie in Rußland, stumme Dulder, welche hier unter der Faust des Polen, dort unter der Knute des Moskowiters, unterducken mußten. Aber andererseits sind auch die Rumänen der Bukowina just keine aggressiven Naturen. Dachte man reiflicher darüber nach, so mußte man zugeben, daß hier das Unwahrscheinliche das — Wahre war. Die Ruthenen waren bisher in der That „Karnickel" gewesen, aber gleichwohl hatte es sich hier erfüllt: „Karnickel hatte angefangen!"

Diese seltsame Erscheinung hatte auch eigenthümliche Ursachen. Selbstverständlich offenbarte sie sich nicht blos an unserer Schule, sondern noch weit mehr in Galizien. Allüberall, wo Ruthenen wohnten, war, mindestens in Einzelne, ein neuer, fremder Geist gefahren: Kampflust, nationaler Stolz, und, was das Bedenklichste war, Abneigung gegen das Staatswesen, dem sie bisher wahrlich die treuesten Bürger gewesen. Die große Masse des Volkes, die Bauernschaft, blieb freilich dieser Strömung fern; dieselbe ergriff nur die Intelligenz: Lehrer und Popen. Eigenthümliche Ursachen, wie gesagt, hatten das herbeigeführt. Bis zum Jahre 1860

hatte die österreichische Regierung die Ruthenen leidlich geschützt, oder, mit anderen Worten, sie hatten keinen schlimmeren Druck zu erdulden, als Deutsche, Polen und Rumänen. Das hatte sich seit den Tagen des Oktoberdiploms gewandelt. Die Reaction hatte im Osten die Politik verfolgt, ein Volk durch das andere in Schach zu halten — die Verfassung gab dort ein Volk dem andern Preis. Nicht etwa de jure, auch keineswegs absichtlich, aber de facto gestaltete es sich so. Den Barbaren Halb-Asiens war die Verfassung, die constitutionelle Freiheit an sich höchst gleichgiltig, ideale Güter hatten für sie keinen Werth. Nur der Deutsche steht in Oesterreich so hoch, die Freiheit um der Freiheit willen zu lieben. Mit den übrigen Stämmen mußte man feilschen, um sie zu Anhängern der Verfassung zu machen. Speciell in Galizien stand nun die Frage so: entweder stützte sich die Regierung auf die Ruthenen, Deutschen und Juden, und dann blieben die Polen wie bisher gegen sie in Opposition, oder sie stützte sich auf die Polen und gab ihnen die genannten drei Stämme preis. Die Entscheidung konnte anscheinend gar nicht zweifelhaft sein. Polnisch waren nur die Städte Westgaliziens, der Kleinadel und ein geringer Bruchtheil der großen Grundbesitzer, gegen die Polen das gesammte Ostgalizien und im Westen der Bauernstand. Niemand konnte sich also einer Täuschung darüber hingeben, welche der beiden

Parteien mächtiger. Hierzu kam die Art, in welcher sie sich zur Verfassung stellten. Die Deutschen Galiziens jubelten ihr entgegen, ebenso die Juden, weil sie ihnen endlich die vollen Bürgerrechte gewährte. Was die Ruthenen betrifft, so kamen sie ihr gleichfalls, wenn nicht begeistert, so doch sympathisch entgegen. Diese drei Stämme forderten auch keinerlei besondere Concessionen, sie stimmten darin überein, daß die Verfassung allen Völkern gleich viel gewähren müsse, wie die Reaction bisher Allen gleich wenig gewährt. Anders die Polen. Sie machten kein Hehl aus ihrem tödtlichen Hasse gegen den von Schmerling vertretenen Constitutionalismus, sie erklärten ausdrücklich, sie würden die Verfassung nur dann acceptiren, wenn man vorher ihre Wünsche erfülle. Und der geforderte Preis war kein geringer! Sie verlangten nicht etwa Gleichberechtigung, sondern Herrschaft, unbedingte Herrschaft ihrer Nationalität in Schule und Amt! Sie bemäntelten nicht einmal diese brutale Forderung, mit frechstem Cynismus ward sie ausgesprochen. Und die Regierung? Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein, wiederhole ich, aber wir leben im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten — die Regierung entschied sich für die Polen! Warum? Weil an der Spitze der Landesverwaltung ein Mann stand, dessen Verbindungen einflußreicher waren, als Vernunft und Gerechtigkeit: Graf Goluchowski! Und ferner: weil wir

Deutschen in Oesterreich nun einmal die traurige Gewohnheit haben, uns gar so leicht imponiren zu lassen. „Verderben wir es mit den Polen nicht", dachte man in Wien, „die anderen drei Nationalitäten des Landes sind ja ohnehin verfassungstreu". Daß es eine Sünde gegen den Geist jeder liberalen Verfassung sei, drei Nationalitäten schuldlos dem Terrorismus der vierten auszuliefern, daß eine solche Vergewaltigung auch gerade nicht geeignet sei, in der Verfassungstreue zu bestärken, daran dachte man nicht. Die Polen traten in den Reichsrath, nachdem sie vorher die deutschen Lehrer und Beamten aus dem Lande gejagt und die Verwaltung Galiziens in einem Geiste organisirt, als wäre es keine österreichische, sondern eine königlich polnische Provinz. In welcher Weise sie hiefür dem Gesammtstaate „ihre Dankbarkeit" erwiesen, ist bekannt: sie stimmten principiell gegen die Verfassung, sofern man ihre Stimmen nicht durch weitere Concessionen ad hoc erkaufte. Aber wenig bekannt, selbst im westlichen Oesterreich nicht genügend bekannt, ist die verzweiflungsvolle Lage, in welche nun die unterdrückten Nationalitäten geriethen. Die Deutschen waren als Culturträger oder Colonisten in's Land gekommen, im Auftrage, mit Unterstützung der Regierung. Nun sah dieselbe Regierung theilnamslos zu, wie man die deutschen Gymnasien und Universitäten polonisirte, die deutschen Theater schloß, die deutschen

Zeitungen unterdrückte, die deutschen Colonien vergewaltigte. Dieselbe Regierung, welche gleichzeitig durch Veranstaltung des Frankfurter Fürstentages in ihrer Art „nationale" Politik trieb! Welche Verzweiflung, welche Bitterkeit mußte die armen Deutschen im Osten erfüllen, welche man auf die entlegenen Posten gestellt und nun einsam, schutzlos verderben ließ! Noch schlimmer erging es den Juden. Der Buchstabe der Verfassung war freilich für sie, aber die polnische Verwaltung legte ihn in ihrer Weise aus. Der wüthige, fanatische Haß der Polen gegen die Juden trug da Früchte, wie sie die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts, außerhalb Rumäniens, nirgendwo bescheint. „Werdet Polen!" rief man den Juden zu, und wehrte gleichzeitig ihre Annäherung mit Fußtritten und Geißelhieben ab. „Werdet gebildet!" rief man ihnen zu und unterdrückte gleichzeitig jedes geistige Leben, welches sich in ihnen regte, beförderte gleichzeitig — schöne Seelen finden sich — von Staatswegen die Ausbreitung des Chassidismus! Aber die schlimmsten Früchte trug die Verfassung für die Ruthenen! Dieses unglückliche Volk hatte während der Reaction wenigstens ruhig an der Entwicklung seines geistigen Lebens arbeiten dürfen und die Berührung mit den deutschen Culturelementen hatte es darin gefördert. Auch hatte es in politischen Dingen nicht schwereren Druck zu erdulden gehabt, als seine Todfeinde, die Polen. Und

nun setzte ihm dieser Todfeind den Fuß auf den Nacken, politisch und geistig! Die Polonisirung wurde systematisch betrieben, jede ruthenische Liedersammlung wie ein Hochverrath angesehen und unterdrückt. Die Ruthenen hatten viel erduldet, schweigend erduldet — gegen diesen Druck empörte sich selbst ihr leidgewohnter Sinn. Oesterreich hatte ihre Treue dadurch gelohnt, daß es sie gefesselt dem Feinde ausgeliefert; die Verfassung, welche sie so aufrichtig begrüßt, hatte ihnen Zustände gebracht, mit denen verglichen die Zeiten des Absolutismus golden waren. Sunt certi denique fines — auch die Ruthenen verloren die Geduld, auch sie kamen zur Erkenntniß, daß der Patriotismus keine unbegründete Empfindung sein dürfe. Gleichzeitig vollzog sich in ihrem nationalen Leben eine Aenderung von anscheinend größter Wichtigkeit. Man weiß, daß die Hauptmasse der Ruthenen oder Kleinrussen in Rußland wohnt. Die Regierung des Czaren hatte sie bisher mit derselben plumpen Brutalität behandelt, wie jede andere fremde Nationalität. Sie hatte Alles aufgeboten, um dieses scharfausgeprägte, selbstständige Volksthum zu entnationalisiren, die Kleinrussen in Großrussen zu verwandeln. Die Gelehrten sollten nur in großrussischer Sprache schreiben, die Dichter in dieser Sprache dichten. Wagten sie es gleichwohl, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, so wurden ihre Werke confiscirt, sie selbst ins Exil geschickt. Das hörte

plötzlich auf und noch mehr: die Regierungsbehörden in Kiew nahmen die Kleinruſſen unter ihren officiellen Schutz. Der Czar, hieß es, halte es für ſeine Pflicht, die geiſtige Entwicklung eines ſo begabten ſlaviſchen Bruderſtammes aus ganzer Kraft zu fördern. Dieſelben Bemühungen, welche bisher durch Kerker und Exil beſtraft worden, wurden nun durch Orden und honorirte Docenturen belohnt. Es entſtanden Zeitungen in kleinruſſiſcher Sprache, welche in der That ſehr verdienſtlich wirkten, indem ſie das geiſtige Leben auf allen Gebieten anregten. Was ihren politiſchen Theil betrifft, ſo variirten dieſe Blätter hauptſächlich zwei Themen: den Enthuſiasmus für Rußland, welches endlich ihrem Volksthum gewährt, wonach es lange gedürſtet, und den Haß gegen Oeſterreich, welches ihre Stammesgenoſſen knechte. Und nun erwäge man, wie ſolche Stimmen auf das verbitterte Gemüth der galiziſchen Ruthenen wirkten, wirken mußten! War's ein Wunder, daß (insbeſondere unter den Schülern und Studenten) die Sympathien für Rußland ſtark ins Kraut ſchoſſen?

Freilich blieb dieſe Bewegung ſtets in gewiſſen Grenzen und nahm nie einen gefährlichen Charakter an. Die ruthениſchen Bauern, dieſe beſten Oeſterreicher, fuhren fort, für den „Kaiſer im goldenen Haus zu Wien" zu ſchwärmen und erfuhren nie, was in den Kreiſen ihrer Lehrer und Popen vorging. In der Intelligenz

aber gab es doch immerhin einige besonnene Männer, welche der plötzlichen Großmuth Rußlands nicht trauten. Sie erkannten, daß diese Schwenkung nichts weiter sei, als der Versuch, Gimpel ins Garn zu locken. In der That widersprach ja diese plötztiche Protection eines fremden Volksthums so sehr den Traditionen, ja den faktischen Interessen des moskowitischen Absolutismus, daß sie unmöglich Selbstzweck sein konnte, sondern eben nur Mittel zum Zweck, welches man fallen ließ, sobald der Zweck erreicht war. Rußland nahm nur deßhalb urplötzlich die volksbeglückende Maske vor, um die Slaven Oesterreichs und der Türkei zu captiviren und hiedurch der Realisirung seiner freundnachbarlichen Gesinnungen gegen diese beiden Staaten näher zu kommen. Aber man weiß — besonnen bleiben, wo nationale Gefühle sprechen, immer nur Wenige. Viele Popen, viele Lehrer begeisterten sich für Rußland. Und wo ideale Motive nicht wirkten, da wirkte — der Rubel. In jedem Kreise gab es mindestens einen Mann, der Geld und Broschüren zu vertheilen hatte. Für Barnow und Umgegend hatte der hochwürdige Herr Konstantin Barsczynski diese Aufgabe übernommen.

Die Russen hatten da ihren Mann gut und schlecht gewählt, je nachdem man's nimmt. Gut, weil der brave Konstantin keinerlei patriotische oder moralische Bedenken kannte und sich willig auch zum Spion hergab,

sofern man ihn nur entsprechend hiefür bezahlte. Schlecht, weil Niemand dem Ehrenmann recht traute und sich seine Thätigkeit daher nothgedrungen auf die Vertheilung von Broschüren an junge Leute beschränkte. Vielleicht hätte er übrigens auch für die Rubel Abnehmer finden können, sofern er gewollt hätte. Aber Konstantin wollte nicht. Er war der Ansicht, daß es vor Allem nothwendig sei, zunächst sich selbst fortwährend in den Sympathien für Rußland zu bestärken. Was er empfing, brauchte er nicht zu verrechnen, das war ja „Vertrauenssache". Und so gedieh denn Konstantin auf seiner mageren Pfarre immer besser und wurde allmählig ein wohlhabender Mann.

Minder gut gedieh die russische Sache in der Gegend, welche seiner Obhut anvertraut war. Ich hatte viele Gelegenheit, dies zu beobachten, da ich alljährlich in den Ferien in meiner Heimath war. Wenn man die Ruthenen bitter über Oesterreich klagen hörte, so war dies nicht die Schuld des Konstantin, sondern unmittelbar der Polen und mittelbar der Regierung. Auch der Hinweis, daß es den Brüdern in Rußland besser gehe, war just nicht nothwendig auf Rechnung der Agitation zu setzen. Während man aber anderwärts exaltirte Reden vernahm, häufig sehr bedenklichen Broschüren begegnete, wohl auch kleinen Demonstrationen beiwohnen konnte, deren Regisseur sicherlich der Rubel war, weil

sie sonst gar nicht im Charakter dieses Volkes liegen — blieb es in und um Barnow still, recht still. Das kränkte unseren hochwürdigen Konstantin nicht sehr, um so mehr aber seinen Martin. Er wirkte auch „aufklärend“ auf die Massen ein, wo er konnte und bekam darum einmal von den Bauern in Biala furchtbare Prügel. Das machte ihn vorsichtiger und er hielt sich nur noch an Seminaristen und junge Lehrer. Viel mag er auch da nicht gewirkt haben.

Da ich unseren Martin so alljährlich durch zwei Monate in Galizien wirken sah, so wurde mir auch früh klar, was er während der übrigen zehn Monate am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina trieb. Mit einer Verschlagenheit, die in so jungen Jahren nicht häufig sein mag, wußte er dies zu verbergen, schob auch immer Andere vor und trieb sein Handwerk im Geheimen. Wenn unsere Ruthenen urplötzlich ein schönes, neues Lied zu singen wußten, in welchem der Czar als Väterchen figurirte, so sang zwar unser Martin nicht mit, „weil er eine schwache Stimme hatte,“ aber er hatte es gelehrt. Wenn während der Lehrstunden eine Karte zirkulirte, auf welcher von der Adria bis zum Ural Alles roth angestrichen war: „Slavisches Kaiserthum“ — unser Martin hatte sie mitgebracht, beschaute sie jedoch anscheinend mit dem naivsten Erstaunen. Und wenn es plötzlich wieder auf der Wiese hinter dem Volks-

garten, wo wir uns an freien Nachmittagen zu finden pflegten, aus nationalen Gründen blutige Köpfe setzte, so hatte zwar unser Martin Alles angestiftet, hielt sich jedoch selbst klüglich zurück, mahnte wohl auch, wenn schon die Püffe flogen, zu friedlicher Eintracht. In allen nichtpolitischen Dingen aber — und was insbesondere die Disciplin betrifft — da war er freilich keck und trotzig, weil er sich sonst bei seinen Gefährten um allen Respekt gebracht hätte. In all' dem war solche schlaue, kaltblütige Zähigkeit zu erkennen, daß ich mich oft fragte, ob diesem siebzehnjährigen Burschen überhaupt eine ideale Regung zuzutrauen sei. „Wirkte" er da in der That aus Ueberzeugung oder als Sohn seines Vaters oder — wurde er selbst bezahlt?! Er schenkte mir hier und da, selten, aber häufiger, als mir lieb war, die Ehre seines Besuchs, um die deutschen Aufgaben mit mir zu „besprechen". Und bei einem solchen Besuche fragte ich ihn einmal: „Du, ist der feine Herr im Zobelpelz, der einmal bei deinem Vater war, vielleicht auch bei dir gewesen?" — Er wurde blaß. „Der kam ja, um Getreide zu handeln . . ." — „So?" sagte ich. „Aber weißt du vielleicht noch, was die Mutter vom Vater gesagt hat?" — Er schwieg lange, dann lachte er. „Häusliche Zwistigkeiten, weißt du! Jetzt weiß ich, welch' trefflicher Mann mein Vater ist! Und wenn er auch vielleicht von Freunden jenseits der Grenze eine

kleine Unterstützung genommen hat, wen geht das an?" — „Mich nicht", meinte ich, „aber nimmst du auch schon solche kleine Unterstützungen?" — Er wurde wieder blaß, dann roth und rief endlich nach langer Pause entrüstet: „Ich bin nicht, wie mein Vater, ich lasse mich für meinen Patriotismus nicht bezahlen!" damit ging er. Er war da aus der Rolle gefallen, aber äußerst geschickt und nach langer Ueberlegung. Von jener Stunde ab taxirte ich unseren Martin so, wie es in der Ueberschrift heißt, als: „Martin — den Rubel".

Ich that ihm da kein Unrecht. Dies wurde offenbar, als die russische Regierung in Czernowitz ein Consulat errichtete. Wer etwa Consulate nur vom Standpunkt der Handelspolitik beurtheilt, der müßte sich über diese Errichtung sehr verwundern. Der Handel der Stadt ist ziemlich bedeutend, aber er ist theils Binnenhandel, theils vermittelt er den Verkehr zwischen Deutschland und Rumänien. Die Handelsbeziehungen zu Rußland sind höchst geringfügig, sogar der Personenverkehr zwischen der Bukowina und Bessarabien ist kaum der Rede werth. In der That hatte der neuernannte Consul so wenige officielle Geschäfte, daß er sich voraussichtlich sehr langweilen mußte. Der Mann langweilte sich aber gar nicht — im Gegentheil, er entwickelte eine rastlose Thätigkeit. In welchem Sinne? Es braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die Früchte zeigten sich auch

bald. Während bisher nur die ruthenischen Schüler etwas aufgeregt waren, wurden es nun auch einige Popen, einige Lehrer. Bald bezeichnete man im Lande einen griechisch-katholischen Priester, der sich auch als Heilkünstler und Wunderarzt versucht, offen als russischen Agenten. Mit unserem Martin aber ging eine große Wandlung vor, äußerlich und innerlich. Aeußerlich trat er mit einer Eleganz auf, wie sie in unserer Schule bisher unerhört gewesen, und hatte überhaupt, buchstäblich genommen, goldene Tage. Aber auch die innere Wandlung war groß. Er trug bisher seinen Patriotismus versteckt, nun aber offen. Er war bisher ziemlich fleißig gewesen, nun wurde er faul. Er habe, meinte er, den deutschen Plunder nicht mehr nöthig und „mein Freund, der Consul, wird schon für mich sorgen!" In der That ging er im Consulat aus und ein, er sei dort, erzählte er Jedermann, „Secretär und Uebersetzer". Das war vielleicht richtig, gab er sich doch auch sonst alle Mühe, jeden Ruthenen ins Russische zu übersetzen. Die classischen Sprachen interessirten ihn aber nun weniger und so kam's, daß er in der Septima (Unter-Prima) stecken blieb. Das war Ende Juni 1866. Gleichzeitig ereilte ihn ein anderes Unglück. Der Krieg brach aus und dem bedrängten Oesterreich wurde die Mehrzahl der Ruthenen wieder treue Bürger. Der Staat hatte ihnen schweres Unrecht gethan, sie grollten ihm, aber in der

Stunde der Noth standen sie doch wieder gut und brav zu den alten Fahnen. Als die Gymnasiasten und Studenten der Bukowina sich zusammenthaten und dem Landeschef anboten, ein Freicorps zu bilden, da fehlten auch die Ruthenen nicht. Martin war damit höchst unzufrieden — das ließen wir passiren. Als aber am Abend des 4. Juli die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz einlief, hielt er in einem Biergarten eine kleine Freudenrede — und die ward ihm übelgenommen. Seine eigenen Landsleute und Gesinnungsgenossen erbaten sich von uns die Ehre, ihn durchprügeln zu dürfen und thaten dies so ausgiebig, daß wir Anderen aus Menschlichkeit intervenirten. Daraufhin verschwand Martin — tauchte auch im Herbste nicht mehr auf, weder am Gymnasium, noch im Consulat.

Erst im Dezember 1867 kam er mir wieder zu Gesichte — er oder richtiger nur sein Name. Es war in Wien, im seligen „Akademischen Leseverein". Da fand ich einmal am schwarzen Brette einen Aufruf an die „Slaven", sich an der Gründung eines „Allgemeinen literarischen Vereines" zu betheiligen. Und im Namen des Comités zeichnete: „Martin Konstantinowicz Barsczynski, stud. phil." Diese Unterschrift bewies auch, daß unser Martin unter der Hand einen kleinen Wechsel der Nationalität vorgenommen. Denn die Ruthenen führen des Vaters Namen nicht — nur die Russen.

Als ich ihm kurz darauf im Leseverein begegnete, bestätigte er mir dies in seiner Weise. „Ich nenne mich auch Konstantinowicz", sagte er, „weil ich von dem Irrthum zurückgekommen bin, daß Ruthenen und Russen verschiedene Stämme sind. Sie sind ein Stamm und weil die Russen vorgeschrittener sind, müssen wir Ruthenen uns nicht auf Kleinigkeiten steifen. Ein Stamm und alle Slaven eine Familie und Friede und Eintracht ..." — „Schon gut", sagte ich, „bei der letzten Beseda hat Polizei einschreiten müssen, um die Croaten und Czechen wieder auseinander zu bringen." — „Mißverständnisse," sagte er, „kennen wir uns erst, dann achten wir uns auch. Dazu soll eben der Verein dienen, den wir gründen! Wahrscheinlich werde ich Präsident." — „Ich gratulire!" sagte ich. „Aber woher dein plötzliches Interesse für Literatur?" — „Literatur?" machte er langgedehnt und zuckte die Achseln. „Ich bitte dich; was kann man nicht Alles „Literatur" nennen! Aber," fügte er rasch hinzu, „auch für Literatur interessire ich mich, natürlich nur für slavische!" — Dann aber erzählte er mir, wie er überhaupt in die Lage gekommen, an der Wiener Hochschule Vereine zu gründen. Er war nach Ungarn gegangen und hatte sich dort „für Geld und gute Worte" ein Maturitätszeugniß verschafft. Das war damals ein beliebter Ausweg aller Faullenzer und Dummköpfe, bis später Hasner diesem Unfug, der

allmählig eine traurige „berüchtigte Eigenthümlichkeit“ Oesterreichs geworden, dadurch beseitigte, daß er ungarische Maturitätszeugnisse nur dann als giltig betrachten ließ, wenn der Candidat seine Studien an einem ungarischen Gymnasium gemacht. Doch mußte sich Martin da sehr getummelt haben; denn im Mai und Juni war er in Moskau gewesen, als Pilger in jener famosen Schaar, welche sich angeblich auf eigene Kosten zur slavisch-ethnographischen Ausstellung begeben, in Wahrheit auf des Czaren Kosten, um der Welt zu beweisen, daß Alexander Nikolajewitsch der Heiland und Erlöser sei, zu welchem die Slaven Oesterreichs emporblickten. Er wurde nicht müde, die Pracht dieser Ausstellung, die Leutseligkeit des Czaren, die Begeisterung der Bevölkerung zu schildern. „Und diese Ansprachen!“ rief er aus. — „In welcher Sprache seid Ihr denn begrüßt worden?“ fragte ich. — „Nun — slavisch!“ — „Aber es gibt ja keine slavische Sprache!“ — „Ich meine russisch!“ — „Aber das habt Ihr ja nicht Alle verstanden, höchstens Einige!“ — „Manchmal auch französisch!“ bedeutete er. — „Aber das konnten ja auch die Wenigsten von Euch?! Sind keine Reden gehalten worden, die Ihr Alle verstanden?“ — „Hm! ja!“ sagte er zögernd. „Ja — in deutscher Sprache! aber daran seid ja Ihr Schuld, warum habt Ihr uns „germanisirt“, warum habt Ihr uns Eure Sprache aufgedrungen?“

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Antwort ich ihm darauf gegeben; jedenfalls muß sie sehr deutsch gewesen sein, denn er verließ mich mit einiger Beschleunigung. Doch kehrte er immer wieder zu mir zurück und sprach mich an, wenn wir einander begegneten, was ziemlich oft geschah — im „Akademischen Leseverein", welcher Studenten aller Nationalitäten und Parteien umfaßte. An Gesprächsstoff fehlte es nicht, denn es ging damals sonderbar zu an der Wiener Hochschule, sehr sonderbar. An glühendem Eifer, an wilder Bewegtheit standen jene Tage sicherlich den Märztagen kaum nach, aber sie unterschieden sich doch sehr von jenen. Damals handelte man auch, jetzt redete man nur, damals war die ganze Studentenschaft einig, jetzt in unzählige Parteien getheilt, welche sich bitter befehdeten, damals dominirte die große Freiheitsfrage, jetzt die Frage der Nationalitäten! Es hat wohl nie einen Versammlungsraum gegeben, der ein größeres Tohuwabohu von Ansichten und Ueberzeugungen umfaßte, als der große Lesesaal jenes Vereines in den ersten Monaten von 1868. An jedem Tischchen saß eine andere Partei und wer da eintrat, las die Zeitungen seiner Partei und debattirte dann darauf los. Die Sprachen konnte man noch zählen — etwa ein Dutzend — die Zahl der Parteien aber war wirklich kaum festzustellen. Unter den Deutschen allein gab es deren fünf! Erstens die „Cen-

traliſten", welche ſich auch „Groß-Deutſche" oder „Groß-Oeſterreicher" nannten. Sie haßten Preußen, verwarfen den Dualismus und träumten trotz Königgrätz und ungariſcher Krönung von einem großen deutſchen National- und Culturſtaat, welcher unter dem Szepter des Habsburgers alle Lande vom Rhein bis zum Pontus Euxinus umfaſſen ſollte. Zweitens die „Demokraten", welche einem kaum minder utopiſchen Programm huldigten: Republik in Deutſchland, mit Einſchluß Deutſch-Oeſterreichs. Drittens die „Clericalen", welche ohne weitere politiſche Geſichtspunkte Alles haßten, was gegen Rom war. Viertens die „Dualiſten", auch ſpeziell „Deutſch-Oeſterreicher" genannt, welche den Norddeutſchen Bund blos durch die Wucht der Verachtung, aber nicht durch die Waffengewalt bekämpft wiſſen wollten, die Dezember-Verfaſſung wie ein Heiligthum verehrten und ſich insbeſondere vor Giskra beugten. Endlich die zahlreichſte Partei, welche wohl die Hälfte der geſammten Studentenſchaft umfaßte: die „Deutſch-Nationalen". Sie jubelten Bismarck zu, begeiſterten ſich für den Ausbau des deutſchen Einheitsſtaates und ſtanden dem Bürgerminiſterium ſehr kühl gegenüber. Ebenſo gab es unter den Ungarn drei Parteien: die „Deakiſten", die „Koſſuthianer" oder „Unabhängigen" und die „Klerikalen". Die Rumänen ſchieden ſich in zwei Gruppen: die „Nationalen", welche von einem Dako-Rumäniſchen König-

reich träumten, und die „Oesterreicher", welche sich insbesondere aus der Bukowina rekrutirten, und treu zum Staate standen. Je nach dem Kronlande schieden sich auch die Italiener in „Italianissimi", aus dem Trentino und Triest, und in „Austriaci", aus Dalmatien, weil die jungen Leute aus Spalato und Ragusa wohl fühlten, daß mit dem Untergang der österreichischen Herrschaft auch ihrem Volksthum das letzte Stündlein geschlagen. Sehr zahlreich war auch eine dritte Gruppe: die „Klerikalen". Das wären also bisher zusammen dreizehn Parteien, unter den Slaven aber gab es deren mindestens dreißig. Ganz abseit standen die Polen, welche nach Außen einig auftraten, obwohl sie in Wahrheit in drei Parteien zerfielen, welche sich grimmig bekämpften: Aristokraten, Demokraten und Klerikale. Unter den übrigen Slaven waren zunächst die „historischen" Parteien oder „Separatisten" zu unterscheiden. Sie hielten zähe an der Eigenart der einzelnen Stämme fest und waren der Ansicht, daß zunächst die Entwicklung des Culturlebens jedes einzelnen Stammes angestrebt werden müsse. Das war das theoretische Programm, in Wahrheit wurden sie von Neid und Eifersucht getrennt. So gab es eine spezifisch czechische, slovakische, ruthenische, eine spezifisch slovenische, serbische, morlakische, endlich eine specifisch kroatische Partei. Unter den Kroaten gab es sogar zwei separatistische Rich-

tungen, die „Nationalen“ und die „Starcevicianer“. Im Gegensatz hiezu standen die Panslaviſten, welche jedoch wieder in eine demokratiſche und kaiſerlich ruſſiſche Partei zerfielen. Erſtere ſtellte als ihr Programm eine Foederation ſlaviſcher Republiken auf, das Programm der letzteren lautete natürlich kurz und bündig: Vereinigung unter ruſſiſchem Szepter. Das Haupt der ‚Demokraten“ war ein geiſtvoller, vielbeleſener, aber durch ſeine ſchreckliche Verwahrloſung unheimlicher Menſch, der Mediziner Sergei Waſſiliewitſch Nikanoff, ein Ruſſe aus dem Charkower Gouvernement. Er hatte zuerſt in Charkow, dann in Zürich ſtudirt, hielt ſich nun angeblich zu gleichem Zwecke in Wien auf, ſtudirte jedoch hier ausſchließlich die ſlaviſchen Studenten. Für ſeine Perſon bedürfnißlos, wie Diogenes, gab der blaſſe, hagere Menſch gleichwohl viel Geld aus, um Andere zu gewinnen und an ſeine Perſon zu feſſeln. Dieſer cyniſche Menſch, dieſer kraſſe Nihiliſt war gleichwohl ein Fanatiker ſeiner Ueberzeugung: er glaubte an die „heilige Sache der rothen Republik“ unter den Slaven. Er, der die Berechtigung des Eigenthums leugnete, alle Tugenden als Gewohnheiten betrachtete, verwandte gleichwohl von den Geldern, die ihm aus Genf und London zufloſſen, nur das Nothdürftigſte auf ſeinen Unterhalt, litt Hunger und Kälte und ließ Andere praſſen, ſofern ſie nur ſeine Broſchüre laſen und ſeinen

Theorien zustimmten. Unserem Martin war dieser Sonderling höchst unbequem, denn wohl war auch er Panslavist, aber daneben kaiserlich russisch. Und wohl war er glücklicher als Nikanoff, da sich ihm viele exaltirte Czechen, Ruthenen und Serben anschlossen, aber gleichwohl empfand er die gleichzeitige Wirksamkeit dieses grundehrlichen Fanatikers wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte. Nicht mit Unrecht — wie wir später sehen werden . . . .

Wer sich jenes Getriebe von Parteien vergegenwärtigt, welches die vorstehenden Zeilen nur eben anzudeuten, nicht zu schildern vermocht, wer hierzu erwägt, daß es junge, leidenschaftliche Studenten waren, die so in verschiedenen Lagern zersplittert gegen einander standen, wird leicht erkennen, daß es damals an der Wiener Hochschule mehr interessant als behaglich zuging. Ich begreife noch heute nicht, wie wir überhaupt noch dazu kamen, Collegien zu besuchen, oder gar Prüfungen zu machen. Die fieberhafte Aufregung wollte gar nicht enden, sie war in Permanenz erklärt. Wie all die Parteien sich durcheinander schoben, hin und her drängten und bekämpften, welche seltsamen Allianzen und Compromissen da geschlossen und gebrochen wurden, wie es in den einzelnen Vereinen zuging und wie erst in den allgemeinen Studenten-Versammlungen, wo wir an einander geriethen — dies Alles gehört zu jenen Dingen,

die kaum eine Feder gebührend schildern kann. Es handelte sich meist nur um lächerliche Kleinigkeiten; die Zusammensetzung eines Ball-Comités u. dgl. — aber mit welcher leidenschaftlichen Gluth ward da declamirt, verhandelt, gewählt und gestimmt! Wir Deutsche waren stets in eminenter Majorität, aber selten einig, und gewöhnlich siegte eine Partei über die andere mit Hilfe der Ungarn oder Slaven. Dann mischte sich freilich einige Scham und Reue in den Jubel der Sieger — besser wurde es nicht. Nach wie vor standen sich Deutsch-Nationale, Demokraten und Oesterreicher schroff gegenüber. Uebrigens hatte das nicht viel zu sagen — in der Folge hat das Leben an uns Allen diese Gegensätze abgeschliffen. Es geschah dies naturgemäß: die Aufgabe der Deutschen in Oesterreich liegt so klar, daß schließlich auch jeder halbwegs klare Kopf darüber nicht in Zweifel bleiben kann.

Anders bei den Slaven. Der Riß, der diese trennte, war in Wahrheit ein tiefer, ja unüberbrückbarer. Der Gegensatz zwischen Separatisten und Panslaviſten war etwas Lebendiges, kein bloßes Streiten um Prinzipien, sondern eine praktische Frage, deren Entscheidung zunächst für das geistige Leben und damit für das gesammte Schicksal dieser Stämme von ungeheurer Wichtigkeit war. Kaum minder wichtig war der Gegensatz zwischen den Panslaviſten selbst. Daher schnitt inner-

halb der slavischen Studentenschaft der Kampf der Parteien viel tiefer ein als unter den Deutschen oder Ungarn, daher wurde er hier mit allen Mitteln, mit fast wahnsinniger Leidenschaft geführt. Sergei Wassiliewitsch Nikanoff und Martin Konstantinowicz Barsczynski waren von vornherein Todfeinde, sie mußten es sein. Denn unser Martin war in der That der Führer und Agitator der kaiserlich russischen Partei; über seine Absichten, über den Ursprung seiner Geldmittel war Niemand im Zweifel. Auch ging er ruhig, ja mit einer gewissen Ostentation im russischen Botschaftspalais in der Wollzeile aus und ein. Er mußte sehr viel Geld erhalten, denn er verwendete sogar Ansehnliches auf die Zwecke, für die man es ihm gab und sich selbst zu vergessen, lag nicht in seinem Wesen. Sein „Allgemeiner literarischer Verein" kam zu Stande, erfreute sich sogar vieler Mitglieder, denn bei den Versammlungen war das Bier frei und auf einige Gelder kam es dem Herrn Präsidenten nie an. Ich gestehe: Martin verstand seine Sache gut, denn er präsentirte trefflich nach Außen und wühlte rastlos nach Innen. Seine Thätigkeit mußte nothgedrungen eine vielseitige sein, erstlich galt es, die Separatisten zu überzeugen, ihre kleinen Vereinigungen zu sprengen und sie ins Lager des „Allgemeinen Vereines" hinüberzuziehen, zweitens mußten die Gewonnenen recht gedrillt und zusammengehalten werden, endlich

galt es, Nikanoff und seinen Anhang im Schach zu halten und sorglichst zu beaufsichtigen. Das Letztere war vielleicht das Schwerste. Denn Nikanoff war seinem Gegner an Geist und Bildung überlegen und sein glühender, derber, selbstloser Fanatismus mußte naturgemäß auf jugendliche Gemüther stärker wirken, als die kalte, glatte List des eleganten Barsczynski. Und wo der nicht, wirkte das Geld, welches nichts von seiner Zauberkraft verlor, auch wenn es aus der Tasche eines zerlumpten Nihilisten kam. Denn Nikanoff schien der Ansicht, man dürfe einen Rock nicht ablegen, bis dieser sich selbst ablege und in Stücken von den Schultern falle. Seine Anhänger schämten sich, mit ihm auf der Gasse zu verkehren und wenn er so, die schäbige Pelzkutschma auf dem haarumstarrten Haupte, mit bleichem, hagerem, verkniffenem Gesichte, mit unheimlich glühenden Augen auf dem Universitätsplatz stand, so mochte sich manche mitleidige Seele bewogen finden, ihm einen Kreuzer zukommen zu lassen. „Der Bettler", sagte auch Barsczynski verächtlich. Gleichwohl genirte ihn, wie gesagt, dieser Bettler sehr. Wenn Martin in der Anwerbung von „Brüdern" glücklicher war, so geschah es nur, weil seine Deklamationen viel plausibler klangen. Man glaubt eher an die offizielle Macht eines Riesenstaates, als an die Kraft eines versteckten, zerfahrenen, verfolgten „Comités". Hinter dem einen Programm

ſtanden Hunderttauſende von Bajonetten, hinter dem anderen blos einige tauſend Abenteurer, verſtreut nach allen Richtungen der Windroſe. Auch darf man nicht vergeſſen, daß es ſlaviſches Material war, welches die Beiden bearbeiteten — Söhne ſtummer, an Gehorſam gewohnter Stämme, welche das Ducken gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen.

Wer erwägt, wie wenig ſich Beide in Acht nahmen und wie Beide den nackten, ſchlichten Hochverrath predigten, dem wird es ſeltſam erſcheinen, daß ſich die öſterreichiſche Polizei ſo gar nicht um dieſe Dinge kümmerte. Aber es war ſo. Die Polizei hatte Anderes zu thun. Nicht etwa, als ob ſie den Studenten geringe Beachtung geſchenkt hätte, uns Deutſche bewachte ſie mit Argusaugen und wenn bei einem Commers der Name „Bismarck" fiel, ſo trugen es die offiziellen und nicht offiziellen Vertreter der heiligen Hermandad gewiſſenhaft in ihre Notizbücher ein und es fehlte nicht an Vorladungen, Unterſuchungen, Auflöſung von Burſchenſchaften u. dgl. Die beiden feindlichen Brüder aber ließ man ruhig gewähren und die Polizei richtete erſt ihr Augenmerk auf ihr Treiben, als ſie mit der Naſe darauf geſtoßen wurde. Von wem? Von den beiden Herren ſelbſt! Es iſt eine kurioſe Geſchichte, welche ſich übrigens in ſlaviſchen Kreiſen mehr als einmal wiederholt hat. Wenn die guten Leute gegen einander

nicht mehr aufkommen können, so rufen sie den Staatsanwalt zu Hilfe. In unserem Falle begab sich die Sache so. Bekanntlich wurde im Hochsommer 1868 zu Wien das Schützenfest gefeiert. Bereits Monate vorher war die Wiener Studentenschaft in fieberhafter Aufregung, die Deutsch-Nationalen waren gegen eine Betheiligung, die Oesterreicher und Demokraten für eine solche. Je sichtlicher die welfisch-kleindeutsche Tendenz des Festes hervortrat, desto höher gingen die Wogen der Bewegung. Eine allgemeine Studentenversammlung sollte über die Frage entscheiden. Auch die Slaven erschienen und Nikanoff beorderte seine Leute, gegen eine Betheiligung zu stimmen. Auch Martin hatte Gleiches im Sinne, aber als er die Haltung Nikanoffs gewahrte, ward er urplötzlich ein begeisterter Freund des Festes. Und da sein Anhang groß war, so wurde die Betheiligung mit starker Majorität beschlossen. Nach der Versammlung trafen beide Parteien zusammen und Nikanoff verhöhnte seinen Gegner, weil er „ein germanisches Fest" unterstützt, Martin blieb die Erwiderung nicht schuldig und Nikanoff gab ihm eine Ohrfeige. Worauf Martin nichts übrig blieb, als Nikanoff zu fordern, der freudig annahm. Nun aber dachte Martin nach, reiflich und lange, und eine Frucht seines Nachdenkens war ein langer Brief an die Polizei, der über Nikanoffs Thätigkeit die schätzbarsten Aufschlüsse gab. Das Schreiben war anonym,

aber es enthielt so zahlreiche positive Angaben, daß die Polizei eine Haussuchung bei Nikanoff vornahm, welche in der That jene Angaben als begründet erwies. Nikanoff wurde eingezogen, Martin triumphirte. Aber nicht lange. Nikanoff gestand, was er nicht leugnen konnte, aber er mochte den Todtfeind nicht auf dem Terrain lassen, welches er selbst verlassen mußte. So gab er denn seinerseits einige Notizen zur Biographie unseres Martin und auch hier war bald die Richtigkeit der Denunciation erwiesen. Nun saßen die beiden panslavistischen Brüder in demselben Hause und hatten immerhin einige Tage Gelegenheit, über ihre Mission nachzudenken. Aber nur einige Tage! Denn man wollte von officieller Seite keinen Lärm schlagen, unterschätzte wohl auch die Früchte, welche die Thätigkeit der beiden Herren bereits getragen und hielt es für das Klügste, wenn man beide in aller Stille unschädlich machte. Sie waren russische Unterthanen, auch Martin, welcher seine österreichische Staatsbürgerschaft rechtzeitig abgelegt, Man wies sie aus, und die Sache war beendet, die wenigen Protokolle wurden Maculatur. Mit Nikanoff traf ich später nur noch einmal zusammen, im Mai 1872, in Baden-Baden. Er war noch immer derselbe zerlumpte, fanatische, ehrliche Mensch und bewohnte ein kleines Dachstübchen bei den „drei Königen". Er sei Correspondent verschiedener Blätter, erzählte er mir,

und sehr beschäftigt. Ich glaubte ihm nur das Letztere: im Hinblick auf die starke russische Colonie. Seitdem ist mir weder er selbst, noch sein Name je vor Augen gekommen . . .

Anders aber unser Martin. Ich habe ihn seit jener Katastrophe noch zweimal gesehen und einmal von ihm gelesen. Wohl setzt sich daraus kein vollständiges Bild zusammen, aber ich schreibe ja hier weder einen Roman, noch eine künstlerisch gefügte Biographie, sondern nur den Bericht darüber, was mir bekannt geworden über die edlen Bestrebungen eines edlen Menschen, der zudem weniger als Individuum in Betracht kommt, denn als Typus . . .

Wohin er sich im Juli 1868 gewendet, als er Oesterreich verlassen mußte, weiß ich nicht. Ich vermuthe, er war bald wieder da, und zwar in Böhmen — unter falschem Namen natürlich. Ich schließe dies daraus, daß er 1871, als ich ihm begegnete, auf das Genaueste mit den czechischen Verhältnissen vertraut war, so, wie es nur nach jahrelangen Studien möglich. Auch gab er mir da unter Anderem eine Schilderung jener berüchtigten Versammlung am Ziskaberge bei Prag, 28. September 1868, die er sich schwerlich aus Zeitungsberichten zusammengelesen hatte. Gewiß aber ist, daß der gute Martin vor jenem Tage, den wir Oesterreicher, aus verschiedenen Gründen, nie vergessen sollten, jenem

10. Januar 1870, da der Friede von Knezlac geschlossen wurde, in Dalmatien war und sich nicht blos ethnographischer Studien halber unter unseren südlichsten Mitbürgern aufhielt, welche selbst so schöne lange Nasen haben und anderen Leuten nicht einmal ihre kürzeren lassen wollen. Denn über seine dortige Thätigkeit liegt mir ein origineller Beweis vor, ein Feuilleton der „Moskauer Zeitung" vom Februar 1870, jenes Blattes der Professoren Katkoff und Leontjeff, welches einst in Rußland eine größere Macht gewesen, als je ein anderes Journal in irgend einem Staate. Hoffentlich hat es auch minder naive Publizisten in seinem Dienste gehabt, als den anonymen Verfasser jenes Feuilletons „Charakterköpfe aus Montenegro", welches mir ein Jugendfreund, der einst mit mir und Martin auf derselben Schulbank gesessen und heute einsam unter Wölfen und Huzulen als Landpfarrer in den Karpathen haust, wenige Wochen nach Erscheinen übersendet hat. Ich habe den Ausschnitt treulich aufbewahrt und übersetze folgende Stelle wörtlich:

„Du junges Rußland, wie bist du brav und heldenkühn, wie bist Du stolz und edel! Aus deinem Adlerhorst heraus, von der urkräftigen gesunden Erde unseres heiligen Landes fliegst du auf stolzem Fittich in den entarteten Westen hinein! Wo die Bedrängten deines gewaltigen Stammes bluten, bist Du zu finden. Du

bringst ihnen mit glühenden Worten das Bewußtsein der Freiheit bei, du lösest die Fesseln ihres Armes, du bewaffnest ihn gegen die Dränger! Nicht blos das Licht deines Geistes, auch das Blut deiner Adern gehört den Unterdrückten!

Du junges Rußland, wie bist Du herrlich! Und doch! — so Vielen ich schon begegnet, die mir in ihrer selbstlosen Hingabe an die Interessen unseres Stammes fast wie Halbgötter erschienen sind — keinen Herrlicheren noch hat mein Auge geschaut, als jenen Heldenjüngling, den ich am Hofe zu Cettinje jüngst kennen lernen durfte. Es ist mir ein Stolz, daß mir der Edle so rasch befreundet worden, um mir sein Leben zu erzählen! Es ist mir ein Stolz, daß ich hier davon berichten kann! Es wird Euch Allen auf der fernen, theuren Heimathserde ein Stolz sein, davon zu lesen.

Ich schmücke nicht aus, hier ist die Wahrheit herrlicher, als alle Phantasie! Vernehmt denn das Leben eines echten Sohnes Rußlands! Martin Konstantinowitsch Barschtschinskoi ward im Sommer 1848 auf seines Vaters Schlosse im Gouvernement Jekaterinoslav geboren. Pracht und Herrlichkeit umgaben seine Wiege, denn Konstantin Jegoriewitsch Barschtschinskoi war einer der reichsten Edelleute Südrußlands — vierzigtausend Seelen saßen auf seinen Gütern. Reich, verehrt und mächtig, wie ein Halbgott, entbehrte er nur eines

Glückes: eines Erben! Ihr könnt Euch denken, wie er jubelte, als ihm Martin geboren ward, Ihr könnt Euch denken, welche Erziehung der Knabe erhielt! Vortrefflich, aber in echt slavischem Geiste ward er gebildet, nicht im Westen, wo sogar das Bischen Gelehrsamkeit in Fäulniß gerathen, sondern im ehrwürdigen Moskau. Der Jüngling ward stark wie ein Riese, schön wie Apoll, klug und weise, wie die Eule des Alterthums. (Was das heißen soll, weiß ich nicht, vermuthlich eine Anspielung auf den heiligen Vogel der Pallas Athene. A. d. V.) Darum nützte er auch, als ihm sein Vater vor drei Jahren starb, seinen Reichthum und seine Selbstständigkeit, nicht um aus dem Sumpfe der Civilisation zu trinken, sondern um unserer gemeinsamen Mutter Slava ein Ruhm zu sein. So wak er insbesondere in jenen Ländern zu finden, wo das entartete Oesterreich, nach Außen so schwach, nach Innen stark genug zu sein glaubt, um unseren Brüdern die Kehle zuzuschnüren: in Böhmen, in der Slovakei, in Krain, in Galizien, im, nebenbei bemerkt, rein slavischen Banat! Muthig setzte er seine eigene Person ein, großmüthig verwendete er sein ungeheures Vermögen, um den Samen der Zukunft auszustreuen. Auch bei dem letzten Kampfe, wo sich slavische Heldensöhne und schwarzgelbe Schergen gegenüber standen, hat er nicht gefehlt. Auf die erste Kunde von dem Konflikte war er von Agram aus mit

einem Häuflein Gleichgesinnter herbeigeeilt. Was Oesterreich wollte, ist bekannt: das freie Volk in der Crivoscic in sein Schergengewand kleiden — „Landwehrgesetz" hieß es dort! Aber nich umsonst heißen die Crivoscianer „Helden der Berge", nicht umsonst war Barschtschinskoi mit seiner Heldenschaar herbeigeeilt! An ihrer Tapferkeit brach sich die Macht der Schergen. — Der Ausgang ist bekannt! Nun ist Barschtschinskoi hier und genießt am Hofe jene Auszeichnung, die ihm gebührt. Mich hat er wiederholt durch längere Unterredungen geehrt, in welchen ich auch seinen politischen Scharfblick, seine genaue Kenntniß des morschen Oesterreich bewundern lernte. „Oesterreich", sagte er mir, „hat nur einen einzigen Staatsmann: Dr. Ladislaus Rieger, nur einen einzigen Gelehrten: Dr. Franz Palacky, nur einen einzigen General: Rodich! Und die drei Männer sind Slaven!" Möge man diese Worte an der Moskwa und Newa beherzigen . . ."

Mein Freund, der Pfarrer, bemerkte dazu: „Hier ist die Wahrheit herrlicher, als alle Phantasie! Unser Martin ist doch ein Kapitalkerl! Macht sogar Carrière nach rückwärts und wird als Sohn eines Edelmanns geboren! Was aber seine Carrière nach vorwärts betrifft, so befürchte ich: er endet höher, als ihm lieb ist! Mir wenigstens würde, wenn ich an seiner Stelle wäre,

jedes Hanffeld, an dem ich vorüber ginge, unangenehme Gedanken wecken . . ."

. . . Achtzehn Monate waren vergangen, seit ich Brief und Blatt erhalten, ich hatte des „Heldenjünglings" nicht mehr gedacht, auch auf politischem Gebiete begab sich damals bekanntlich Vieles, was noch mehr interessirte, als russische Wühlereien. Der Februar 1871 hatte uns das „Faschings-Ministerium" gebracht und der September den Höhepunkt des wüsten Hexensabbaths. Das war jene Zeit, wo sich Murawieff's fürchterliches Wort: „Es ist schon Sünde genug, als Pole geboren zu sein!" in Oesterreich an den Deutschen erfüllte und man hatte diese Zeit mit feinstem Takte gewählt — jetzt, wo alle anderen Deutschen in einem fest gegründeten Reiche vereinigt worden, galt es ja, uns in der Liebe zu unserem Vaterlande ausgiebig zu bestärken! Ich lebte damals als Student in Graz und erfreute mich, seit ich einer Commersrede wegen abgestraft worden, einer zärtlichen Aufmerksamkeit Seitens der Polizei. Diese Grazer Stadtpolizei hatte damals überhaupt sehr viele Sorgen, denn ich glaube nicht, daß sich in irgend einer anderen Stadt Oesterreichs die Entrüstung gegen Hohenwart und Consorten energischer offenbarte, als in der Murstadt mit ihrer wackeren, ernsten Bevölkerung, welche freilich für hohle Köpfe nur eben aus gähnenden Pensionisten besteht. Mit fieberhafter Spannung folgte man dem

Feldzuge, welchen die deutschen Landtage gegen das Ministerium begonnen, es regnete an Kundgebungen aus jeder Gemeindestube, der geringfügigste Anhaltspunkt zu einer Demonstration wurde gierig aufgegriffen, wenn Nachmittag die Wiener Blätter ankamen, sammelte sich in den Straßen um Jeden, der eine Zeitung hatte, eine Schaar von Zuhörern, wildfremde Menschen riefen einander auf der Straße wie einen Gruß zu: „Pereat Jirecek!“ Ich hatte eben eines Nachmittags — es war in den letzten Septembertagen, in der Herrengasse — mit einigem Behagen solche Kleinigkeiten studirt, als ich plötzlich einen eiligen Schritt hinter mir hörte und sich eine Hand vertraulich auf meine Schulter legte — der gute Martin. Ich trat einen Schritt zurück und sah ihn etwas sonderbar an, aber dieser liebenswürdige Mensch wollte mich nicht verstehen. „Fürchte nichts für mich!“ sagte er unbefangen; „ich bin ganz legitim hier! Die Ausweisung ist längst zurück genommen, wir haben endlich, Gottlob, ein Ministerium, welches Recht und Gesetz hoch hält. Es thut mir wirklich leid, daß ich aus dem Staatsverbande ausgetreten bin, jetzt ist es wieder eine Freude, ein Oesterreicher zu sein, jetzt endlich wieder!“ Dann wendete er rasch die Rede auf Persönliches, brachte mir Grüße aus der Heimath, woher er eben kam, und köderte mich damit wirklich für eine Unterredung. Ich sprach ihm von jenem Feuilleton.

„Sand in die Augen!“ lachte er. „Uebrigens hätte die Sache bald einen tragischen Ausgang für mich gehabt. Meine vierzigtausend Seelen haben dem guten Nikita — übrigens wirklich ein Held, auf Ehre ein Held! — so gewaltig in die Augen gestochen, daß er mich am Hofe behalten und mit einer Nichte verheirathen wollte. Du kannst Dir meine Verlegenheit denken! Nach Montenegro gehe ich auch nicht wieder, — so herrlich das Land sonst ist!“ — „Wohin sonst?“ — „Nach Pest!“ — er lachte — „wenn auch auf starken Umwegen!“ — „Warum lachst Du so verschmitzt?“ — „Das wirst Du in einigen Tagen verstehen!“ versicherte er, wieder ganz ernsthaft. Dann erzählte er mir jene czechischen Geschichten. Wir waren dabei vor meiner Wohnung angelangt und er ging seiner Wege.

Einige Tage später hielt mich ein Kroate auf der Straße an und sprach mir von unserem Martin. Es war dies der Historiker Dr. F., ein guter Bekannter, mit dem ich trotz seines nationalen Fanatismus gern verkehrte, weil er eine grundehrliche Haut und ein gebildeter Mensch war. Dieser sanfte, scheue Gelehrte war seiner politischen Ueberzeugung nach ein Starcevicianer, also ein kroatischer Ultra, als solcher nicht blos ein Todfeind Ungarns, sondern auch der „Sonderbestrebungen“ der Serben und Slovenen — es gebe nur eine süd-

slavische Nation: die Kroaten, versicherte er, und historisch wie ethnographisch sei nur ein „Groß-Kroatien" dort zur Existenz berechtigt.

„Welcher geniale Mensch!" rief der ehrliche Mann begeistert, „obwohl ein Russe, ein Edelmann, ist er doch mit Leib und Seele uns Kroaten von der Starcevic-Partei ergeben!" — „Ein Edelmann?" — „Nun ja — Sie sind ja sein Gespiele auf dem Schlosse seiner Väter gewesen!" Darauf schilderte ich dem Manne die Pracht dieses „Schlosses" in Czortówka. Er wurde bleich; „wenn er in Allem so gelogen hat", murmelte er erschreckt und ging betrübt von dannen.

Acht Tage später las ich in den Zeitungen von dem „Aufstande von Rakovitza". Der tolle Starcevic hatte mit einem Advokaten und einem Feldwebel von jenem Oertchen aus ein „Groß-Kroatien" zu begründen versucht. Zwei Tage dauerte der Rummel. Einige hundert Grenzer waren durch Geld und Versprechungen aufgewiegelt, mit trefflichen Gewehren bewaffnet worden. Ihre Offiziere hatten sie gefangen genommen und zogen gegen Karlstadt. Da kam Mollinary von Ogulin angerückt und zersprengte sie. Ein kläglicher, wahnwitziger Putsch! In wessen Interesse es lag, einen Feuerbrand unter die ungarischen Slaven zu werfen und so die Magyaren zu lähmen, lag klar. In dem des Minister-

riums Hohenwart nicht — eine so grelle Illustration für die Folgen seiner Politik konnte es nicht brauchen. Der Putsch ward ja auch in der Folge einer der Nägel zu seinem Sarge! Sicherlich kam die Aufmunterung aus einer Stadt, die weiter gegen Norden liegt, als Wien. Man grübelte damals viel darüber, woher die Aufrührer das viele Geld genommen. Unser Martin hätte es gewiß genau sagen können.

Nach Pest ist er damals nicht spaziert — mindestens auf jenem „Umwege" nicht. Aber Anderes muß ihm anderwärts geglückt sein. Ich schließe das aus seinem Aeußeren, als ich ihn zum letzten Male sah.

Es war dies im Mai 1877, im Speisesaale des Hotel Metropole. Ich erkannte ihn sofort, trotz der großen Eleganz seines äußeren Menschen, trotz der Verdienstmedaille, trotz des Stanislaus- und des Takovaordens. Er sah mich nicht und ich mochte ihn nicht ansprechen, auch aus Neugier nicht, ich sah ja, was er nun geworden: ein Spion höherer Sorte. Und wo er sich seine Lorbeeren geholt, sagte mir der Orden auf seiner Brust. Sah übrigens etwas verlebt aus, der theure Genosse meiner Kindheit. An seiner Seite saß ein junges Frauenzimmer, nicht übel, aber mit echt russischer Knollennase. Sie rauchte, wie ein Dampfschlot und trank Liqueure, wie ein alter Wachtmeister.

Offenbar eine barmherzige Schwester aus Moskau, die im serbischen Lager Werke der Menschenliebe verrichtet.

So — das ist Alles, was ich von Martin weiß. Ich denke, es war genug, um auch Anderen davon zu erzählen.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 1870.

Die Kleinrussen und ihr Sänger.

Meine Mutter Ukraine
Rief der Steppennymphe zu:
Nymphe, pflege du mein Kindlein,
Tränke mit dem Saft der Steppenblumen,
Mit dem Marke des Kosakenliedes
Seinen schwachen Leib zum hohen Fluge!
Die Jahrhunderte meines schönen Ruhmes
Gib ihm hin zu Traumesbildern!
Rein in Gold und Himmelsbläue mögen
Auferblühen rings wie Regenbogen
Alle Sagen meines Volkes ...

Bohdan Zaleski.

Mehr, als ein anderes Culturvolk, haben wir Deutsche fremde Literaturen übersetzt und gewürdigt und wenn irgendwo, so ist in unserer Sprache der herrliche tiefe Gedanke einer Weltliteratur kein bloßer Traum mehr. Kein Traum, aber auch lange nicht schöne, lebendige Wirklichkeit. Viele Arbeit ist gethan, größere bleibt noch übrig. Noch fehlt mancher unsterbliche Dichter in unserem Pantheon. Das ist schmerzlich, aber schmerzlicher ist, daß uns noch ganze Literaturen fehlen. Denn solche Lücken treffen nicht blos den geistig Genießenden,

der gerne „von Weſt und Oſten Zaubertränke koſten“ will, ſondern auch den Geſchichtsſchreiber der Cultur, ja der politiſchen Hiſtorie. Für ſtumme Völker ſprechen ihre Dichter und wo der Arm gebunden iſt, da wird das Lied zur That. Und wäre dies Lied auch etwa nur ein hülflos Stammeln, gering an Wucht und Werth, arm an rein poetiſcher Kraft, es verdiente gehört zu werden in jenem Lande, welches „das Herz Europas“ iſt. Aber noch fühlbarer wird der Entgang, wenn dies Lied voll und kräftig klingt, ſchön und herzbeweglich, wenn es — von allen andern Gründen abgeſehen — auch um ſeiner ſelbſt willen gekannt zu werden verdient. Und das iſt bei jener Literatur der Fall, auf welche hier hingewieſen werden ſoll. Das Volk iſt ſtumm, aber aus den Liedern ſeiner Dichter klingt ſein Leid und Schickſal. Und dieſe Dichter ſind Poeten von Gottes Gnaden, einer unter ihnen ein unſterblicher Genius. Ich meine die Literatur der Kleinruſſen oder Ruſſinen. Nur ihr Volkslied hat in Deutſchland einige Beachtung gefunden, die Werke ihrer Dichter ſind unbekannt. Vielleicht weiß hier und da ein Gebildeter, daß Taras Scheftſchenko ein Poet iſt, den an Kraft und Tiefe der Begabung kein Dichter eines andern ſlaviſchen Stammes übertrifft — aber das iſt wohl auch Alles. Wir beſchäftigen uns viel mit der Literatur der Polen und Ruſſen und es iſt recht ſo: ſie ſind unſerer Mühen

werth. Aber von jener Literatur, die zwiſchen beiden ſteht, wiſſen wir nichts. Das iſt ein herbes, unverdientes Geſchick; herb und unverdient, wie das geſammte Schickſal dieſes unglücklichen Volkes. Ehern liegt dieſes dunkle Loos auf ſeinen Schultern, ſeit Jahrhunderten und wahrſcheinlich für Jahrhunderte. Es kann ſich nicht ſelbſt erlöſen — andere Erlöſer ſind fern. Zäh und geduldig erträgt es ſein Geſchick, von keiner Hoffnung erquickt, aber auf ſeinem Schmerzensgange mitleidig geleitet von dem Klagelied ſeiner Poeten ....

Man kann das Geſchick der Kleinruſſen nicht erwähnen, ohne ſeiner Dichter zu gedenken, denn wo fände es ſich erſchütternder, als in ihren Verſen? Und ebenſo wäre es unmöglich, dieſe Dichter zu charakteriſiren, ohne des Fluches zu erwähnen, der ihr Volksthum getroffen. Nach beiden Richtungen hin ſeien hier Andeutungen gegeben, welche dem Leſer des Weſtens zum Mindeſten das Wichtigſte vermitteln.

„Unſere Helden ſind todt, unſer unvergleichlicher Ruhm begraben, aber noch lebt ein Unvergleichliches in unſerer Mitte, größer, als bei allen Völkern der Erde: unſer Unglück!“ Dies bittere Wort eines ukrainiſchen Gelehrten iſt ein Wahrwort. Das zahlreiche Volk der Kleinruſſen, ſeßhaft an den Abhängen der Karpathen bis in die Steppenländer jenſeits des Don, iſt einſt mächtig und voll kriegeriſchen Ruhmes geweſen, wie

wenige ſlaviſche Stämme. Ackerbauer und Krieger zugleich, waren die Kleinruſſen ein Schreck ihrer Nachbarn: der Polen und der Moskoviter. Aber dieſe Nachbarſchaft ward ihnen allmählig zum Verderben. Voll ungeſtümen Freiheitsſinnes wollten ſich die einzelnen Stammes-Familien zu keinem Einheitsſtaate fügen und erkannten den freigewählten Fürſten ſelbſt im Kriege ungern an, nimmer im Frieden. In den Kämpfen der Polen mit den Ruſſen ſtand ein Theil hier, der andere dort — mit ruſſiniſchem Blute wurden dieſe Kämpfe zum großen Theile geführt. Aus der Bundesgenoſſenſchaft ward unmerklich ein Lehensverhältniß, im Weſten zu den Polen, im Oſten zu den Moskowitern. So wurden die Kleinruſſen durch ihre eigene Kraft beſiegt, durch ihre eigene Kraft im Zaume gehalten und langſam aufgerieben. Und bald vollzog ſich's auch hier, wie ſo oft im Lauf öſtlicher Geſchichten: aus den Lehensherren wurden Herren, welche den kriegeriſchen Stamm, deſſen Arm ſie einſt gemiethet, zum Unterthan machten. Zuerſt bei den Polen, denn dieſer Staat war mächtiger die Cultur gefeſteter. Die Gebiete der weſtlichen Kleinruſſen wurden polniſche Woiewodſchaften, welche ſich allmählig nur durch die Nationalität und den Glauben der Bauern von anderen Provinzen der Respublica Polonia unterſchieden. Aus den freien Kriegern wurden freie Bauern, dann Unterthanen, endlich, freilich ſehr

langſam, geduldige Hörige, die Anführer aber hatten ſich dem herrſchenden Stamme angeſchloſſen und verſchwägerten ſich der polniſchen Szlachta. Die kleinruſſiſche Sprache war hier zur Bauern- und Kirchenſprache geworden — die Literaturdenkmäler aus der Blüthezeit waren vergeſſen. Gleichwohl erhielt ſich die Sprache, die Bauern waren zäh, die griechiſch-orthodoxen Popen nicht minder. Die Polen verachteten dieſe lingua rustica, welche in Wahrheit das reinſte und wohllautendſte ſlaviſche Idiom iſt; aber ſie hätten ihr nur durch polniſche Landſchulen ans Leben greifen können und Schulen für Hörige zu gründen, das ſtand dem Geiſte jenes Zeitalters ſo fern, daß es nicht einmal als Mittel zum Zweck verſucht wurde. Anderes aber entſprach ſeinem Geiſte: gewaltſame Bekehrungen. Aus den Griechiſch-Orthodoxen wurden, weniger durch das Miſſionskreuz des Jeſuiten, als durch das Schwert des Woiewoden, Griechiſch-Unirte. Die Bauern fügten ſich, die Popen gehorchten, aber die nationale Sprache mußte man auch nun ihrer Kirche laſſen: römiſch-katholiſch wurden ſie nicht. Eine Nation von Hörigen und ihren Prieſtern, das wurden die Ruthenen allmählig unter polniſcher Herrſchaft, aber eine Nation blieben ſie doch ....

In gleicher Weiſe geſtaltete ſich auch das Schickſal der Nation im Oſten, unter ruſſiſcher Herrſchaft, nur war der Weg hier ein anderer geweſen. So lange Kiew

die Reſidenz des jungen Staates war, herrſchte die kleinruſſiſche Sprache gleichberechtigt neben der rauheren Schweſter. Und weil ſie von größerem Wohllaut war, ſo ward ſie von den Poeten vorgezogen, von den Denkern, von den Predigern. Als aber der großruſſiſche Stamm ſich feſter conſolidirte, als Moskau die Reſidenz wurde, da verlor ſich das Ruſſiniſche aus dem offiziellen Verkehr und hörte auf, eine Modeſprache zu ſein. Auch ſchloſſen ſich die Vornehmen und Gelehrten dem herrſchenden Stamme an. Ein beſonderer Druck ward nicht auf die Kleinruſſen geübt, aber der allgemeine Druck des despotiſchen Staates war wahrlich genügend, um dieſes Volksthum auch hier an Entwicklung und Entfaltung zu hindern . . . Zum Schlimmern änderten ſich die Verhältniſſe, als Rußland immer mächtiger anſchwoll und ſchließlich auch den ſiechen Polenſtaat an ſich riß. Nun ward auch jener kleine Bruchtheil der Kleinruſſen, welcher ſich bisher Selbſtſtändigkeit — allerdings mehr ſcheinbare als wirkliche Freiheit — bewahrt: der zaporogiſche Koſakenſtaat am Don, völlig unterjocht. Die kleine, aber gefürchtete Kriegerrepublik hatte bis dahin zwiſchen den Polen und Ruſſen lavirt, ſich bald den einen, bald den andern angeſchloſſen, bald für den „Ljachen" in Warſchau, bald für die „Knollennaſe" in Moskau ihr Blut verſpritzt, war von beiden mit argem Undank gelohnt worden und hatte beiden dieſen

Undank oft in blutigen Rachezügen heimgezahlt. Nun wurden die freien Koſaken zu moskowitiſchen Kriegern, im Weſen unterjocht, obwohl man ihnen geſtattet, die Blutſteuer in ihren altgewohnten Formen zu entrichten. Mit Ausnahme jener Ruſſinen, welche in Galizien wohnten und daher vor hundert Jahren unter öſterreichiſche Herrſchaft geriethen, beherrſchte nun Rußland das geſammte Volk. Es war ein ſelbſtſtändiges Volksthum, es wagte dieſe Selbſtſtändigkeit auch dem Großruſſenthum gegenüber zu behaupten — Grund genug, es zu unterdrücken und an ſeiner Ausrottung zu arbeiten. Was bei den Polen nicht leicht gelingen wollte, weil bei ihnen vererbter Haß und das Gefühl ausgeprägter Stammesverſchiedenheit entgegenſtanden, das ſchien bei den Ruſſinen leicht — war es doch ein zahmes, ſeit Jahrhunderten leidgewohntes Volk. Aber es gelang nicht! weder im Guten noch im Böſen. Man verbot den Druck kleinruſſiſcher Bücher, man verdrängte es aus den Schulen, man ruſſifizirte in den Gouvernements von der Grenze bis gegen Charkow in grauſamſter, oft geradezu burlesker Weiſe, und wer von einer kleinruſſiſchen Literatur ſprach, wanderte in's Exil — die Kleinruſſen wichen nicht und auch von ihnen galt jenes berühmte Wort, welches die Deutſchen an der Oſtſee der ruſſiſchen Fauſt entgegengeſetzt: „Wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen!“ Und dieſelbe Haltung bewahrten

ſie auch, als ihnen urplötzlich — vor etwa zehn Jahren — die Gnade des Czar's lächelte. Man wollte in Moskau die Kleinruſſen Galiziens gewinnen und dies ſchien auch leicht. Jenem Bruchtheil des unglücklichen Volkes, welches an Oeſterreich gefallen, war es kaum beſſer ergangen, als der Hauptmaſſe. In der Reaktionszeit hatten die Ruſſinen Galiziens dumpf und ſtumpf vegetirt, wie alle anderen Völker. 1848 zum vollen Bewußtſein ihres Volksthums gekommen und bis 1860 von der Regierung in der Entwicklung deſſelben nicht gehindert, unterſtanden ſie ſeitdem der grauſam geübten Hegemonie der Polen. Dieſelbe Nation, welche in Congreßpolen nach heldenmüthiger Gegenwehr der ruſſiſchen Knute anheim gefallen, welche aus eigenſter, bitterſter Erfahrung wohl wußte, wie weh es thut, getreten zu werden, dieſelbe Nation that und thut in Galizien Gleiches an den Ruſſinen. Das nützte Rußland, es warf ſich zum Beſchützer der Unterdrückten auf und um dieſe ihm recht ungewohnte Rolle mit einiger Glaubwürdigkeit ſpielen zu können, unterſtützte es in demonſtrativſter Weiſe die nationalen Beſtrebungen ſeiner kleinruſſiſchen Unterthanen in der Ukraine. Dieſe nützten die Gelegenheit und feierten dankbar den Czaren, aber als man ihnen von Petersburg her bedeutete, ob nicht eine „Vermiſchung beider Brüderſtämme“ verſucht werden ſollte, da ſagten ſie in aller Demuth ihr entſchie-

denes „Nein!“ Die Folgen dieſer überaus deutlichen Weigerung ließen nicht auf ſich warten, die Gnadenſonne verſchwand, die Knute tauchte auf. Die Krone der brutalen Vergewaltigungen war — im Herbſt 1875 — eine Verfügung, welche ſchlechtweg verbot, daß in Rußland ein kleinruſſiſches Buch, geſchweige denn eine Zeitung gedruckt werden dürfe. Die Kleinruſſen ſind mundtodt gemacht. In Galizien dürfen ſie wenigſtens klagen, wenn auch nicht mehr. Aber ihre Kraft iſt ungebrochen — ſie gehorchen, aber ſie bleiben ſtehen.

Wer dies Geſchick erwägt, wird ſelbſt erkennen, daß die Ruſſinen wohl unerhört zäh ſind, wenn ſie trotz ſolchen Drucks und Sturmes ihr Volksthum gewahrt. Aber die Zähigkeit allein reicht zur Erklärung dieſer merkwürdigen Thatſache nicht aus. Es muß wohl auch ein Volk von unerſchöpflicher Lebensfähigkeit und Begabung ſein. Und dem iſt ſo. An natürlicher Begabung, an Geiſt und Gemüth nimmt der Kleinruſſe unter den Slaven einen hervorragenden Platz ein, wo nicht den Ehrenplatz. Er, der Sohn eines geknechteten Volkes, hat gleichwohl nicht die Laſter des Slaven: er iſt weder feig noch hinterliſtig. Merkwürdig, ja phänomenal iſt ſein Bildungstrieb, vor Büchern und Gelehrten hat er eine heilige Ehrfurcht; kann er ſeine Söhne lernen laſſen, ſo thut er es trotz ſchwerer Opfer und nirgendswo haben die Vereine für Volksbildung

von vornherein ein ſo günſtiges Terrain und binnen kürzeſter Zeit ſo ſchöne Reſultate zu verzeichnen, als hier. Das Volkslied der Ruſſinen kann nicht blos mit dem jedes anderen Stammes den Vergleich aushalten, es übertrifft die meiſten an Zartgefühl, Reichthum und Tiefe der Empfindung. Seit Jahren mit der Ueberſetzung dieſer Lieder beſchäftigt und genau mit ihnen vertraut, werde ich doch ſtets, ſo oft ich neue Sammlungen einblicke, auch auf's Neue überraſcht und entzückt. Schon dieſe Lieder beweiſen, welcher poetiſchen Kraft dieſe Volksſeele fähig iſt; die Kunſtpoeſie der Ruſſinen iſt ein weiterer Beweis hiefür. Sie wurzelt im Volksliede, lehnt ſich an daſſelbe, bewahrt ſeine keuſche Kraft und Tiefe, fügt aber das Talent der Compoſition, den Schatz der Bildung, den Zauber großer und eigenartiger Individualität hinzu. An herrlichen Stoffen, um dieſe Gaben und Gnaden zu erproben, fehlt es nicht: da ſind die einſtige Macht, das heutige Elend, das arme einſame und doch ſo räthſelhaft ſchöne Landſchaftsbild der Steppen, die naturwüchſigen Menſchen, die alten, rührenden Sitten und Erinnerungen. So wird es nicht verwundern, wenn ich hinzufüge, daß es ſehr viele Kleinruſſen gibt, welche ſich als treffliche Poeten erprobt.

Freilich haben nicht alle dieſe Dichter in der Sprache ihres Volkes gedichtet — im Gegentheil! die

Wenigſten! Das darf nicht verwundern. „Dichter lieben nicht zu ſchweigen, Wollen ſich der Menge zeigen.“ Wer in dieſer verfehmten Sprache dichtet, bleibt unbekannt. Gelingt es ihm ſogar, ſeine Verſe drucken zu laſſen, ihm winkt kein Honorar und keine Lorbeerkrone. Nur einige Popen und Lehrer leſen ihn, bewundern ihn und ſind ihm dankbar. Und wenn man den Bauern ſeine Gedichte vorlieſt, ſo erkundigen ſie ſich vielleicht nach ſeinem Namen und ſegnen ihn. Das iſt Alles und für ehrgeizige Gemüther nicht genug. Sie gehen in das Lager der Mächtigen über und werden Großruſſen. Man nimmt ſie mit offenen Armen auf, preiſt, ja vergöttert ſie. Ihre Werke werden gekauft, gelobt, überſetzt. Freilich ſchildern auch ſie kleinruſſiſches Leben, aber in moskowitiſcher Sprache — das iſt etwas Anderes! Hier ein Beiſpiel für Viele. Da wuchs einſt im Gouvernement Poltawa ein ruſſiniſcher Jüngling auf, der früh große poetiſche Anlagen zeigte. Sein Großvater, der in früher Jugend den letzten Kampf der Zagoroger um die Freiheit mitgekämpft, entflammte ſeine Phantaſie und ſeinen Patriotismus. Aber der vorſichtige Vater ſchüttelte den Kopf. „Dichte, wenn du es nicht laſſen kannſt“, ſagte er, „aber dichte ruſſiſch“. Der Jüngling ging nach Petersburg und ſchrieb dort ein Epos aus dem Koſakenleben und einen Roman. Das Epos hieß „Taras Bulba“, der Roman „Todte Seelen“

und der Dichter Nikolaj Waſſiliewitſch Gogol ... Ebenſo iſt Gregor Danilewski ein Kleinruſſe und noch viele, viele dii majorum et minorum gentium in Petersburg und Moskau. Sie ſind reich und berühmt, als kleinruſſiſche Poeten aber wären ſie — in Sibirien geſtorben! Die Knute, der Soldatenrock, die Arbeit in den Ural'ſchen Bergwerken — das ſind die Preiſe, welche der Czar für gute Gedichte in kleinruſſiſcher Sprache ausſetzt. Selbſt die Polen ſind in Rußland glücklicher, als die Ruſſinen. Der polniſche Poet wird nur dann geſtraft, wenn er politiſche Gedichte ſchreibt; Wald- und Liebeslieder darf er ſtraflos drucken laſſen. Bei den Ruſſinen iſt ſchon der bloße Gebrauch der Mutterſprache ein Verbrechen. So erklärt es ſich, daß viele Kleinruſſen, welche nicht in das Lager der Dränger übergehen mochten, in polniſcher Sprache ihrem poetiſchen Drange genügten, beſonders da ſie damit ein großes Publikum, große Verbreitung gewannen. So haben beiſpielsweiſe die Ruſſinen Michael Czajkowski, Thomas Padura, Alexander Groza nur anfänglich in ihrer Mutterſprache geſchrieben, ſpäter wurden ſie polniſche Dichter. Ein Gleiches gilt von dem herrlichen Dichter der Steppe, Bohdan Zaleski. Nach Geburt, Abſtammung, Anſchauungsweiſe iſt er Kleinruſſe, nur der Sprache nach Pole. Viele ſeiner Gedichte ſind nichts als treffliche Ueberſetzungen der Lieder jenes

Stammes, dem er in jeder Beziehung angehört. So iſt es eine Folge des Fluchs, welcher auf dieſem Volksthum laſtet, daß es ſeine begabteſten Söhne an glücklichere Nationen verliert.

Aber viele herrliche Dichter ſind ihm treu geblieben und darunter der herrlichſte, der bisher aus dieſem Stamme hervorgegangen. Daß ſie alle muthige, edle, opferfreudige Männer ſind, das beweiſt ſchon die bloße Thatſache ihres Wirkens. „Die Geſchichte unſerer Literatur", hat einſt der Ruſſe Herzen geklagt, „iſt ein Verzeichniß von Märtyrern oder ein Regiſter von Sträflingen." Mehr als von den Moskowitern, gilt dies Wort von den Kleinruſſen. Und vom Standpunkte des rohen, unerbittlichen Deſpotismus hat Rußland Recht, wenn es dieſe freien, edlen Sänger zertritt. Sie ſind ſeine gefährlichen Feinde. Denn der Grundzug ihres dichteriſchen Weſens iſt die Begeiſterung für ihr Volksthum, der Haß gegen die Unterdrücker. Wenn ſie hiſtoriſche Epen ſchaffen und die Großthaten der Ahnen im Liede auferſtehen laſſen, ſo weht daraus lebendiger, erquickender Athem für die traurige Gegenwart. Der Ahne hat den Moskowiten geſchlagen und den Polen, der Ahne war frei! — „und du, Enkel?" Die Frage ſteht nicht im Liede, aber zwiſchen jedem Zeilenpaar. Oder ſie beſingen in weichen rührenden Worten den Zauber der Mutterſprache oder den Reichthum ihres

Volksgemüths, aus dem unzählige Lieder ſprießen. Wieder kein direktes Wort der Anklage und doch jeder Vers ein flammender Proteſt gegen die brutale Tyrannei. Das Gleiche gilt vom Sittenbilde, von den Schilderungen des Dorflebens von Einſt und Jetzt. Aber auch an direkten Klagen und Anklagen fehlt es in dieſen gluthvollen Liedern nicht und wenn dann auch der Dichter in der ſibiriſchen Oede oder unter der Knute verendet —, das Lied lebt fort und wie der Wind das Samenkorn, ſo trägt es den nationalen Enthuſiasmus durch das geknechtete Land . . .

Aber es ſind nicht blos Vorzüge einer edlen und berechtigten Tendenz, welche wir dieſer Dichterſchule nachrühmen dürfen. In erſter Linie ſtehen ihre rein künſtleriſchen Vorzüge: Zartheit der Empfindung, ſchlichte, ungeſchminkte, aber hochpoetiſche Diction und insbeſondere ein ſeltenes Vermögen, plaſtiſch zu geſtalten. Es ſind friſche, urſprüngliche, ururiginelle Talente, dieſer Pantalimon Kuliſch, Gregor Kwitka, Taras Scheftſchenko u. v. A. Sie haben keine anderen Vorbilder und Muſter als die herrlichen Lieder ihres Volkes. Darum iſt kaum ein größerer Gegenſatz erdenkbar, als zwiſchen ihnen und den großruſſiſchen Lyrikern, den Puſchkin und Lermontoff, dem Jaſykoff und Podolenski. Hier inniges Gottvertrauen, wärmſtes Naturgefühl, urgeſunde Sinnlichkeit, dort moderne Blaſirtheit, kalter

Zweifel an Gott und Menſchheit, affektirter oder auch tief empfundener Weltſchmerz. Darum ſind dieſe Großruſſen naturgemäß intereſſanter, reicher an Tönen und Nüancen und dem verfeinerten Culturmenſchen verſtändlicher, während das Lied der Kleinruſſen ihn fremd anmuthen wird, oft räthſelhaft und überwältigend in ſeiner monotonen Erhabenheit, wie etwa die Schönheit der Steppe. Dieſe Ruſſen ſind, sit venia verbo — bildungskrank, ſie dichten im Zwielicht eines ſonderbaren, krankhaften Culturlebens; die Geſellſchaft, in der ſie ſich bewegen, zeigt, kaum den Kinderſchuhen naiver Rohheit entwachſen, bereits den greiſenhaften Zug der Arbeits- und Genußmüdigkeit. Darum ihre natürliche Wahlverwandtſchaft zu den Weltſchmerzdichtern des Weſtens und ihre Abhängigkeit von den „Zerriſſenen", den Byron, Muſſet, Heine, zur Maſſe ihres Volkes ſtehen ſie in keiner Relation. Wie anders die Kleinruſſen! Sie ſind originell, weil ſie durchweg volksthümlich ſind, ſie unterſcheiden ſich von den Dichtern des Weſtens ebenſo ſehr, wie ſich ihr Volk von denen des Weſtens unterſcheidet. Wenn ſie klagen, ſo geſchieht es ſichtlicher, greifbarer Schmerzen wegen. Sie dichten aus einem Volksthum heraus, in dem es noch tiefe Nacht iſt, aber eine Nacht, welche von den Sternen ruhmvoller Erinnerungen tröſtend erhellt wird. Ihr ſocialer Horizont iſt ein enger, ihre allgemeine Bildung eine geringe. Sie ſind naiv,

im guten, wie im ſchlimmen Sinne des Worts. Im Grunde iſt ihre Poeſie nichts als veredelte, vertiefte Volkspoeſie — nichts weiter — aber ſchon dies iſt ſo unendlich viel, daß dieſe Poeten ſicherlich der eingehendſten Beachtung werth ſind. Und beſonders der Größte unter ihnen: Taras Scheftſchenko. Er iſt nicht blos an ſich ein Genie, in ihm iſt auch gleichſam der poetiſche Genius der Kleinruſſen verkörpert. Seine Muſe vereint alle charakteriſtiſchen Züge dieſer Literatur; wer ihn charakteriſirt, gibt gleichſam auch ein Geſammtbild der poetiſchen Strebungen ſeines Volkes. Aber auch rückſichtlich ſeines Schickſals iſt er eine typiſche Figur. Sein Lebenslauf iſt mit größeren oder geringeren Variationen der aller kleinruſſiſchen Dichter, nur daß der große Taras mehr geſtrebt, mehr gelitten und mehr geſchaffen, als ſeine Liedgenoſſen.

Es iſt eine Biographie, welche wie ein Roman klingt. Aber er führt den Helden nicht aus Nacht zum Licht, ſondern aus Nacht in Nacht und iſt mit dem Herzblut eines guten, großen Menſchen getrieben. Wir wollen Ehrfurcht haben vor ſolchem Schmerz und Schickſal und nur kurz die Thatſachen berichten. Scheftſchenko ward 1814 im Dorfe Mornitza bei Kiriliwka (Gouvernement Kiew) geboren. Sein Vater Gregor war ein leibeigener Bauer und gehörte mit Kind und Kegel einem deutſchen Grundherrn, Engelhard. „Bis in mein

neuntes Jahr war ich im Paradieſe", hat ſpäter der berühmte Mann in ſeiner Selbſtbiographie geſchrieben. Das haſtige, träumeriſche, raſtlos brütende Bübchen durfte thun, was ihm beliebte und am meiſten beliebte es ihm, ziellos durch die Steppe zu wandern. Einſt kam es des Abends nicht heim, es war ausgezogen nach jenem Punkte, wo der Himmel die Erde berührt, aber es wanderte drei Tage und noch immer ſtand die Himmelsglocke gleich fern auf der Ebene. Mitleidige Handelsleute brachten das Kind den Eltern wieder. Da ſtarb die Mutter und „das Paradies ward zur Hölle", eine böſe Stiefmutter kam in's Haus. Mindeſtens ſeinen Lieblingsſohn wollte der Vater vor ihr retten und übergab ihn einem Lehrer. Aber über das Leſen kam dieſer Unterricht nicht hinaus: der Vater ſtarb, der Elfjährige mußte ſich ſelbſt weiter helfen. „Die Leute meinten, ich ſei zu Höherem geboren, und ein „Diak" war das Höchſte, was ein Leibeigener werden konnte". Zu einem ſolchen „Diak" (Kirchenſänger) trat er in die Lehre und der rohe Säufer mißhandelte ihn fürchterlich, deſto ſchlimmer, je größere Fortſchritte der Knabe machte, weil der Unmenſch fürchtete, der begabte Schüler könne ihn frühzeitig um's Brot bringen. „Das war der erſte Deſpot, welchem ich begegnete, er impfte mir für's ganze Leben meinen Ekel ein gegen jeden Druck, welchen ein Menſch auf den andern übt." Er entlief

und trieb ſich ziellos umher, ein armer kleiner Vagabund. Eine zweite Lehrzeit „wieder bei einem kirchlichen Künſtler, einem Maler von Heiligenbildern", verlief gleichfalls unter unmenſchlichen Prügeln und endete mit Flucht. „Da gab ich meine hochfliegenden Pläne auf, kam in mein Dorf und wurde Schweinehirt. Der Hunger pflegt nämlich recht weh zu thun". Da fiel ſeines Herrn Auge auf ihn; der junge Engelhard nahm den begabten Schweinehirten, der leſen, zeichnen und ſingen konnte, als Zimmerkoſaken in ſein Haus. Dieſes Amt beſtand hauptſächlich im Stopfen von Pfeifen und Putzen von Stiefeln, Taras hatte viele Muße und nützte ſie, indem er „auf geſtohlenes Papier mit geſtohlenen Bleiſtiften" die Bilder des Vorzimmers copirte. Als ihn Herr Engelhard bei dieſer Beſchäftigung überraſchte, ließ er ihm die Knute geben, „weil ſich ſolche Künſte für einen Leibeigenen nicht ſchicken". Als man ihm aber verſicherte, der Burſche habe Talent, ſchickte er ihn zur Ausbildung nach Petersburg, weil ein geſchickter Künſtler ſeinem Eigenthümer viel Geld eintragen konnte. Der talentvolle Jüngling zog die Aufmerkſamkeit edler Menſchen auf ſich und ſie beſchloſſen, ihn loszukaufen. Aber Engelhard forderte für dieſe Seele 2500 Rubel. Der Betrag wurde in origineller Weiſe aufgebracht. Der berühmte Dichter W. A. Shuhkoffski ließ ſich von dem Maler Bryloff portraitiren, das Bild wurde auf Looſe

ausgeſpielt und ergab den geforderten Betrag. Im Frühling 1838 wurde Taras frei, beſuchte die kaiſerliche Akademie der Künſte und wurde 1844 „Meiſter“. Denn damals galt in Rußland, bis hart auf unſere Tage, die Malerei als Gewerbe.

Es iſt unzweifelhaft, daß Scheftſchenko ein hübſches Malertalent beſeſſen, unſterblich aber machten ihn ſeine nur zögernd unternommenen „Verſuche“ in einer andern Kunſt. Mitten im Rauſch der Freiheit und des jungen Künſtlerruhmes gedachte er ſeiner Kindheit und ſeines zertretenen Volkes. Er begann zu dichten, nicht blos in der verfehmten Sprache, ſondern obendrein kühne Freiheitslieder, erſchütternde Schilderungen des Elends, mit welchem die fremden Herren den ukrainiſchen Bauer belaſten. Die Freunde riethen ab, aber Taras fuhr fort, in klingende Reime zu bringen, was ihm das Herz erfüllte. „Der friſche Hauch der Freiheit gab meinen Empfindungen die Reinheit der Kinderjahre zurück“ Mit rührender Ausdauer ſuchte er zugleich die Lücken ſeiner Bildung auszufüllen und zum guten Theil gelang ihm dies auch. 1840 erſchien ſeine erſte Liederſammlung: Kobſar (der Sänger). Es iſt eine vielbeſtätigte Erfahrung, daß ſich das Talent bereits im Erſtlingswerke ganz gibt, während das Genie ſich gleichſam immer neu gebärt. Scheftſchenko war ein Genie; in ſeiner erſten Sammlung iſt der gewaltige Epiker kaum

zu ahnen, er iſt da lyriſcher Tendenzdichter. Doch davon ſpäter, hier intereſſirt uns zunächſt das Schickſal des Dichters. Auch dieſe erſte Sammlung übte großen Einfluß auf daſſelbe. Die großruſſiſche Kritik empfing das Büchlein mit Hohn, die Landsleute mit Begeiſterung. Die Regierung aber begnügte ſich vorläufig damit, den Dichter unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen und ihm alle Benefizien zu entziehen. Scheftſchenko wich keinen Augenblick aus der eingeſchlagenen Bahn, die Malerei beſchäftigte ihn immer weniger, die Dichtkunſt immer mehr. Und je widriger ſich unter dem Druck der Staatsgewalt ſeine Verhältniſſe geſtalteten, deſto kühner und begeiſterter klang ſein Lied. Nun ſchuf er auch das Hauptwerk ſeines Lebes, das gewaltige Epos „Die Hajdamaken". Er ſchrieb es 1846 in ſeiner Heimath. Noch ehe das Gedicht ganz erſchienen, erreichte ihn — die Knute. Die Veranlaſſung hiezu bot ein Gedicht, „Der Kaukaſus", in welchem er das Loos ſeines unglücklichen Freundes, des Grafen Balmén, beſang, der ſeiner Freiſinnigkeit wegen als gemeiner Soldat in die kaukaſiſche Armee eingereiht worden. Gerade dies Gedicht iſt ziemlich harmlos, es ſind ſelbſt unter ruſſiſcher Cenſur viel ſtärkere Dinge ſtraflos gedruckt worden aber die Regierung nützte den Anlaß, den Sänger mundtodt zu machen. Er wurde, 33 Jahre alt und ein berühmter Mann, körperlich gezüchtigt und dann

1847 als Gemeiner nach Orenburg geſchickt. Aber er ſchwieg nicht, gerade hier, im buchſtäblichſten Sinne des Wortes unter der Knute, entſtanden ſeine kühnſten, ſchärfſten Mahn- und Rachelieder. Sie flogen in Abſchriften nach der Ukraine, von dort nach Galizien und wurden hier unter dem Schutz des großen Freiheitsjahres gedruckt. Abermals wurde ihm von den ruſſiſchen Schergen Tortur angethan, aber die Geißelhiebe zerfleiſchten nur den Körper und konnten den Geiſt nicht tödten. Da ſchickte man den Unglücklichen nach dem Fort New-Petrowsk, am aſiatiſchen Ufer des Kaſpi-Sees. Es war eine entſetzliche Exiſtenz, die Garniſon beſtand aus dem Auswurf der Menſchheit, der Dienſt war furchtbar ſtreng, außer der verworfenen Soldateska gab es keinen Verkehr und kein Buch, keine Zeitung. Dieſes teufliſche Mittel wirkte, der bejammernswerthe Dichter wurde ſiech und ſtumpf. Als ſieben Jahre ſpäter ſein edler Freund, der Dichter des „Don Juan“, Graf Tolſtoi, nach vielen vergeblichen Verſuchen endlich in Petersburg ſeine Freilaſſung erwirkte, da konnte ſie ruhig gewährt werden, „der Mann iſt unſchädlich“, hatte der Kommandant des Forts berichtet. Der gebrochene Mann erhielt Petersburg zum Wohnſitz angewieſen. Noch einmal flammte ſein Geiſt auf, er ſchrieb ſein Gedicht „Bratnie poslanie“ (die Sendung der Brüder), einen flammenden Proteſt gegen den heuchleriſchen Panſlavis-

mus Rußlands, der Andere „befreien“ will und die eigenen Völker zertritt. Das war ſein Schwanengeſang. Langſam ſiechte er dahin; die Sehnſucht ſeines Herzens, den Reſt ſeines Lebens in der geliebten Heimath zu verbringen, blieb unerfüllt. Er ſtarb zu Petersburg, 16. Februar 1861. Seine Freunde erwirkten die Erlaubniß, ſeinen Leichnam in heimathlicher Erde zu beſtatten. Er ruht zu Kaniow in der Ukraine....

* * *

In Taras Scheftſchenko iſt nicht blos der größte Sänger ſeines Volkes, ſondern auch ein Dichter von höchſtem abſolutem Werthe langſam zu Tode gemartert worden. Seine Begabung hat ſich nicht voll und ſchön ausleben können, aber ſchon das, was er ſchaffen durfte, ſichert ihm Unſterblichkeit. Nicht die Theilnahme an ſeinem Geſchick, nicht die Sympathie für ſein Volksthum dictirt mir das Urtheil, ſondern meine kritiſche Ueberzeugung. Man würde mir leicht glauben, könnte ich eine Reihe bezeichnender Proben vorführen, aber das Wenige, was bisher in deutſcher Ueberſetzung (von dem jungen, talentvollen Dichter J. G. Obriſt) erſchienen, iſt mir leider nicht zur Hand. Ich bedaure dies doppelt, nicht blos weil der Dichter ſelbſt am Beſten für ſich ſpräche, ſondern auch, weil ohne Proben die Aufgabe, ihn zu charakteriſiren, faſt bis zur Unmöglichkeit erſchwert

wird. Denn Scheftſchenko iſt durch und durch originell und durch und durch fremdartig und wenn ſich auch der eine oder andere Zug ſeiner dichteriſchen Phyſiognomie durch Paralellen mit Poeten anderer Völker beleuchten ließe, ſo läßt ſich doch auf dieſem Wege kein richtiges Geſammtbild zuſammenfügen.

Ueberblickt man den Inhalt der beiden ſtattlichen Bände, welcher die treffliche Lemberger Geſammtausgabe von 1866 füllt, ſo läßt er ſich in vier Gruppen ſcheiden: politiſche Lyrik, tendenzloſe, idylliſche Wald-, Steppen- und Liebeslieder, ſoziale Genrebilder und hiſtoriſche Epen. Schon dies deutet auf Vielſeitigkeit der Begabung. Wägt man aber nun den poetiſchen Werth dieſer Gruppen gegen einander ab, ſo kommt man zu einem Reſultate, welches in aller Literatur ſehr ſelten iſt: die vier Gruppen ſind gleichwerthig und keine läßt ſich über die andere ſetzen. Wir müſſen den politiſchen Freiheitsſänger ebenſo bewundern als den Epiker; den Dichter der Liebe ebenſo als den Mann, der ſeltſame ſoziale Verhältniſſe in künſtleriſchen Rahmen zu faſſen gewußt. Das ſpricht ſich leicht aus, aber es iſt damit mehr geſagt, als dem flüchtigen Blick ſcheinen mag. Denn jede dieſer Dichtungsarten ſetzt nicht nur verſchiedene Gaben voraus, ſondern darunter auch ſolche, welche ſich in einer und derſelben poetiſchen Individualität kaum vereinen können, eben weil ſie einander entgegen-

geſetzt ſind, einander aufheben oder ausſchließen. Was den trefflichen Lyriker macht, iſt das Schwelgen in der Empfindung, ferner abſoluteſte Naivetät, endlich die Fähigkeit, all dem, was anderen Menſchen ſtumm und todt liegt, den geheimen Ton, die ſchlummernde Muſik abzulauſchen. Je ſchlichter, je unbewußter ſich dieſer Prozeß vollzieht, um ſo ſchöner das Lied; hier darf nicht der Dichter über einen Stoff gerathen, ſondern der Stoff über ihn. Wie anders ſchon der politiſche Tendenzpoet! Hier wirken nothgedrungen der Verſtand mit, die Ueberzeugung und beſtimmte Thatſachen; hier iſt des Dichters Seele nicht mehr die Harfe, auf welcher nur die Empfindung ſpielt. Oft iſt es nur noch der Verſtand allein, welcher darauf ſpielt, und zwar ſo oft, als ihm beliebt, daher auch ſo oft in dieſem Genre die gereimte Phraſe dominirt. Und wenn auch dies Aeußerſte vermieden wird, ſo bleibt Tendenz doch immer ein fremder bewußter Zug. Es iſt kein Zufall, daß der beſte politiſche Dichter der Deutſchen, Georg Herwegh, ein einziges gutes, unpolitiſches Lied gedichtet, kein Zufall auch, daß unſer größter Lyriker nur mühſam ein kaltes, allegoriſches Spiel componirte, als er „ein politiſch Lied“ dichten mußte. Und nun denke man erſt, wie die Gaben des Lyrikers und des Epikers gegen einander ſpielen: was dem Einen ſchöner Schmuck iſt, wird dem Andern ſchädlicher Ballaſt und dem Einen

muß die höchſte Subjectivität Geſetz ſein, dem Andern die höchſte Objectivität. Darum genügen auch die zehn Finger vollauf, um die Dichter aufzuzählen, welche im Liede und im Epos gleich groß geweſen. Und ebenſo fordert das ſoziale Genrebild eine beſtimmte, ſcharf ausgeprägte Begabung. Darum wird, wer dieſe beiden Bände lieſt, und die Geſetze der Aeſthetik im Sinne hat, ſchier ebenſoviel Genußfreude als Staunen empfinden. Hier iſt ein Dichter, der all' die Gegenſätze vereint — und wie völlig! Nur ein Beiſpiel! Scheftſchenko iſt Lyriker durch und durch, aber lieſt man ſeine „Hajdamaken", ſo findet man kein lyriſches Epos, ſondern ein Gedicht voll Handlung und Bewegung, voll plaſtiſcher Geſtaltenfülle, ruhig, aber ohne Stocken dahinfluthend, von keiner ſubjectiven Empfindung, von keiner Gefühlsſchwelgerei unterbrochen. Und wie ſpielend leicht vereint er dieſe Gegenſätze — „durch göttliche Gnade" dürfte man ſagen, denn was darf uns göttlicher ſcheinen als das Genie?! . . .

Scheftſchenko's Univerſalität der Begabung iſt alſo das erſte Reſultat, welches wir aus unſerer Betrachtung gewinnen. Für jene gelehrten Herren, welche die Schubfächer in die Literatur eingeführt, iſt es vielleicht gut, daß der kleinruſſiſche Poet noch nicht überſetzt iſt; er ließe ſich weder in das lyriſche, noch in das epiſche, noch in das politiſche, noch in ſonſt irgend ein Schub-

fach bringen. Nicht alle ſeine Gedichte ſind gleichwerthig — unter den Liedern ſeiner letzten Jahre, wo er an Körper und Geiſt gebrochen war, finden ſich ſchwachathmige, unbedeutende Sächelchen, welche ſeine Herausgeber nur aus falſcher Pietät auf den Markt gebracht — aber in jenen vier Dichtungsarten hat er Gleichwerthiges geſchaffen. In denſelben Dichtungsarten bewegt ſich auch das Volkslied ſeiner Nation und Schefſchenko iſt alſo ebenſo vielſeitig, als dies Volkslied. Durch dieſen Hinweis enthüllt ſich uns auch der Kernpunkt ſeiner Individualität. Seine Muſe iſt nicht mehr und nicht weniger als die Verkörperung, als die Vereinigung aller poetiſchen Strebungen dieſer Volksſeele. Seit langen Jahrhunderten hat es in dieſer Nation einzelne, unbekannt gebliebene Poeten gegeben, welche dem Liederſchatze der Kleinruſſen bald ein Liebeslied, bald eine „Dume", welche die Großthat eines Vorfahrs beſang, hinzugefügt, bald wieder eine Schilderung aus dem Leben der Bauern, Popen oder Herren, oder endlich ein Trutzlied gegen den Unterdrücker. In Schefſchenko iſt den Kleinruſſen ein Genius geboren, der all' das kann, was früher vereinzelt jene Anonymen gekonnt. Wie ſie nur dem Ausdruck gegeben, was in der Volksſeele lag, wie ſie kein anderes Streben gekannt als dieſe ſtumme Seele reden zu machen, ſo auch Scheftſchenko, darin liegt ſeine Größe, darin das Geheimniß ſeiner

Vielſeitigkeit. Wohl iſt ſeine Begabung unendlich tief und reich, aber ſchwerer wiegt ſeine unſägliche Naivetät und daß er ſo durch und durch national iſt. Nur darum hat er gekonnt, was er gewollt, weil er inſtinktiv nichts gewollt, was er nicht gekonnt: er iſt weder über Stoffkreis noch Tonweiſe des Volksliedes herausgetreten. Ein Dichter von gleicher unbewußter Naivetät wäre bei einem Volke des Weſtens heute nicht mehr möglich, unmöglich aber wäre er wohl auch bei einem anderen Volke des Oſtens, welches minder ſangbegabt und ſangesfreudig iſt, als die Kleinruſſen. Einer ſeiner Volksgenoſſen nennt Scheftſchenko den „unſterblichen Kobſaren". Das iſt zugleich ſeine beſte Charakteriſtik: auch er iſt in Stoff und Tonweiſe einer jener Sänger, welche in der Ukraine von Dorf zu Dorf ziehen, und zum Klange eines primitiven Saiteninſtruments, der „Kobſa", Lieder ſingen, welche ſie von Andern gehört, vielleicht auch zum Theil ſelbſt gedichtet. Aber er hat ſelbſt ſo viel und ſo ſchön ſchaffen gekonnt, als ſie alle zuſammen, und darum iſt er der Gerühmte, der Große, der „Unſterbliche". Wenn die moskowitiſche und die polniſche Kritik, von nationalen Vorurtheilen beeinflußt, über dieſen „Bauerndichter" die Achſeln zuckt, wenn ſie ihm vorwirft, daß ſeine Lieder wie Hirten- und Schänkenlieder klingen, ſo ahnt ſie wohl kaum, wie hoch ſie dadurch gegen ihren Willen dieſen verketzerten Poeten ſtellt.

Scheftſchenko hat aus dem Volke für das Volk gedichtet, darum die Aehnlichkeit ſeiner Lieder mit denen des Volkes. Bei ihrer Entſtehung vollzog ſich eben in eines Mannes Bruſt derſelbe Prozeß, wie er einſt in Vieler Herz jene vielen Volkslieder geſchaffen und noch ſchafft. Nur ſo erklärt ſich die merkwürdige Thatſache, für welche ich kein Beiſpiel von gleicher Intenſität weiß, daß ein gebildeter Mann, ein künſtleriſch geſchulter Poet echte, rechte Volkslieder gedichtet. Die Bedingungen der Entſtehung waren dieſelben — daran müſſen wir feſthalten, weil ſich uns ſonſt leicht das richtige Bild verſchiebt. An eine bewußte Nachahmung dürfen wir nicht denken. Solcher Verdacht wäre nicht blos ungerecht, ſondern auch thöricht. Denn Vieles läßt ſich ſtraflos heucheln, nur nicht Naivetät und Urſprünglichkeit . . .

Veredelte, vertiefte Volkspoeſie — ſo habe ich oben die Dichtungen Scheftſchenko's zu charakteriſiren verſucht. Das muß wohl näher veranſchaulicht werden, weil es ſonſt leicht mißverſtanden würde. Man wird die Volkslieder, welche dieſer Kobſar gedichtet, leicht von anderen unterſcheiden. Erſtlich durch die formale Ausbildung von Reim und Rhythmus. Scheftſchenko erlaubt ſich, im Gegenſatze zum Volksliede, nur da Freiheiten der Form, wo er keinen beſtimmten Effect erzielen will. Ferner dadurch, daß in der Sprache und Ausdrucksweiſe

eine höher und edler veranlagte Natur zu Tage tritt. Nicht etwa ein gelehrter oder auch nur gebildeter Mann, im Gegentheil! Scheftſchenko wahrt die ſchlichte Kraft, die elementare Urſprünglichkeit der Volksſprache, aber ein tieferer Geiſt, ein edleres Herz drückt ſich eben auch anders aus, als die Maſſe. Und weil er ein Genie iſt, ſo iſt ferner auch ſein Empfindungskreis reicher und tiefer, ſeine Kenntniß des Menſchenherzens gründlicher und er iſt an Nuancen reicher. Und hiezu tritt endlich, ich erwähne es als das Letzte, nicht als das Geringſte — die Kunſt der Compoſition, namentlich im Epos und im ſozialen Genrebilde.

Schon daraus ergibt ſich wohl, daß Scheftſchenko im tendenzloſen, lyriſchen Gedichte dem Volksliede am nächſten ſteht. Wo es ſich um den Ausdruck ſchlichter alltäglicher Empfindungen handelt, wo der Liebreiz der Schönen oder die Freude des Tanzes oder die Luſt an Krieg und Ruhm beſungen wird, da wird ſich ſelbſt ein genauer Kenner des Volksliedes täuſchen laſſen, ſo groß iſt die Sangbarkeit des Ausdrucks, die völlige Volksthümlichkeit der Empfindung. Daneben werden freilich Töne angeſchlagen, über welche nur ein ganz außergewöhnlicher „Kobſar" verfügen kann. So die Lieder, in welchen die einſame Schönheit der Steppe beſungen wird. Wer ſo jemals über die Ebene dahingegangen, keinen Ton im Ohr, als das Liſpeln des Windes im

Geſträuch, keine Bewegung um ſich, als die der Wolkenſchatten, keine Grenze dem Blick als die Himmelsglocke, der hat im bebenden Herzen den Zauber empfunden, er hat gefühlt, daß es geheimnißvoll in ſeinem Herzen wühle — alles Leid des Lebens und dann wieder der ſtille, herbe Troſt der Entſagung ſind über ihn gekommen. Scheftſchenko hat für dieſe räthſelhafte, tief innerlichſte Empfindung ſo treffenden, elementaren Ausdruck gefunden, daß ſchon dieſe wenigen Strophen genügten, um ihm das Epitheton eines großen Lyrikers zuzuwenden. Oder die rührenden Lieder „An das Schickſal!“ Er klagt — wer hätte mehr Grund zur Klage gehabt, als dieſer unglückliche Mann?! — wir blicken in ein Meer von einſamem Leide, aber der Dichter bietet doch keine Thränen, ſondern Perlen — vom eigenen Leid ab wendet er ſich den Schmerzen der Menſchheit zu und, ſtatt Mitgefühl zu fordern, bietet er Mitgefühl — und wie zart! wie tief! . . .

Ein gleiches Verhältniß zum Volksliede läßt ſich auch in ſeinen politiſchen Trutz- und Freiheitsliedern nachweiſen. Neben derben Verwünſchungen auf die Polen und Moskowiter, neben ſchlichten Klageliedern um die verlorene Größe, wie ſie ähnlich ſeit Jahrhunderten geſungen werden, finden ſich auch Gedichte, welche ſich durch individuelle Kraft, durch die Höhe des Standpunkts ſehr über ſolche „Volksdumen“ erheben, ohne an

elementarer Friſche einzubüßen. So die Ode „An Osnowianenko", das Schafarik zugeeignete Gedicht „Johannes Huß", die Bilder aus dem Kaukaſus: „Der Gefangene", „Der Traum", „Die kühle Thalſchlucht", endlich ſein bereits oben erwähntes Gedicht: „Die Sendung der Brüder". Auf die poetiſchen Schönheiten dieſer Gruppe einzugehen, hieße nur mein allgemeines Lob Scheftſchenko's wiederholen; nur das Eine bemerke ich, daß ſich auch hier keine Phraſe findet. Selbſt abſtrakte Gedanken, ja Partei-Programme ſind echt poetiſch hingeſtellt, mit großer Kunſt und Gewalt individuàliſirt. Scheftſchenko's Patriotismus iſt ſich ſtets gleich geblieben, ſeine Wege freilich waren zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. In ſeiner Jugend erſehnte er ſtürmiſch den verlorenen Glanz zurück, ohne über die Möglichkeit nachzudenken. Dann ſchien ihm das materielle Elend ſeines Volkes als das ſchlimmſte Uebel, in der Folge erſt die geiſtige Nacht, die auf ihm laſtet. Anfangs hoffte er auf ein Erbarmen der Bedrücker, ſpäter auf die „ſlaviſchen Brüder", bis er zuletzt erkannte, daß die Kleinruſſen keinen anderen Freund haben als die eigene Zähigkeit und Thatkraft. Und von da ab ward er nicht müde, die Schlummernden wachzurütteln, die Wachenden zu ſtählen.

Auch die ſozialen Genrebilder verfolgen nebenbei dieſelben Zwecke, was aber keineswegs in Worten aus-

geſprochen wird. Es ſind realiſtiſche Schilderungen aus dem Leben der Bauern und ihrer Herren, kleine Dorfgeſchichten in Verſen. Es iſt bereits erwähnt, daß der Dichter im Volksliede eine verwandte Form vorgefunden; aber wie hat er ſie veredelt, wie durchgeiſtigt! Was dort nur die kunſtloſe Geſtaltung faktiſcher Ereigniſſe geweſen, wird bei ihm die plaſtiſche Darſtellung von Verhältniſſen und Schickſalen, die neben dem novelliſtiſchen Reiz und trotz deſſelben ſtets das Typiſche betonen. Selbſt Jeremias Gotthelf hat ſeine Schweizer Bauern nicht ſo gut gekannt als Schefſtſchenko ſeine Kleinruſſen; hier erſcheint die Volksſeele in ihren lichteſten Höhen wie in ihren dunkelſten Abgründen mit gleicher Schärfe beobachtet, mit gleicher Vorurtheilsloſigkeit dargeſtellt; alles Detail iſt dem Leben entnommen und in ſeiner Fülle mit virtuoſem Geſchick vertheilt und verwendet. Die Tendenz tritt nirgendwo aufdringlich hervor, verleugnet ſich aber auch an keiner Stelle. Schefſtſchenko will zweierlei: dem Volke einen Sitten- oder Unſittenſpiegel vorhalten und ferner das Leid ſchildern, welches die Herren dem Volke anthun. „In Verſen dieſer Art", bemerkt ein feinfühliger Kritiker Schefſtſchenko's, „läßt uns der Dichter in moraliſche Abgründe ſchauen, vor denen wir unwillkührlich zurückſchaudern, alle ſozialen Gebrechen deckt er vor unſeren Blicken auf, ohne jedoch äſthetiſche Anforderungen zu verletzen.

Köſtlich ſind ſie, dieſe naturwahren Idyllen, feingearbeitete Genrebilder, auf welchen Lorrain'ſcher Duft ruht — und doch Alles wieder ſo einfach, ſo beſcheiden, trotz der Tendenz, welche der Dichtung zu Grunde liegt. Harmloſe, ſentimentale Lieder ſcheinen ſie zu ſein und ſind, näher betrachtet, gar trotzige demokratiſche Muſenkinder. Das arme, verlaſſene, unfreie Landvolk, deſſen ganze Intelligenz nur in den Gefühlen ſeines Herzens liegt, muß ſelbſt dieſes letzte, heiligſte, unantaſtbarſte Beſitzthum des Menſchen den Launen ſeiner Tyrannen zum Opfer bringen." Dieſer trefflichen Charakteriſtik iſt nichts beizufügen als die Thatſache, daß der Dichter eben auch die Sünden ſeiner Landsleute ſo wenig ſchont als die ihrer Herren. Für jede dieſer beiden Tendenzen hier Proben, welche ich freilich nur in trockenen Inhaltausgaben wiedergeben kann. Der Wind ruht in der Mondnacht in der Steppe — ſo beginnt das Bild „Ulto-plena" (die Ertränkte) — nur zuweilen flüſtert er im Schilf des Fluſſes und frägt das Schilf: „Wer ſind die beiden ſchlanken Frauen rechts und links am Ufer? Allnächtlich ſchweben ſie am Fluſſe, die Eine kämmt ihr Haar, die Andere wühlt verzweifelt in ihren Flechten. Wer ſind ſie? Mutter und Tochter. Die Mutter war eine reiche, junge Herrin, die ihr ſtolzes Haus mitten im Dorfe bewohnte, eine ſchöne, galante Wittwe. Die Schönheit und Sittenloſigkeit der Ruſſin, der Hofſtaat

junger Herren, der ſich um ſie bildet, dies Alles iſt in kurzen, draſtigen Detailzügen gemalt. Die freche, vornehme Schöne kommt zu Fall und gibt das Kind, eine Tochter, armen kleinruſſiſchen Bauersleuten in die Pflege. Die kleine Hanuſia blüht in Noth und Niedrigkeit herrlich auf, die Dorfburſche ſchmachten nach ihr, beſonders der arme, ſchöne Fiſcher am Fluſſe. Als die Mutter ſie wieder in's Haus nimmt, da huldigen ihr auch die Herren, welche ſich bisher um die Mutter bemüht. Das ſchlichte, bäuerlich erzogene Mädchen achtet ihrer nicht, aber die Mutter fühlt ſich verdunkelt und empfindet wüthende Eiferſucht gegen die eigene Tochter. Wie ſich dieſe wüſte Empfindung immer ſteigert, wie die alternde Frau ſchließlich ganz dem Dämon unterliegt, dies iſt mit feinſter pſychologiſcher Detailmalerei dargeſtellt. Die Hanuſia hat immer ſchlimmere Tage, ſie weint viel, unter Thränen blüht ſie auf, wie die Blume im Frühthau. Die entmenſchte Mutter reicht ihr Gift, es wirkt nicht. Da vollzieht ſich die Kataſtrophe: Mutter und Tochter gehen zum Bade. Die Entkleidungsſcene und wie die Wuth der Mutter immer ſinnloſer wird, je mehr ſich die Schönheit des jungen Leibes enthüllt, die ſüße Keuſchheit des holden Kindes, dieſe merkwürdige Situation iſt mit unvergleichlicher plaſtiſcher Kraft hingeſtellt. Und wie das Mädchen „mit dem Schlingbaum plaudert und ihre holden Glieder wiegt

und an der Sonne wärmt" — da hält ſich die Wüthende nicht mehr, ſtürzt ſich auf die Tochter, krallt ſich in die Flechten und reißt ſie in den Strudel. Beide verſinken. Aber ein Menſchenauge hat die grauſige Scene geſehen: jener junge Fiſcher, der die Hanuſia liebt. Er ſtürzt ſich in die Wellen, das Mädchen zu retten, aber er hebt nur die Leiche hervor. Er bettet ſie auf den Strand, küßt zum erſten und letzten Male ihre bleichen Lippen und die Wellen ſchließen ſich über Beiden. Die erſchütternde ſoziale Tragödie erſcheint im Rahmen eines phantaſtiſchen Nachtbildes. Wie im Eingang, ſo taucht zum Schluſſe der Fluß im Mondlicht vor uns auf, am einen Ufer die Mutter, welche verzweiflungsvoll an ihren Flechten zerrt, am andern das ſchöne, unſchuldige Kind, welches wie im Traume ſein nußbraunes Haar kämmt. Der Fiſcher taucht empor, legt ihr Waſſerroſen zu Füßen und wendet die Augen ab, den nackten jungfräulichen Leib nicht zu ſehen. Der Wind aber wühlt raſtlos fragend im Schilf: „Wer ſind ſie, wer ſind ſie?" . . . Auch hier ſchon tritt die Tendenz hervor, die Sittenloſigkeit des herrſchenden Stammes zu geißeln, welcher das Mädchen zum Opfer fällt, das rein und unſchuldsvoll im Hauſe der Unterdrückten aufgewachſen. Noch klarer gibt ſich dies in dem Bilde „Die Lilie". Auch hier iſt der Rahmen, um die Entſetzlichkeit des Geſchilderten zu mildern, ein

phantaſtiſcher; der Dichter benutzt den volksthümlichen Glauben, wonach Menſchen in Blumen oder Bäume verwandelt werden. Die Lilie geſteht der Roſe, daß ſie einſt ein Mädchen geweſen. Sie wuchs im Herrenhauſe auf, das Geſinde behandelte ſie ſonderbar, halb furchtſam, halb verächtlich, die Mutter weinte, ſo oft ſie das Kind anſah. Denn die Mutter war ein ſchönes, armes Dorfmädchen und weilte im Hauſe als die Geliebte des ruſſiſchen Herrn. So weit iſt es dieſelbe Geſchichte, wie ſie Alexander Herzen in ſeinem trefflichen Sittenbilde „Wer iſt Schuld?“ von der Dunja und Ljubinka erzählt. Aber hier nimmt ſie einen anderen, wenngleich nicht minder tragiſchen Verlauf. Die Mutter ſtirbt an ihrem Gram und ihrer Schande, die Tochter wächſt im Prunkgemache auf und fällt den Lüſten des eigenen Vaters zum Opfer. Sie ſelbſt ahnt den Frevel nicht. Der Ruchloſe reiſt ab, ſein Geſinde mißhandelt die Unglückliche, theils aus Sittlichkeitsgefühl, theils um ſich an dem Herrn zu rächen, ſchneidet ihr das Haar kurz ab und ſtößt ſie in den Winterſturm hinaus. Sie erfriert hinter der Hecke . . . Im Frühling aber läßt ſie Gott als Lilie emporſprießen, weil ihr Herz rein geblieben . . . Auch dies düſtere Sittenbild iſt mit packender, plaſtiſcher Kraft hingeſtellt . . . Ein anderes „Die Nacht des Taras“, geißelt die Unempfänglichkeit der Kleinruſſen für die Großthaten ihrer Ahnen. Der

Kobſar ſitzt am Kreuzweg, um ihn Burſche und Mädchen und er ſingt ihnen die alten Lieder von den Heldenzügen der Koſaken, beſonders von dem großen Hetman der Zagoroger, Taras Triaſylo. Die Zuhörer lauſchen; Thränen treten ihnen in's Auge, aber wie der Sänger verſtummt, iſt auch ihr Weh verklungen. Luſtig und gedankenlos beginnen ſie zu tanzen und zu trinken. Da ruft ihnen der Kobſar in bitterer Ironie zu: „Legt euch hinter den Ofen, dort iſt's ſicher und warm! Ich will in die Schenke gehen und dort über Polen und Moskalen Witze machen. Wollt ihr mit? Das könnt ihr noch! Aber euch ermannen könnt ihr nicht mehr!"

Erſcheint hier die hiſtoriſche „Dume" nur als Mittel zum Zweck eingefügt, ſo ſteht ſie in zahlreicher Gruppe als ſelbſtſtändige Kunſtform da. Dieſe Romanzen haben Ton und Inhalt vielfach mit den hiſtoriſchen Volksliedern der Kleinruſſen gemein, welche uns Bodenſtedt treu und ſchön verdollmetſcht hat. Nur daß bei Scheftſchenko das lyriſche Element vor dem epiſchen weit mehr zurücktritt als im Volksliede. Während ferner dieſes in ſeiner Naivetät alle Großthaten auf ſeine Lieblingshelden zurückführt, und oft Perſonen und Ereigniſſe verſchiedener Jahrhunderte bunt zuſammenwirft, hat ſich der Dichter ſtreng an die Geſchichte gehalten. Doch offenbart ſich Scheftſchenko's Bedeutung als epiſcher Dichter am gewaltigſten in ſeinem größten Werke „Die

Hajdamaken". Dieſes Gedicht, welches an Farbenpracht und Kraft der Darſtellung das Höchſte leiſtet und mit Ausnahme der Epen des Mickiewicz keinen würdigen Rivalen in den ſlaviſchen Literaturen hat, ſchildert das letzte blut- und flammenrothe Aufflackern des kleinruſſiſchen Volksgeiſtes gegen die Unterdrücker, den Koſakenaufſtand unter Gonta 1770. Die Polen hatten Jahrhunderte lang die Ukraine mit Strömen von Blut und Thränen bedeckt; es gibt in aller Geſchichte nur wenige Beiſpiele ſo furchtbarer Tyrannei, wie ſie dieſes ſieche, verrottete Staatsweſen an dem wehrloſen Volke von Ackerbauern übte. Die Ruſſinen duldeten ſtumm, bis ſie eine Maßregel zur Verzweiflung trieb: die gewaltſame Katholiſirung. Die orthodoxen Prieſter wurden verjagt, die orthodoxen Kirchen geſperrt und ihre Schlüſſel von den Polen gegen hohen Pachtzins an — Juden vermiethet. Wollten die Bauern in ihrer Kirche beten, ſo mußten ſie dem Pächter den Schlüſſel für einige Stunden abmiethen, ein Vergnügen, welches ſich die Armen nur zu den höchſten Feſttagen verſchaffen konnten*). Dies ertrugen ſie nicht und riefen ihre

*) Denſelben Frevel erlaubten ſich noch in den Zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts die polniſchen Herren in Oſtgalizien gegen ihre Unterthanen griechiſchen Glaubens, bis die öſterreichiſche Regierung ihnen durch draſtiſche Maßregeln das Handwerk legte. Im Gedächtniß der älteren Bauersleute, ſowie in Liedern lebt noch

Stammesgenoſſen, die Zagoroger Koſaken, zu Hilfe. Unter Anführung eines Ukrainers, Namens Gonta, eines ebenſo fürchterlichen als gewaltigen Menſchen, fielen die Koſaken in's Land und richteten unter den Polen und Juden ein grauenhaftes Blutbad an, beſonders bei der Einnahme von Human. Die polniſche Regierung zeigte ſich wehrlos, der Heerbann des Adels, den ſie aufrief, fand ſich nicht ein, die Macht der Koſaken wuchs. Da legte ſich die ruſſiſche Regierung in's Mittel, weil ſie ihre eigenen Grenzen bedroht ſah. Marſchall Romanzoff bot dem Gonta Bundesgenoſſenſchaft gegen die Polen an, lockte ihn und ſeinen Unterhetmann in einen Hinterhalt und lieferte ſie den Polen aus. Aber ſelbſt vor der führerloſen Horde zitterten die Polen noch und ſo mußte auch dieſe durch die Ruſſen gefangen werden.

---

die Erinnerung an dieſe ſchändlichen Geſchäfte fort. So hört man in Oſtgalizien noch überaus oft folgende Strophe ſingen, deren Sinn jetzt freilich nur Wenigen noch verſtändlich iſt:

Heut' iſt's heiliger Oſtertag,
Heute endet unſ're Plag',
Heute endlich kommt der Jud'
Mit dem Schlüſſel auf dem Hut —
Kommt herbei in raſchem Lauf
Macht die Kirchenthüre auf —
Und wir zahlen's — bittre Qual!
Weil der Ljache (Pole) es befahl —
Alle Juden, alle Polen
Soll doch gleich der Teufel holen!

„Der ganze Haufe", erzählt ein völlig unparteiiſcher Augenzeuge, der Deutſche Hammard, „betrug über 8000 Mann, die heerdenweiſe an die polniſchen Städte und Stände vertheilt und ſo wie es jedem gefiel, hingerichtet wurden. Gonta und die vornehmſten Anführer wurden ohnweit Mohilew am Dnieſter gliederweiſe vertilget und die Anzahl derer, die nur auf den Gütern des Woiewoden Potocki allein ihr Urtheil empfingen, betrug einige Tauſende, die zur Erſparniß des Holzes erdroſſelt, an Bäumen gehängt und ſo ökonomiſch wie möglich umgebracht wurden. Die Menſchheit ſchaudert bei der Verſchiedenheit der Martern, die Willkühr und Rache erfanden, ſie ſchaudert aber auch über die ariſtokratiſche Indolenz in Polen, welche, anſtatt mit einer Armee von 2—3000 Mann die Grenzen zu decken; lieber dieſelben und die Reiſenden der Selbſtvertheidigung überließ."

Dieſen blutigen Stoff behandeln die „Hajdamaken"*) und was ſich etwa gegen das Epos einwenden ließe, die Häufung des Gräßlichen wurzelt in dieſem Stoffe.

*) Die Bedeutung des Wortes hat, wie ich bereits an anderer Stelle (Aus Halb-Aſien II. S. 289) entwickelt, oft gewechſelt. Anfangs bedeutet es einen koſakiſchen Kriegsmann, dann einen Ackerbauer, ſpäter und heute noch einen Auswürfling (Karpathen- oder Steppen-Räuber). Scheftſchenko braucht das Wort im urſprünglichen Sinne.

Aber mit bewundernswürdiger Kunſt hat der Dichter die Schilderung dieſer Gräuel in den Grenzen des Aeſthetiſchen zu halten gewußt. Sein Standpunkt iſt bei aller Parteinahme für ſein Volk ein allgemein menſchlicher; ohne ſubjectiv hervorzutreten, läßt er doch durchblicken, wie wenig er die Gräuel Gonta's billigt: „Der Dichter ſoll gerecht ſein, wie das Schickſal", dieſe Forderung hat Scheftſchenko verſtanden und erfüllt. Mit ehernem Schritt wandelt das Geſchick durch die Dichtung, wir ſehen zu, wie die Unterdrückung den Haß gebärt, der Haß die Rache, wir ſehen, wie das Gefühl der Rache die Unterdrückten ſelbſt zu Unmenſchen macht, und nun kommt wieder die Vergeltung, die noch maßloſer iſt als der Frevel. „Achtet die Menſchenwürde! das größte Verbrechen iſt, wenn ein Volk das andere knechtet!" das iſt die Lehre, welche dieſe gewaltige Dichtung predigt. Näher auf den Inhalt der „Hajdamaken" einzugehen, muß ich mir verſagen und bemerke nur, daß der Aufſtand blos den gewaltigen Hintergrund bildet, von dem ſich das Geſchick eines Liebespaares — Jarema und Oksana — wirkungsvoll abhebt . . . .

. . . . Meine Aufgabe iſt erfüllt. Daß Scheftſchenko als Menſch, wie als Poet zugleich als Typus ſeiner nationalen Lieb- und Leidgenoſſen gelten kann, iſt bereits erwähnt. Sie alle haben „unter der Knute" gedichtet, ſie alle nur aus ihrem Volksthum heraus.

Um ihrer Schickſale und Dichtungen willen verdienen ſie Beachtung. Daß ihnen dieſelbe in Deutſchland werde, dies iſt der Zweck dieſer Arbeit. Möge er — ich wünſche es aus ganzem Herzen — nicht ganz unerfüllt bleiben!

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 1870.

Die geistigen Strebungen der Bulgaren.

Bulgarien! — Das härteste Herz wird weich, die abgestumpftesten Nerven überläuft ein Schauer, wenn dieses Jammers gedacht wird. Die Sprache ist schlechtweg unvermögend, die Szenen zu schildern, die sich da begeben haben, noch stündlich begeben. Denn sie ist dem Menschen verliehen, Menschliches auszudrücken, selbst in seiner tiefsten Entartung, aber sie vermag ihm nicht zu folgen, wo er unter das Thier herabsinkt. Tief unter das Thier — selbst der Tiger mordet nur sein Opfer, er quält es nicht vorher. Wer Gräßlicheres verübt, der Türke oder der Slave, darüber mögen die Parteiblätter streiten — wer menschlich fühlt, der wendet sich von beiden mit gleichem Abscheu ab. Man muß weit zurückgreifen in die Geschichte um Aehnliches zu finden, wie es hier die Sonne unseres aufgeklärten Jahrhunderts beschienen und noch bescheint. Die Gräuel währen ja fort ..... Quousque tandem? Darüber gibt es keine Gewißheit, kaum eine Vermuthung. Nur eines steht fest: daß das unglückselige Land diese Tage nie ver-

gessen und erst in Jahrzehnten verwinden wird. Wer immer Sieger bleibt, ihm fällt eine Wüste zu. Und wenn sich auch in einigen Jahren wieder die Hütten aus den Trümmern erheben und die Dornen der Aecker ausgerodet werden, um Waizen zu säen, so wird es nur deshalb geschehen, weil Hunger und Kälte wehe thun. Aber die Dornen im Herzen werden bleiben und der Acker des Geistes wird unter den Bulgaren eine Wüste liegen, auf Jahrzehnte hinaus. Wer der Meduſa in's Antlitz gesehen, stirbt oder bleibt stumm alle Tage seines Lebens. Das Geschlecht, das so Furchtbares erduldet, hat geistiges Streben, hat Singen und Sagen für immer verlernt.

Das ist trostlose Gewißheit. Aber ebenso fest steht die trostvolle Zuversicht, daß die Kinder und Enkel dieses unseligen Geschlechtes, welches mordete und gemordet wurde, dereinst wieder auf das geistige Streben der Väter zurückgreifen, daran anknüpfen und es rüstig weiter fördern werden. Das ist kein bloßer Wunsch, auch keine bloße Hypothese, sondern ein wohlberechtigter Schluß aus der Vergangenheit für die Zukunft. Die Bulgaren haben in den letzten Jahrzehnten, unbehindert durch widrige staatliche Verhältnisse, unbehindert durch die giftigen Intriguen eines anderen christlichen Volkes, der Griechen, völlig aus eigener Kraft, mit einer Zähigkeit und Ausdauer, für welche schwer ein Beispiel zu finden

ist, nationale Bildungsinstitute, eine nationale Journalistik, eine nationale Literatur geschaffen. Völlig aus eigener Kraft, das sei hier von vornherein schärfstens hervorgehoben. Was ihnen von auswärtiger Hilfe kam, war unbrauchbar oder ein Danaergeschenk, welches sie in weiser Erkenntniß zurückwiesen. Ein Volk, welches für seine geistigen Interessen so zu handeln, so zu arbeiten vermocht, verdient eine schöne Zukunft und wird sie sich erringen.

Von diesem geistigen Streben der Bulgaren und seinen an sich bescheidenen, aber wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, bewundernswürdigen Resultaten, soll hier berichtet werden. Es ist die erste ausführliche Kunde, welche dem Westen hievon wird. Das mag dem flüchtigen Blick auffällig sein, hat aber seine guten Gründe. Die Bulgaren freuten sich im Stillen ihrer Erfolge und hüteten sich ängstlich, Aufhebens davon zu machen, weil sie die Eifersucht ihrer griechischen Erbfeinde nicht stacheln, den leicht zu erregenden Argwohn der herrschenden türkischen Racen nicht wachrufen wollten. Ihre Stammesvettern, die Russen, sprachen aus anderen Gründen nicht gerne von der bulgarischen Literatur. Dieselbe hatte sich auf eigener nationaler Grundlage, unbeeinflußt vom russischen Geiste, entwickelt und die Eigenart des slavischen Bruders zu achten oder gar beifällig anzuerkennen, ist nie des Moskowiters Sache gewesen. Auch passe es

nicht in den politischen Kram, von dem „bejammernswerthen Brudervolke, welches langsam unter der Faust des Türken verröchelt" zuzugestehen, daß es Schulen und Druckereien habe, daß sich unter seinen Söhnen bedeutende Poeten, Gelehrte, Journalisten fänden. Deutsche und Engländer endlich haben Bulgarien wohl mit Rücksicht auf einzelne Fachwissenschaften in ethnographischer, geographischer, historischer und, relativ am Gründlichsten, in geologischer Richtung durchforscht und beschrieben, nie jedoch das Culturleben im Allgemeinen in's Auge gefaßt. Man suchte von vornherein keine geistigen Bestrebungen in diesem Helotenvolke und fand sie darum nicht; daß es bulgarische Bücher gebe, erfuhren wenige dieser Reisenden und ihnen näher zu treten wurden sie meist schon durch ihre Unkenntniß der Sprache verhindert. Nur von den Volksliedern hörte man zuweilen, und einige derselben — leider aber nur einige — haben auch bereits zur Zeit des Krimkrieges in Moriz Hartmann einen trefflichen Uebersetzer gefunden. So ist die vorliegende Darstellung ein erster Versuch und hat mit allen Schwierigkeiten, die sich einer derartigen Arbeit entgegenstellen, zu kämpfen gehabt. Man wird mir darum einige Lücken zu verzeihen haben, die jedoch nicht wesentlich sind. Schwerer wird man es vermissen, daß ich aus der Kunstpoesie keine Proben zu geben vermag. Doch lassen sich metrische Uebersetzungen nur langsam

fertigen, und es lag mir daran, diesen Bericht über die geistigen Strebungen der Bulgaren gerade jetzt zu bieten. Einmal deshalb, weil es nun gerade wohlthuend sein mag, aus diesem unseligen Lande auch Erfreuliches zu hören und ferner, weil diese Strebungen die Eigenart sowohl, wie die staatlichen Verhältnisse des Volkes hell beleuchten und darum auch auf den Kampf, der jetzt angeblich zu seiner Befreiung geführt wird, eigenthümliche Reflexe werfen .....

Wer die Geschichte der Bulgaren überblickt, eine Geschichte voll blutiger Stürme, in denen sie als Bedränger erscheinen, bis sie allmälig zu leidvollen Bedrängten werden, muß naturgemäß drei Perioden unterscheiden, welche an Dauer und Bedeutung sehr verschieden sind. Die erste reicht vom Ende des 7. Jahrhunderts bis 1396 und umfaßt Gründung, Blüthe und Untergang des selbstständigen bulgarischen Staatswesens. Die zweite, eine lange Nacht der Unterdrückung, in die kein Lichtstrahl fällt, geht bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts. Um 1830, wo zuerst aus äußeren und inneren Gründen im Bulgarenvolke geistige Ermannung erwacht, und damit das Herandämmern einer lichteren Zeit, beginnt die dritte Periode, die der nationalen Wiedergeburt, und reicht bis 1876. Dieselbe Eintheilung wird auch für die Schilderung der geistigen Zustände die natürliche sein. Für unsern Zweck freilich ist

die dritte und kürzeste Periode zugleich die wichtigste. Aber die Zeit vor 1830 hat gleichwohl auch für unseren Zweck hohe Bedeutung. Erstlich, weil sie höchst interessant ist, zweitens, weil sich daraus Fäden in die Gegenwart hinüberspinnen.

Ein solcher Faden aus ältester Zeit, der in unseren Tagen wieder von großer Bedeutung geworden, ist die Frage über Abstammung und Herkunft der Bulgaren. Ihrem Volksbewußtsein nach sind sie Slaven, ob auch dem Blute nach? Darüber ist ein Meer von Tinte vergossen worden, obwohl all' den gelehrten Kämpfern dieselben Thatsachen vorlagen. Man wußte, daß es zwar nur eine völlig unhaltbare, in dem von Eitelkeit erhitzten Hirne nationaler Historiker geborene Hypothese sei: die Slaven als Ureinwohner in den Balkanländern hinzustellen, aber es lag ebenso klar, daß sie sehr früh, spätestens gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, auf diesem Boden festen Fuß gefaßt und gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts sicherlich die Hauptmasse der Bevölkerung gebildet. Man wußte ferner, daß das finnisch-ugrische Reitervolk der Bulgaren, nachdem es sich langsam von der Wolga her gegen Dniester und Pruth vorgeschoben, endlich 679 unter seinem Fürsten Isperich die Donau überschritten, die Slaven unterworfen, die Byzantiner geschlagen und, allmälig seßhaft geworden, ein Staatswesen gegründet,

dem es seinen Namen aufgedrückt: Bulgarien. Und endlich wußte man, daß die heutigen Bulgaren nach Sitte, Sprache und Bewußtsein Slaven seien. Das war, wiederholen wir, unwiderleglich bewiesen. Die slavischen Historiker (Raic, Venelin, Schafarik) hatten die frühzeitige Einwanderung ihrer Stammesgenossen auf die Halbinsel und den heutigen Nationalcharakter der Bulgaren, die ungarischen und österreichischen Forscher (Thumann und Engel), die finnisch-ugrische Herkunft jenes Reitervolkes mit Eifer und Gelehrsamkeit außer Zweifel gesetzt. Aber nationale Voreingenommenheit ist ein schlimmer Feind wissenschaftlicher Erkenntniß, der schlimmste und blindeste, das bewährte sich auch hier. Jede Partei berücksichtigte nur, was sie selbst bewiesen, und zog daraus ihre Schlüsse. Sind die Slaven, meinte z. B. Venelin, in der That vor Ankunft der Bulgaren in Mösien gesessen und sind die Bulgaren heute unzweifelhaft ein slavisches Volk, so waren auch jene alten Bulgaren Slaven, da sich sonst ihre Spur nicht gänzlich hätte verlieren können. Hingegen meinte Engel: die alten Bulgaren waren ohne Zweifel Tartaren, Stammesvettern der Türken und Magyaren; sprechen heute ihre Nachkommen slavisch, so sind sie eben slavisirte Tartaren — Tartaren bleiben sie deshalb doch. Darauf fanden freilich in ruhigen Zeitläuften unbefangene Forscher die Wahrheit, aber in den blutigen Stürmen der Gegenwart ist auch dieser un-

fruchtbare, längst entschiedene Streit neuerdings entbrannt. Selbst im englischen Parlamente ist kürzlich eine Stimme laut geworden, welche „die nahe Blutsverwandtschaft zwischen Türken und Bulgaren den ‚Söhnen Turans'" verkündete, während die russischen Zeitungen im Frühlinge dieses Jahres von „niederträchtiger Verläumdung" sprachen, als ein Ethnograph der Kasaner Hochschule des finnischen Ursprunges jener alten Bulgaren gedachte.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte. Daß die alten Bulgaren Vettern der Magyaren und Türken gewesen, daß der von ihnen gegründete Staat aus einer herrschenden tartarischen und einer unterworfenen slavischen Race bestanden, steht ebenso fest, als die Thatsache, daß die an Kopfzahl weitaus geringeren Nomaden allmälig mit ihren seßhaften Unterthanen zu einem Mischvolke zusammengewachsen, in welchem das slavische Blut durchaus überwog. Ihre Sprache schwand gänzlich, die nicht slavischen Elemente des Neubulgarischen lassen sich aus dem Albanesischen ohne Mühe erklären. Auf die Sitten mögen sie anfangs gewaltigen Einfluß geübt haben, derzeit läßt er sich nur noch in einzelnen Beziehungen nachweisen. Nur im Typus schlägt noch das finnische Blut deutlich durch, aber nicht so deutlich, wie das mongolische bei den Moskowitern. Auch diese letzteren sind keineswegs reinblütige Slaven, auch sie haben

ihre Staatsordnung den skandinavischen Warägern zu verdanken, wie es denn überhaupt staunenswerth ist, welche geringe staatenbildende Kraft der slavischen Race innewohnt. Deshalb wird man es den heutigen Großrussen nicht absprechen können, Slaven zu sein, und in noch geringerem Grade vermöchte man dies den Bulgaren gegenüber.

Die Verschmelzung zwischen den Eroberern und den ansässigen Slaven vollzog sich, wie bemerkt, völlig zu Gunsten des letzteren Elements und in relativ kurzer Zeit: binnen acht bis zehn Generationen. Zwei Umstände trugen hiezu bei; erstlich waren es hier die Unterworfenen, welche eine relativ höhere Stufe der Kultur einnahmen, zweitens hatten die Bulgaren das „Divide et impera“ schlau ausgenützt. Die Hauptmasse des unterworfenen Volkes drückten sie in tiefste Abhängigkeit herab, so daß sich die Leibeigenschaft bei den Bulgaren früher nachweisen läßt, als bei allen anderen Slaven. Aber im Bewußtsein ihrer numerischen Schwäche hatten sie vorher den slavischen Geburts- und Besitzadel in seinen Rechten möglichst geschont, sich mit ihm verbrüdert und verschwägert. So kam's, daß nach drei Jahrhunderten schon von ihrer Sprache nichts lebendig war, als ihr Stammesname. Dieser freilich in doppelter Bedeutung: als Staatsname (Bulgarien) und als Bezeichnung eines Adeligen schlechtweg. Noch heute heißt

in vielen Sprachen des Ostens der Vornehme „Bojar" (aus Bolgar, Boljar).

Doch zeigt sich das fremde Blut anfangs auch unverkennbar in einzelnen Zügen des Volkscharakters. Die Bulgaren gehorchten ihrem Fürsten unbedingter als andere Slaven, sie waren kriegerischer und grausamer. Das empfand der ohnmächtige Romäerstaat ebenso bitter, als die anwohnenden Franken und Kroaten. Die Christianisirung unter dem ebenso gewaltsamen als schlauen König Boris (864) machte die Sitten nicht sanfter, die Herzen nicht milder. Das gilt für lange Jahrzehnte, trotz der aufopfernden Thätigkeit der Apostelbrüder Kyrill und Methodios und ihrer Jünger. Wie Boris selbst nur aus äußeren Gründen den neuen Glauben angenommen, so war seinen Unterthanen das Christenthum nur eben eine neue Form, nicht eine neue Weltanschauung. Die christlichen Bulgaren thaten, was die heidnischen gethan: Krieg war ihr Handwerk, Trunk ihr Vergnügen. Doch wird schon aus diesen grauen Tagen berichtet, daß die Bulgaren „gerne Lieder gesungen". Im Uebrigen zeigen sich nur langsam und dürftig Spuren eines geistigen Lebens. Die slavische Bibelübersetzung der Apostel war der großen Masse des Volkes nicht zugänglich. Sie war in dem Dialekt geschrieben, der um die Mitte des neunten Jahrhunderts von den pannonischen Slaven gesprochen wurde, und

dieser, später das Alt-Slovenische genannt, unterschied sich bis zur Unverständlichkeit von der bulgarischen Volkssprache. Diese Thatsache erwies sich verhängnißvoll, an sich, wie in ihren Folgen. Nicht nur, daß den Bulgaren der befruchtende Einfluß des heiligen Wortes entging, sondern das Alt-Slovenische wurde auch die exklusive Sprache der Geistlichen, der Gelehrten und damit der Literatur, während das Bulgarische leer ausging. Des Boris Sohn Simeon, der „Große" wie ihn sein Volk immerhin mit Recht nennt, schlug nicht blos die Griechen, Serben, Magyaren, sondern förderte auch mit ungemeinem Eifer die Wissenschaft und ihre Pfleger. Sein glanzvoller Hof zu Groß-Preslav ward zum Mittelpunkte geistigen Lebens unter den Südslaven, griechische und lateinische Werke wurden übersetzt, Originalwerke geschaffen, der König selbst versuchte sich als Schriftsteller und führte die Feder mit kaum geringerem Ruhme als vorher das Schwert. Gleichwohl ist es durch nichts begründet, wenn russische und bulgarische Geschichtsschreiber die Regierungszeit dieses „großen Czaren" (893—927) als die „erste Blüthezeit der bulgarischen Literatur" bezeichnen. Diese Literatur blühte in Bulgarien, bulgarisch war sie nicht, weder der Sprache noch den Stoffen nach. Während die Höflinge die Poetik des Aristoteles in die slavische Kirchensprache übertrugen und kommentirten, verhöhnten sie die „barbarischen Laute"

der Volkssprache, und daß das Bulgarische überhaupt durch Schriftzeichen ausgedrückt werden könne, fiel Niemand ein. In der „ersten Blüthezeit der bulgarischen Literatur" ist auch nicht eine einzige Zeile in bulgarischer Sprache geschrieben worden! Der Musenhof Simeons ist an sich sicherlich eine bemerkenswerthe Erscheinung; in dunkler Zeit, mitten unter einem barbarischen, eben dem Heidenthum entrissenen Volke erstand da eine Oase, in welcher geistliche und weltliche Wissenschaft gepflegt wurde, alt-christliches Mönchsthum, steife, byzantinische Gelehrsamkeit und heitere, althellenische Schönheit in seltsamer Vereinigung. In einer Darstellung jedoch, welche die Entwicklung nationalen Geisteslebens unter den Bulgaren veranschaulichen will, hat diese Erscheinung nur den bescheidenen Werth eines Curiosums. Wie ein Meteor tauchte der Musenhof auf, leuchtete und erlosch. Der Czar schuf ihn, mit des Czaren Tode zerstob er, wie eine Mistel stirbt, wenn der Stamm, darauf sie keimt, gefällt wird, weil sie nicht selbst im Erdreich Wurzel geschlagen. Des Simeon Nachfolger, Peter, glich dem Vater nicht, er war gleich unwissend im Reiche des Geistes, wie in dem von dieser Welt. Körperlich schwach, früh verdüstert, versank er in dumpfe, mönchische Askese; die bulgarische Kirche zählt ihn unter ihre Heiligen, das bulgarische Volk zu seinen schwächsten Fürsten. Vor dem Anprall innerer und äußerer Feinde borst das

Reich in zwei Theile; nur im Osten behauptete sich Peter, Westbulgarien ward unter den Sismaniden ein eigenes Königthum. Diese Theilung wollte Kaiser Nikophor von Byzanz nützen, um sein Reich wieder bis an die Donau auszudehnen. Im Bewußtsein der eigenen Schwäche rief er die Russen unter Svjatoslav zu Hilfe. Sie kamen, erschütterten die beiden zwieträchtigen Bulgarenreiche und setzten sich am Balkan fest. Aber was sie erobert, behielten sie für sich selbst und kehrten ihre Waffen drohend gegen jene, die sie gerufen. Entsetzt sah Byzanz die drohende Gefahr und verband sich nun mit den Bulgaren gegen den gemeinsamen Feind. Nach langwierigen, wechselvollen Kämpfen wurden die Russen vertrieben, hauptsächlich durch bulgarische Kraft. Von diesem Alp befreit, nahm nun Byzanz tückisch den alten Plan wieder auf und kehrte seine Waffen gegen die Bulgaren. Durch den Kampf mit den wilden Schaaren Svjatoslavs geschwächt, im Inneren zerrüttet, vermochten diese dem jähen Anprall ihrer bisherigen Bundesgenossen nicht zu widerstehen. Ostbulgarien wurde (976) erobert, die Nachkommen des Simeon endeten, geblendet und entmannt, in einem Basiliuskloster am Bosporus, Byzanz herrschte wieder über das Land, welches ihm drei Jahrhunderte zuvor durch die Horden Isperichs entrissen worden. Nur in Westbulgarien (Makedonien) behauptete sich noch das slavisch-finnische

Mischvolk selbstständig unter Sismans I. tapferem Sohne Samuel. Seine vierzigjährige Regierung ist ein ebenso langer Kampf gegen die Griechen, der beiderseits mit furchtbarer Grausamkeit geführt wurde. So wurden 15,000 Bulgaren gefangen und von den Byzantinern geblendet, nur jedem Hundert wurde ein Einäugiger als Führer belassen. So kehrten die Verstümmelten nach Bulgarien zurück. Als Samuel sie sah, ward er so erschüttert, daß er jählings zu Boden stürzte und starb, am „Καρδιάγμος" wie die Griechen melden — an gebrochenem Herzen. Noch heute mahnen unter den Bulgaren Zorn- und Rachelieder an diese Unthat und helfen den Haß nähren gegen den „griechischen Erbfeind". Mit Samuel starb auch die Selbstständigkeit seines Volkes — die Bulgaren kamen unter byzantinische Herrschaft und mußten dies Joch lange tragen, durch anderthalb Jahrhunderte.

Mitten in diesen blutigen Wirren glomm in den Gemüthern der Bulgaren ein Brand empor, der mächtig nach Westen hinüberzüngelte, das ganze südliche Europa in Flammen setzte und erst durch Ströme Blutes gelöscht werden sollte. Es war dies das Auftreten jener seltsamen Sekte, deren Anhänger in Bulgarien „Bogumilen", in Deutschland „Katharen" (daraus Ketzer), in Frankreich „Albingenser" hießen. Mit Recht wurden sie von ihren Gegnern „Bulgari" genannt (abgekürzt

Bugri, daraus das französische Schimpfwort „bougre“). Am Balkan wuchs die Sekte, bulgarische Apostel trugen sie nach Westen. Soweit die Geschichte reicht, ist dies das einzige Beispiel eines mächtigen Einflusses, welchen ein slavisches Volk auf das Gemüths- und Geistesleben des Westens geübt. Sonst erschienen die Slaven allüberall als Empfänger, nicht als Geber — auch in unseren Tagen ist es nicht anders und für die nächste Zeit ist keine Aenderung zu erwarten. Wenn uns Aksakow und seine Jünger weissagen, daß die „neue Formel der Civilisation“, der communistische Grundbesitz, das entartete Europa heilen werde, wenn der Nihilismus, nachdem er erst Rußland ausgiebig beglückt haben wird, auch dem Westen seine Segnungen nicht zu entziehen verspricht, so sind dies Geschenke, vor denen wir nicht zu zittern brauchen — sie werden uns sicherlich nie und nimmer zukommen. So muß uns der Bogomilismus vorläufig als der einzige originelle Kulturfaktor der slavischen Welt gelten, der in den Westen hineingriff und schon um dessentwillen verdient er hier eingehende Würdigung, abgesehen von dem ungeheuren Einfluß, den er auf das Geistesleben der Bulgaren geübt.

Der Ursprung der Sekte ist nicht völlig klargestellt, trotz der verdienstlichen Untersuchungen von Racki und Jirecek. In hohem Grade berechtigt ist jedoch die Vermuthung, daß sie sich aus den Manichäern entwickelt,

einer christlichen Sekte Vorderasiens, welche sich selbst Paulikianer nannte. Gewiß ist, daß der Pope Bogomil (Gottlieb) sie um die Mitte des zehnten Jahrhunderts fest begründet und auf national-bulgarische Grundlage gestellt. Sie gewann bald ungemeine Verbreitung, aus mehrfachen Gründen. Erstlich zeichneten sich ihre Anhänger durch Ehrlichkeit und herbe, keusche Sittlichkeit vortheilhaft aus, zweitens entsprach die neue Lehre den uralten heidnischen Traditionen, die noch immer heimlich fortwucherten. Derselbe Dualismus eines guten und bösen Gottes, wie ihn der heidnische Slavenmythus kannte, war auch der Grundzug dieser neuen christlichen Lehre. „Es giebt", lehrte Bogomil, „einen guten und einen bösen Gott, die einander an Macht gleich, wie an Alter. Der gute Gott ist ein dreieiniges, vollendetes Wesen, von dem nichts Unvollendetes und Zeitliches ausgegangen, Schöpfer der himmlischen, unsichtbaren, vollkommenen Welt. Der böse Gott (Satan) hat alles Körperliche und Unvollkommene geschaffen: Erde und Menschen. Es giebt also zwei streng geschiedene Welten, die sichtbare Welt Satans, die unsichtbare Gottes. Nur im Menschen sind die Gegensätze vereint, die Seele stammt von Gott, der Leib vom Satan. Bevor der Erlöser herabgekommen, herrschte Satan unbedingt, seit Christi Erscheinen hat er nur Macht über den Körper, nicht über die Seele. Wer den Körper pflegt und nicht

die Seele, geht nicht in Gott ein." So die Grundzüge, deren zahllose Konsequenzen sie mit zähem Fanatismus befolgten. Das alte Testament verwarfen sie gänzlich, weil „damals noch Satan allein regierte", aber auch das neue Testament konnte ihnen nicht entsprechen. Kirchen, Bilder, Kreuze, jeglichen äußerlichen Gottesdienst verwarfen sie als sündhaft, weil der sichtbaren Welt Satans entstammend; die Priester und Bischöfe waren ihnen Götzendiener, Taufe, Beichte und Kommunion ein Gräuel, der Glaube an die Auferstehung ein Frevel, denn „der Leib könnte ja wieder nur von Satan kommen". Das Jenseits, meinten sie, bestehe nur aus Himmel und Hölle, in den Himmel kämen nur die „guten Leute", wie sie sich als Genossenschaft nannten, in die Hölle alle anderen, ein Fegefeuer gebe es nicht. Nur Erwachsenen gestatteten sie Aufnahme in ihren festgeschlossenen, durch äußere Verfolgung immer härter genieteten Verband, aber damit erwarb noch Niemand den Anspruch auf den Himmel. Auch durch sittliche Lebensführung nicht, so strenge sie dieselbe forderten. Das Heil der Seele konnte nur erringen, wer sich vom Werke des Satans abwandte, der Erde und ihren Freuden. Fasten, Kasteiung, Geißelung — das war ihr Weg zum Himmel. Von den übrigen Christen sonderten sie sich hochmüthig ab, hingegen war ihnen jeder Glaubensgenosse ein Bruder ohne Unterschied der Nationalität.

Der Kirche standen sie feindlich, dem Staate gleichgültig gegenüber. Kriegsdienst war ihnen eine schwere Versündigung, der sie sich nach Kräften entzogen.

Wodurch die neue Lehre speziell in Bulgarien rasch große Verbreitung gewann, ist theilweise bereits erwähnt. Aber der Hauptgrund lag wohl darin, daß sie so recht eine Religion für Arme und Unterdrückte war. Das bittere Joch der Entbehrung, welches ehern auf ihren Schultern lag, ward ja nun, im Lichte des Bogomilismus, eine Tugend, die den Himmel erwarb! Und der neidische Groll, der ja nun einmal, mit der Stärke eines Naturtriebs, stets das Herz des Entbehrenden gegen den Genießenden erfüllt, erhielt hier die ethische Berechtigung! Was der neuen Sekte die jähe Macht und ihrer Verbreitung gegen Westen Sturmesflügel lieh, das war genau dieselbe Kraft, welche einst die reine Lehre Christi über das Heidenthum hatte siegen lassen. Das Christenthum hatte aufgehört eine Religion der Armen zu sein, noch mehr! aller Zwang der den Niedrigen drückte, wurde in seinem Namen geübt; im Namen Christi forderte der Priester die Abgaben, um sich an Prunk und Wohlleben zu erfreuen; im Namen Christi forderte der König und sein Adel stummen Gehorsam, Steuer an Gut und Blut! ... Auch dieser geistigen Bewegung, so wenig als irgend einer anderen, haftet nichts zufälliges an: weder was die Entstehung, noch was die Verbrei-

tung, noch endlich was den Ausgang betrifft. Es war kein Zufall, daß sie just in Bulgarien entstand, dem Lande, wo die Leibeigenschaft früher eingeführt und härter ausgenützt worden, als anderwärts, wo die Geistlichkeit sich hochmüthiger von dem Volke abgekehrt, die Blutfrohnde in Folge der äußeren und inneren Kriege öfter gefordert wurde, als in anderen Ländern. Es war kein Zufall, daß sie nach West und Ost drang, und binnen einem Jahrhundert von den Pyrenäen bis Konstantinopel Millionen von Bekennern zählte — es war die Zeit schärfsten Gegensatzes in der Vertheilung irdischer Güter. Dem Volke war Hunger und Mühsal zugefallen, dem Adel und den Priestern Besitz und Genuß. Wie einst das Christenthum gegen das üppige Heidenthum gesiegt, weil es eine Religion der Armen war, so gewann nun diese Sekte an Boden gegen das päpstliche Christenthum. Besiegen konnte sie es nicht, wie einst Christi Apostel das Heidenthum — die äußeren und inneren Verhältnisse lagen anders. Nicht ein wankender Caesarenstaat stand den Bogomilen gegenüber, sondern kräftig blühende Feudalstaaten, nicht ein schattenhafter, verhöhnter Mummenschanz der Vielgötterei, sondern eine fanatisch starke Staatsreligion. Auch konnte einst das Christenthum mit den Besitzenden und mit der Kultur Kompromisse schließen, ja dieselbe befördern, das Christenthum war entwicklungsfähig, diese Sekte nicht in ihrer

düsteren Abgekehrtheit von allen Erdendingen. So ist es auch Nothwendigkeit, daß sie ihrem Gegner erlag und durch Ströme von Blut und Thränen ausgelöscht ward für immer.

In welcher Art sich dies Ende vollzog, gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung, ebensowenig, als die Aufzählung der Modifikationen, welche die „haeresis Bulgarorum" bei ihrer Wanderung gegen Westen erlitt. Nur im Allgemeinen sei hier bemerkt, daß sie sich da immer mehr dem Christenthum näherte; den Albingensern z. B. war das böse Prinzip nur mehr ein Ausfluß des guten, Satan ein gefallener Engel. Wohl aber müssen wir der Folgen gedenken, welche der Bogomilismus für die geistige und staatliche Entwicklung der Bulgaren gehabt.

Tief und einschneidend hat die neue Lehre nach beiden Richtungen gewirkt und auf geistigem Gebiete geht von ihr der Anstoß zu einer bulgarischen Volksliteratur aus. Eine Religion der Armen, anfangs wohl auch zum größten Theile der „Armen im Geiste", pflanzten sie sich zuerst nur durch mündliche Tradition fort, bis ihr allmälig die Nothwendigkeit nahe trat, auch durch die Schrift zu wirken. Aus verschiedenen Gründen: der wachsenden Verbreitung wegen, welche auch ein geistiges Band zwischen den räumlich Entfernten wünschenswerth erscheinen ließ, wie nicht minder des-

halb, weil sich ihr auch viele Popen und andere Schriftkundige zugewandt, welche die Bannbullen und Schmähschriften der orthodoxen Geistlichkeit gegen die Bogomilen durch gleiche Liebesdienste zu vergelten strebten. Doch stellten sich der Verwirklichung die größten Schwierigkeiten entgegen, es fehlte an einem Publikum, welches lesen, und an einer ausgebildeten Sprache, in der man schreiben konnte. Daß die Bogomilen diese Hindernisse überwanden, ist vielleicht der sprechendste Beweis für ihre fanatische Zähigkeit; anderem als religiösem Eifer wäre dies schwerlich geglückt. Zunächst acceptirten sie das kyrillische Alphabet und trugen die Kenntniß desselben in's Volk, selbst in die tiefsten Schichten. Jeder fromme Bogomile mußte mindestens lesen können, nicht um dem schnöden Trieb nach weltlicher Bildung zu entsprechen, sondern zum Heile seiner Seele. So drang durch den Eifer dieser Sektirer eine relativ ansehnliche Bildung in Kreise, welche ohne dies Motiv im tiefsten Dunkel geblieben wären, nach der Ausrottung der Sekte in tiefste Geistesnacht zurückgesunken sind. Wie verzwickt auch die Beweggründe dieses Wirkens gewesen, es muß sonderbar anmuthen, daß damals der bulgarische Bauernstand wahrscheinlich geistig höher gestanden, als der jedes anderen Volkes. Schon dies gibt den Bogomilen ungemeine Bedeutung für das Geistesleben ihrer Nation, noch mehr jedoch die Art, wie sie das zweite

Hinderniß, den Mangel einer Literatursprache, überwanden. Das Bulgarische war hiezu nicht geeignet, weil ihm jegliche syntaktische Gliederung und der entsprechende höhere Wortschatz fehlte — es war eben bisher nur die Sprache leibeigener Bauern gewesen. Das Alt-Slovenische dagegen, dessen sich die orthodoxe Geistlichkeit bediente, konnten die Sektirer nicht brauchen, weil sie ja vor Allem dem Volke verständlich werden wollten. So geriethen sie auf den Ausweg, eine Mischsprache zu schaffen, welche aus dem Alt-Slovenischen die Orthographie und Syntax, ferner den Wortschatz für höhere Begriffe entlehnte, dabei aber in der Hauptsache das Bulgarische beibehielt, so weit als möglich. Den Philologen mag dies Ungethüm einer Schriftsprache sonderbar anmuthen, der Kulturhistoriker muß es freundlich begrüßen, es war ein seltsames aber nothwendiges Mittel, eine nationale Literatur anzubahnen. Der Vorgang steht übrigens nicht einzig da; denselben Dienst hat die Kirchensprache auch anderen slavischen Dialekten geleistet, nur daß dies nicht, wie hier, im zwölften Jahrhundert geschah, sondern leider erst — so bei den krainischen Wenden — im neunzehnten!

Die Volksliteratur, welche auf diesem Wege entstand, war anfangs durchwegs, dem Charakter der Sekte entsprechend, geistlichen Inhalts. Sehen wir von den dogmatischen Streitschriften ab, welche übrigens durch

saftige Flüche und Verwünschungen für den Geschmack des Lesers gewürzt wurden, so stoßen wir zunächst auf Erzählungen, welche den Inhalt der heiligen Schrift umschrieben, naiv volksthümlich und zugleich dem Geiste der Bogomilen gemäß. Das Volk las diese Schriften gern, auch solche Leute, welche sonst der Sekte ferne standen, weil daraus weit mehr zu erfahren war, als aus den beiden Testamenten. So enthielt eines dieser Schriftchen nichts weiter, als die freilich sehr genaue Beschreibung der Bestandtheile, aus denen Satan den Adam zusammengesetzt. Ein anderes schilderte das Leben Christi und wie er das Feld gepflügt, bis er endlich Pope geworden. Hatte der Dichter des „Heliand" Christum zu einem tapferen, wehrhaften Germanen gemacht, so erschien er hier als fleißiger, bulgarischer Bauer, der endlich seiner Frömmigkeit wegen Prediger wurde. Auch Gott-Vater war da ein Bulgare, aber ein mächtiger Bojar, gut, aber aufbrausenden Charakters, und was solcher Naivetäten mehr sind, die auf's Neue die alte Wahrheit bestätigen, daß der Mensch einen Gott allüberall nach seinem Ebenbilde schafft. Nur zum Theil waren diese Schriften bulgarischen Ursprungs, die meisten aus dem Griechischen übersetzt und den Anschauungen der Bogomilen entsprechend hergerichtet. Je größer der Leserkreis, und damit das Bedürfniß nach solcher Literatur wurde, desto eifriger und sorgloser wurden

griechische Büchlein übertragen, auf den Standpunkt der Sekte ward dabei wenig mehr Rücksicht genommen. Damit trat diese Literatur in ihr zweites Stadium, sie blieb geistlichen Inhalts, aber die asketische nüchterne Anschauungsweise ward verdrängt durch die bunt-phantastische Farbenpracht des Orients. Die Wirkung dieser üppig ausgemalten Gemälde, welche nur noch entfernt an die herben, scharfen Contouren der Bibel mahnten, mußte auf ein naives Volk eine doppelt tiefe sein. In der That fanden die Uebersetzungen am Balkan wärmere Aufnahme, als die Originale am Hellespont. Mit Begierde ward z. B. die Kosmogonie dieser Apokryphen verschlungen: Gott habe die Sonne aus seinen Thränen, Himmel und Erde aus dem Schaum der Gewässer geschaffen; die Erde schwimme auf einer Wasserfläche, diese auf einem flachen Fels, der Fels auf vier goldenen Wallfischen, die Wallfische auf einem Feuer, das Feuer auf einer eisernen Eiche, deren Wurzel in Gottes Hand ruhe. Das hatte wenig mehr mit der biblischen Schöpfungsgeschichte gemein, und so trat die junge Literatur bald naturgemäß in ihr drittes Stadium, die Pflege weltlicher Stoffe. Die Romane des mittelalterlichen Byzanz, die gleichzeitig in die romanischen Literaturen übergingen, wurden auch in's Bulgarische übersetzt, so der trojanische Krieg, die Alexandersage, der Roman „Barlaam und Josaphat" und der Märchen-

schatz von „Tausend und eine Nacht". Daneben entstanden auch bulgarische Originalwerke weltlichen Inhalts, Chroniken, Aufzeichnungen von Gesetzen, durch Beispiele erläutert. Hingegen brachte die altslovenische Literatur, von der orthodoxen Kirche geschützt und gepflegt, nur wenige dürftige Werke kirchlichen Inhalts hervor. Um so reicher entwickelte sich die nationale Literatur der Bulgaren, wie sie sich sprachlich immer mehr vom Alt-Slovenischen emancipirte, so geistig vom Griechenthum, indem sie das Uebernommene selbstständig verwerthete und umprägte. Aber ihre Wirkung blieb nicht allein auf Bulgarien beschränkt, sie drang durch Bosnien zu den Kroaten, durch das halbslavisirte Rumänien zu den Russen und wurde dort, natürlich in veränderter Form, recipirt. So vermittelten die Bulgaren den Nord- und Südslaven die Produkte der alten östlichen Kultur, der indisch-arabischen Märchenwelt. Der geistige Einfluß des Bogomilismus stellt sich dergestalt wahrhaft imponirend dar: wie die neue Lehre den ganzen Westen Europa's aufwühlte, so erhellte die von ihr angeregte Literatur den ganzen Osten. Sicherlich hat kein anderes slavisches Volk bisher im Reiche des Geistes eine gleiche Rolle gespielt, als damals das Bulgarische.

Dieser Glanz sollte bald erlöschen und zwar, — es ist ein tragisches Zusammentreffen — zum Theile durch

den Bogomilismus selbst. Der politische Einfluß der Sekte war ein unheilvoller, die „guten Leute" waren schlechte Staatsbürger, das bedingte ihr Glaube. Je mehr ihre Zahl wuchs, desto hemmender mußten sie auf die Staatsgewalt wirken. Den inneren Wirren, welche sie angezettelt, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die bulgarische Selbstständigkeit der byzantinischen Herrschaft zum Opfer fiel. Aber nicht minder störrige Unterthanen waren sie den Byzantinern. Um sie niederzuhalten, hatten diese den Bulgaren die kirchliche Autonomie belassen: das Patriarchat von Ochrida. Aber die Maßregel fruchtete nichts; die Patriarchen (unter anderen bekleideten ein getaufter Jude und ein Eunuch diesen Posten) waren machtlos gegen die Sektirer. So ist es einerseits den Bogomilen-Stürmen zuzuschreiben, daß die Macht von Byzanz geschwächt wurde und die Aseniden, ein Bojarengeschlecht, 1186 wieder ein selbstständiges bulgarisches Königreich gründeten; aber daß dieses an inneren Wirren langsam dahinsiechte, war wieder nur Schuld der Bogomilen. Da die Staatsgewalt kirchlich-orthodox war, so hielten sie sich gegen dieselbe wie Todfeinde und eine blutige Verfolgung (1211) brach ihre Kraft nicht. Wohl hob sich Bulgarien unter dem kraftvollen Joannes Asen II. (1218—1241) zu großer Blüthe, aber unmittelbar nach seinem Tode begann es wieder zu kränkeln, freilich durch äußere

Stürme ebensowohl, als durch kirchliche Wirren. Hiezu kamen nach dem Aussterben der Aseniden blutige Kämpfe verschiedener Prätendenten und das unglückselige Land ward ein Schlachtfeld, auf dem sich die Parteien, ferner die von ihnen gerufenen Ungarn und Kumanen befehdeten. Gleichwohl erhielt sich die Literatur und ward eifrig gepflegt, sicherlich nur deshalb, weil sie zugleich Sache der Religion war. Aber ihre letzte Stunde sollte bald schlagen. Aus Kleinasien war das Osmanenthum über die Halbinsel hereingebraust, wie eine Sturmfluth. Der zerrüttete Bulgarenstaat, welcher schließlich den Serben tributpflichtig geworden, konnte dem Anprall nicht widerstehen. Aeußerlich machtlos, im Inneren der Tummelplatz der Orthodoxen und Bogomilen, die sich wüthend bekämpften, raffte er sich gegen die Osmanen nicht einmal zu ernstlichem Widerstande auf. Anfangs ein türkischer Vasallenstaat, ward Bulgarien am Ausgang des 14. Jahrhunderts eine Provinz des Osmanenreiches. Der letzte Czar Joannes Sisman III. soll angeblich den Heldentod gestorben sein. Was Bulgarien zu Grunde gerichtet, war nicht blos die Uebermacht der türkischen Waffen, sondern der Byzantinismus, welcher die Hofkreise verderbt, und der Sektenstreit, welcher die Volkskraft in nutzlosen Stürmen aufgerieben.

Tiefe Nacht der Barbarei senkte sich auf das Land. Sie sollte vier Jahrhunderte währen. Wir aber wollen nun verfolgen, wie das Licht geistigen Lebens in dieser Nacht erloschen und dann, wie es sich langsam wieder entzündet. . . .

Das Erstere geschah rasch und jäh. Man darf behaupten, daß die türkische Herrschaft das bulgarische Volk binnen zwei Generationen zu einem ‚dumpfen, stumpfen Helotenvolke hinabgedrückt. Freilich gingen die beiden Hauptschläge, unter denen das geistige Leben in's Grab sank, nicht direkt von den Türken aus, sie waren nur eine Folge ihrer Invasion. Erstlich bekehrte sich sofort der ganze Bojarenstand und die gesammte Sekte der Bogomilen zum Muhamedanismus. Warum der Adel Glauben und Volksthum abthat, liegt klar: es geschah um seinen Besitz zu retten. Die Beweggründe jedoch, welche die Bogomilen zum Abfall bewogen, liegen in tiefem Dunkel. Es geschah gewiß nur zum geringsten Theil, um den irdischen Besitz zu retten, dafür bürgt der Geist der Sekte nicht minder, wie die soziale Stellung ihrer Glieder. War es ihr fanatischer Haß gegen das orthodoxe Kirchenthum, welches sie dem Islam in die Arme trieb, um unter dessen Schutze Rache an dem Todfeind zu nehmen? Aber dagegen läßt sich mit Recht einwenden, daß die Bogomilen fanatische Christen waren, denen der Islam noch verhaßter war,

als andere christliche Sekten. Der wahre Grund liegt sicherlich tiefer, ist sicherlich ein rein religiöser. Höchst wahrscheinlich trieb jene ketzerische Sekte des Islam, welche Mahmud Bedreddin in den bulgarischen Bergen gegründet, die Bogomilen zum Abfall. Mahmud predigte eine sonderbare Lehre, welche gleichermaßen im christlichen, wie muhamedanischen Mystizismus fußte: Verbrüderung beider Religionen, Armuth und Communismus. Das mochte auf die Bogomilen wie die Offenbarung eines verwandten Geistes gewirkt haben. Was immer jedoch ihren Abfall herbeigeführt haben mag, er war ein schwerer Schlag für das bulgarische Volk. Wie es durch den Abfall der Bojaren führerlos geworden, so verlor es nun auch jene Volksgenossen, in denen bisher das nationale Geistesleben am kräftigsten pulsirt. Aber nun entlud sich über ihm auch noch der zweite Schlag, dessen oben gedacht ist: die Autonomie der bulgarischen Kirche ging verloren, sie ward dem Patriarchat von Konstantinopel untergeordnet, schon im 15. Jahrhundert dem Geiste, wenn auch erst später der Form nach. Das war das furchtbarste Unglück, welches die Bulgaren hatte treffen können — nun waren sie der erbarmungslosen Willkühr ihrer bittersten Feinde, der Phanarioten hilflos preisgegeben. Mit zäher List hatten diese den Türken, welche sich sonst um die hierarchischen Verhältnisse der Rajah wenig bekümmerten, diese Con-

cession entlockt, mit plumper Grausamkeit nützten sie sie aus. Fluchwürdiger hat sich im Lauf aller Geschichte selten ein Volk an dem anderen vergangen, als die „Hellenen" in der Türkei an ihren bulgarischen Glaubensgenossen. Ihre Motive waren theils nationale, theils grob materielle, einerseits hofften sie dadurch, daß sie die Kirchensprache gräcisirten, als Popen nur Phanarioten oder bulgarische Renegaten anstellten und die Manuskripte und Bücher der altslovenischen und bulgarischen Literatur vernichteten, ihren Lieblingsplan, die Hellenisirung der Slaven durchführen zu können, andrerseits wollten sie durch Aussaugung dieser Diöcese ihrem schwer verschuldeten Patriarchat aufhelfen. Es hat manche unwürdige Priesterkaste auf Erden gewaltet, aber sicherlich keine unwürdigere, als die phanariotische unter den Bulgaren. Ihre Sittenlosigkeit, ihre Geldgier ist nicht mit Worten zu schildern. Alle Stellen waren käuflich und wurden theuer bezahlt, natürlich suchte dann auch der Patriarch und der Erzbischof, der Bischof und der Erzpriester, der Pope und der Jegumen (Abt) nicht blos den Kaufpreis, nicht blos bequemen Unterhalt, sondern auch Versorgung seiner ganzen Familie herauszuschlagen. Daneben wurde in brutalster Weise, durch alle Mittel der List und Gewalt, das Neu-Hellenische an Stelle des Slavischen gesetzt. Ein Volk von leibeigenen Bauern, dessen geistliche Berather die schlimmsten

Feinde seiner Nationalität waren, so stellt sich der Zustand der Bulgaren schon wenige Jahrzehnte nach dem Untergange ihrer Selbstständigkeit dar. Und nun rechne man noch den Druck der Staatsgewalt hinzu, welcher zunahm, je mehr die Anarchie am goldenen Horn wuchs und schließlich zu einem Raubsystem ausartete, welches den Unterdrückten wenig mehr übrig ließ, als das nackte Leben! Daß unter solchem Sturm und Druck jegliches geistige Leben erlosch, daß in die tiefe Nacht, in welcher die armen Hörigen dahinlebten, kein Lichtstrahl der Kultur drang, ist leicht begreiflich, aber wie ein Wunder muß es uns anmuthen, daß die Geknechteten, trotz der wüthigen Anfeindung, Sprache und Volksbewußtsein wahrten. Das ist sicherlich der glänzendste Beweis für die Zähigkeit und Ausdauer, wie für die natürliche Begabung dieser Nation. Mochte ihnen auch der Türke den Leib knechten, der Phanariote die Seele, die Bulgaren fuhren fort, die Sprache ihrer Väter zu sprechen und die Lieder zu singen, in welchen der einstige Glanz ihres Volksthums verklärt fortlebte.

Das Volkslied ist die einzige Offenbarung des bulgarischen Volksgeistes in jenen düsteren vier Jahrhunderten, welche vom Untergange der bulgarischen Macht und Literatur bis zum Wiederaufleben der letzteren verstrichen sind. Darum ist es hier schicksam davon, zu berichten, obwohl erst in der jüngsten Zeit Sammlungen

erschienen sind. Dieselben sind von sehr verschiedenem Werthe, die beste jene der Brüder Miladinov (Agram 1861), hingegen jene von Verkovitsch (Belgrad 1874) entschieden ein plumpes, selbstfabricirtes Falsum. Der Schatz ist noch lange nicht erschöpft, aber was davon gehoben ist, berechtigt zu dem Ausspruch, daß es wirklich ein poetischer Schatz ist. Das Volkslied der Bulgaren steht vielleicht an Reichthum, sicherlich aber nicht an Kraft und Schönheit dem der Serben nach. Es hat mit demselben überhaupt viel äußere und innere Aehnlichkeit. Wie dieses ist es noch heute lebendig und strömt aus tausend Quellen, wie dieses wird es zwar vornehmlich von blinden Bettlern zur „Gusle", sowie von „Heiducken" (Räubern, Kämpfern gegen die Türken) gesungen, aber jeder Bulgare kennt es und vermag unzählige aus dem Gedächtniß vorzutragen, wie dieses wird es mehr rezitirt, als gesungen. Der Stoffkreis ist gleichfalls beiläufig ein analoger, die epischen Lieder besingen Heldenthaten der Väter, reichen aber bei beiden Völkern nicht höher hinauf, als bis in's vierzehnte, höchstens dreizehnte Jahrhundert, ferner die Thaten, welche die „Heiducken" gegen den türkischen Erbfeind vollbracht. Die lyrischen Gesänge sind vornehmlich „Frauenlieder", welche Liebe und Ehe verherrlichen, ferner Lieder, welche das Volksleben und die Volksbräuche schildern und preisen, endlich — eine charakteristische Eigenthümlichkeit beider

Völker — solche Gesänge, aus denen uns eine innige Naturreligion mit ergreifender Zartheit und Wärme entgegenquillt. Aber auch die unterscheidenden Merkzeichen treten draſtisch hervor: das bulgarische Volkslied steht dem serbischen nicht blos an Wohllaut nach, was ja durch die Structur der Sprache bedingt ist, sondern auch an Technik des Aufbaues, es ist ungefüger, die Uebergänge kunstloser. Das serbische Volkslied ist im Inhalt kräftiger und selbstbewußter, während das Lied des Bulgaren, welcher mehr gelitten, als der Serbe, finsterer und melancholischer klingt. Man darf dreist behaupten, daß überhaupt aus dem Liede keines anderen Volkes so gellende, so wilde, so erschütternde Naturlaute des Schmerzes klingen. Was die metrischen Formen betrifft, so wiederholen sich im Bulgarischen die typischen Züge aller südslavischen Volkslieder. Nur das epische Lied hat eine feste Kunstform, die zehnsilbige Verszeile mit der Caesur nach der vierten Sylbe, reimlos, ohne strophische Anreihung. Trochäisch ist diese Verszeile nicht, wie z. B. Goethe glaubte, der Südslave zählt die Sylben, er wägt sie nicht. In den lyrischen Gesängen wechselt im Vers die Anzahl der Sylben, sie sind auch hier und da gereimt, selten jedoch strophisch gereiht.

Aus diesen dürftigen Andeutungen setzt sich freilich keine lebensvolle Charakteristik zusammen, aber bei der Fremdartigkeit dieser Lieder ist das auch vielleicht eine

unmöglich zu lösende Aufgabe, so ferne man nicht Proben mittheilen kann. Nur für die Lyrik vermag ich dies, aus den bereits erwähnten Uebersetzungen von Moriz Hartmann. Obwohl der Sprache nicht kundig und auf die wörtliche Uebersetzung seines Dragomans angewiesen, hat er gleichwohl mit wahrhaft genialem Instinkte den charakteristischen Ton getroffen. So ist z. B. das folgende Lied düsterer Klage, dessen Inhalt gerade in unseren Tagen wieder furchtbar neu geworden, geradezu unübertrefflich übertragen:

Sind es Rosen, sind es rothe Blüten
Die das Thal der Heimat so erfüllen?
Sind es braun und weiße Taubenwolken
Welche dort des Berges Haupt umziehen?
Ach, nicht Rosen sind es und nicht Blüten,
Flammen sind es, Flammen, rothe Flammen,
Die das Thal der Heimat so erfüllen;
Und nicht braun und weiße Tauben sind es,
Welche dort des Berges Haupt umziehen;
Rauch ist's, ungeheures Rauchgewölke:
Unsre Hütten, die verlass'nen, brennen.

Auf dem Berge steh'n wir, wie Verirrte,
Hinterm Busch verborgen wie Heiducken
Und verhungernd wie verlorne Schafe.
Wer die Dörfer ansteckt, sei verfluchet!
Ob es Moskowiter oder Türken
Ob es Christen waren oder Heiden,
Daß sie Gottes ärgster Fluch betreffe
Oder auch des Teufels bester Segen!
Mögen sie ertrinken in der Donau
Und zu Tausenden die Fluth aufdämmen,

Bis sie dieses arme Land verschlungen!
Möge sie als angefaulte Leichen
Varna's wildes Meer an's Ufer treiben
Daß die Lüfte von Verwesung dampfen!

Ach, was werden unsre Pilger sagen,
Die jetzt in Jerusalem verweilen
Und des Heilands goldne Füße küssen,
Wenn sie wiederkehren und die Dörfer
Alle wüst und, ach! in Asche liegen?
Wenn sie wiederkehren mit den schönen
Heiligenbildern, welche dort sie kauften,
Schön gemalt in Farben und auf Stäbe
Aufgerollt, und keine Wand sie finden,
D'ran die schönen Bilder aufzuhängen?

Groß ist dieses Land und fast unendlich,
Wer kann sagen, wo in künft'gen Tagen,
Wer kann sagen, ob in künft'gen Tagen
Unsre Hütten wieder sich erheben?
Ach, das Glück, es wächst nicht schnell wie Roggen,
Und es wächst am Wege nicht, wie Unkraut,
Und nicht wie die liebe Sonne geht es
Nieder, wieder aufzugehen morgen.
Langsam wächst das Glück, wie alte Bäume,
Langsam, langsam oder niemals wieder.
Mit dem Blei im Leib fliegt noch der Falke
Mit dem Unglück wandern wir noch weiter.

Lasse diesmal nicht den Winter kommen,
Laß ihn nicht, o gnadenvoller Himmel!
Bann' ihn hinter deine dunkeln Wolken,
Daß wir nicht erstarren in den Wäldern,
In den kalten, windbewegten Wäldern,
Denn kein Obdach haben unsre Kinder,
Und kein Obdach haben unsre Weiber.

Auch die Weiber — höre wie sie klagen:
Ach kein Obdach haben unsre Männer!

Nichts gerettet, als die Silbergroschen,
Welche unsre schönen, lieben Mädchen
Um den Hals anstatt des Schmuckes tragen.
Gebet uns die schönen Silbergroschen,
Gebet sie, ihr schönen, lieben Mädchen,
Daß wir Brod für unsre Kinder kaufen!

Nehmet sie, die schönen Silbergroschen,
Aber Brod ist nicht im Land zu haben,
Selber nicht für goldene Dukaten
Traurig ist die Erde, traurig, traurig!

Das folgende Lied ist freilich mehr seinem Inhalte nach interessant, als bedeutend bezüglich seines poetischen Werthes. Es schildert in schalkhafter Form die Abneigung des Bulgaren gegen seine Geißel, den phanariotischen Pfaffen:

Dimitri, bist du bei Sinnen,
Daß du um mich wirbst beim Bruder?
Hast du Geld genug zur Wirthschaft,
Um ein Haus dir aufzubauen
Mit zwei Stuben, einer Küche,
Einem Stalle für zwei Ochsen?

Geld genug ein Haus zu bauen,
Mit zwei Stuben oder dreien,
Einem Stalle für zwei Ochsen.

Hast du Geld genug, Geliebter,
Eine Jacke dir zu kaufen
Schön und neu zum Hochzeitstage?

Eine neue, schöne, blaue
Albaneser-Jacke kauf ich
Mit den roth und gelben Schnüren
Und mit goldenem Besatze,
Wie man sie in Schumla machet.

Hast du Geld genug, dem Sultan
Zins und Steuer zu bezahlen
Und zehn Groschen vierteljährig?

Leicht bezahl ich die zehn Groschen
Selber, wenn der Sultan Geld braucht,
Zahl ich zwanzig und in Silber.

Kannst du auch dem Popen zahlen
Bei der Hochzeit und bei Taufen?
Und zu Weihnacht und zu Ostern?
Und zu Pfingsten und zu Fasten?
Zu St. Georg und Johannis?
Und an allen heil'gen Tagen?
Wenn ein neuer Bischof kommet?
Immer, wenn er dir in's Haus tritt,
Um die Schwelle dir zu segnen?
Um das Vieh dir zu besprechen?
Um die Bilder dir zu weihen?
Um Weihwasser zu verkaufen?
Um zu singen und zu beten?

Schweig, o schweige still, Geliebte,
Ja, das Freien laß ich bleiben,
Weil zu theuer ist die Wirthschaft.
Eins von Hundert nimmt der Sultan,
Neunundneunzig nimmt der Pope!

Man sieht, das ist eine scharfe Umschreibung des bulgarischen Sprichworts: „der Türke nimmt einen Finger, der Pfaffe beide Hände". Das folgende Lied

hingegen illustrirt düster und brennend den Haß gegen die Türken.

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn in's Dorf getragen
Und im Dorf mit Fäusten ihn erschlagen —
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawassen, der mich vor den Kadi
Schleppen sollte, hab ich mit dem kleinen
Messerchen die Gurgel abgeschnitten.
Zwei Pistolen trug er in dem Gürtel
Und ein Schwert und einen Dolch daneben —
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Und mit einer alten schlechten Flinte
Hab ich einen Aga aus der Mitte
Seiner fünfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Ast geschossen,
Daß noch heut d'rob die Heiducken jubeln
Und die Blinden heut' davon noch singen —
Aber das ist nicht mein größter Ruhm.

Aber dieses ist mein größter Ruhm:
Daß ich meiner schönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich sie auf ewig meiden sollte,
Daß ich ihr mein Messer, dieses Messer,
Ohne Zucken in die schöne Brust stieß,
Ob sie gleich dabei so traurig blickte,
Daß ich mehr des Muths dazu bedurfte,
Als da ich den Wolf in's Dorf getragen,
Als da den Kawassen ich erschlagen,
Als da ich den Aga niederstreckte,
Daß mich der Geliebten Mord nicht schreckte,
Dieses ist mein allergrößter Ruhm.

Wen die Naturgewalt der Empfindung hier roh anmuthet, der lese zum Ersatz das folgende zarte Lied:

Hoher Berg und tiefes Thal
O, wie schön ist diese Nacht!
Selbst in Kerkerhaft verwacht
Lindert sie mir meine Qual.

O wie schön ist diese Nacht,
O wie schön ist dieses Leben!
Könnt' ich's nur der Einen geben,
Die so eben mein gedacht!

Daß sie eben mein gedacht,
Hoher Berg und tiefes Thal,
Das sagt mir des Mondes Strahl
Und die schöne, schöne Nacht.

Schön ist meine letzte Nacht,
Hoher Berg und tiefes Thal,
Mit dem ersten Morgenstrahl
Werd' ich grausam umgebracht!...

Vermuthlich ist's das Lied eines „Heiducken", den die Türken gefangen genommen. Wollte man das Wort mit „Räuber" übersetzen, man thäte Unrecht. Die Heiducken waren nur zum Theil Auswürflinge der Ebene, welche sich in die Berge geflüchtet, um gerechter Strafe zu entgehen, zum größeren Theil jedoch Abenteurer und muthige Bursche, welche von den Waldbergen der Rhodope und des Balkan herab einen Guerillakrieg mit den Feinden ihrer Nation, den Türken und Griechen führten, die eigenen Volksgenossen jedoch nicht blos

schonten, sondern auch schützten. Es hat Zeiten gegeben, wo faktisch der Heiducke in Bulgarien gebot, nicht der Türke, — so namentlich um die Wende des letzten Jahrhunderts, als die türkische Macht durch innere Stürme furchtbar erschüttert war. Doch brachten solche Aufstände nichts als Mord und Brand über das unglückliche Land. Hatten die Aufrührer Gräuel an den Türken verübt, so rächten sich diese, nachdem sie die Revolte bewältigt, tausendfach an den Rajah. Zum Glück begriffen es die Einsichtigen der Nation, daß diese nicht durch solche nutzlose Aufopferung der Volkskraft gerettet werden könne, sondern durch Anbahnung friedlicher Entwicklung.

Das Wiederaufleben geistigen Lebens unter den Bulgaren ist eine höchst merkwürdige Erscheinung. Noch in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts stand sicherlich kein Volk in Europa tiefer, als dieses. Die Sprache lebte nur noch auf den Dörfern, unter den Bauern, die Bürger in den Städten, die Popen in den Pfarrhöfen waren völlig gräcisirt. Wer sich durch Glück oder Talent aufschwang zum Geistlichen oder zum Kaufmann, wurde Hellene, änderte seinen Namen und verschwieg es wie eine Todsünde, daß einst das „Barbarische" seine Muttersprache gewesen. In bulgarischer Sprache wurde keine Zeile geschrieben, keine Messe gelesen; im Gottesdienste war längst an die Stelle des

Alt-Slovenischen das Griechische getreten. Daß der Bauernstand bulgarisch blieb, ist in diesen Jahrzehnten tiefster Entartung nur noch zum geringsten Theil seiner Zähigkeit zuzuschreiben, zum größeren der Schwierigkeit, die fremde Sprache zu erlernen, zum größten der List der Priester, welche keine Schule, ja sogar keinen einzelnen Lehrer auf den Dörfern duldeten, um das rohe, verdummte Volk desto rücksichtsloser aussaugen zu können. „Ihr seid Knechte", sagten sie ihm, „Ihr sprecht ja von Natur die Sprache der Knechtschaft". Nur in wenigen Bauern lebte noch ein Volksbewußtsein, über ihre Zahl und Ausbreitung wußten sie nichts, die Erinnerung an die Vergangenheit lebte nur noch wie ein Mythus, fremd und unverstanden in den alten Liedern. In Europa wußte man, bis auf den Namen, nichts von den Bulgaren, selbst Schafarik schrieb noch 1826, sie wohnten nur zwischen Balkan und Donau, über ihre Sprache vermöge er nichts anzugeben, da sie nicht einmal Privatbriefe schrieben, geschweige denn Bücher.

Ein Menschenalter später hatte dasselbe Volk nicht blos zahlreiche Schulen, eine autonome Kirche, ein lebhaftes Volksbewußtsein, sondern auch eine stattliche Literatur und eine blühende Journalistik! Man wäre versucht an ein Wunder zu glauben!

Es ist aber Alles natürlich zugegangen. Allerdings fanden sich viele Faktoren günstig zusammen, um das

schöne Resultat herbeizuführen. Der erste und wichtigste ist die reiche geistige Begabung dieser Nation, welche weder durch das griechische Gift verderbt, noch durch den Druck der Staatsgewalt erstickt werden konnte. Der zweite Faktor ist der günstige Einfluß, welchen das Aufleben wissenschaftlichen und nationalen Geistes unter den Südslaven überhaupt auch auf diesen Zweig der Stammesfamilie übte. Der dritte ist der politische Anstoß, der von Rußland kam. Das Czarenreich hat den Bulgaren gegenüber nie lautere, stets kraß egoistische Absichten gehabt, was es wirklich für sie gethan, ist ihnen nie zum Heile gewesen, aber was es ihnen versprach, stärkte ihren Muth zu einer Zeit, da er solcher Ermunterung sehr bedürftig war. Und der vierte Faktor endlich war ihr günstig verändertes Verhältniß zur Staatsgewalt. Die Türken befreiten sie vom geistigen Joch der Griechen und standen im Uebrigen ihrer Entwicklung weder fördernd noch hemmend gegenüber.

Aber nicht plötzlich fanden sich diese Faktoren zusammen; die Anfänge waren dürftig und schwierig. Sie gingen von Bukarest aus, wo sich eine große Anzahl bulgarischer Kaufleute angesiedelt, darunter einige ebenso reiche, wie geistig begabte Männer, die Banquiers Mustakow, die Kaufleute Genowitsch und Renowitsch. Dem niederen Volke entstammend, durch eigene Kraft emporgekommen, erinnerten sie sich in der Fremde mit

Pietät ihrer verachteten Muttersprache und hörten mit Beschämung, wie wacker die serbischen Handelsleute für ihr Volksthum thätig seien. So traten sie denn auch zu einer Gesellschaft zusammen, welche sich zum Ziele setzte, bulgarische Jünglinge in Wien ausbilden zu lassen, weil daselbst der große serbische Gelehrte Wuk Stefanowitsch Karadschitsch wirkte, ferner, gleiche Gesinnungen in Bulgarien selbst zu erwecken, endlich Schulbücher in bulgarischer Sprache herauszugeben. Da der Gesellschaft große materielle Mittel zu Gebote standen, so brachte sie in relativ kurzer Zeit, mindestens nach der ersten und letzten Beziehung ansehnliche Früchte. Die jungen Leute erwiesen sich, von Wien heimgekehrt, als rührige Verbreiter der nationalen Idee. Während einige von ihnen, nachdem schon 1824 die erste bulgarische Fibel, der „Ribny Bukvar" erschienen, nun auch eine Reihe höherer Schulbücher schrieben, so eine biblische Geschichte, eine Anthologie der Wissenschaften, eine kleine Weltgeschichte, ferner Uebersetzungen des neuen Testaments, von Hübner's Biblischen Erzählungen u. s. w. anfertigten, gingen andere als Lehrer in die Heimath zurück, in die Häuser der Bürger und auf die Dörfer. Beiden, den Schriftstellern wie den Lehrern fiel eine harte, mühevolle, unscheinbare Thätigkeit zu — die ersteren mußten unzählige Schwierigkeiten besiegen, ehe das Bulgarische wieder zur Literatursprache umgeformt war, um dann —

Fibeln abzufassen, letztere hatten in zäher Schmiegsamkeit und Geduld den Kampf gegen die Griechen und die Gleichgültigkeit der eigenen Volksgenossen zu führen, ehe sie überhaupt ihre Thätigkeit beginnen konnten. Von tausend Intriguen behindert, legten sie in stiller Arbeit den Samen einer besseren Zukunft in den Boden ihres entfremdeten oder völlig verdumpften Volksthums. Sie waren anfangs wahre Märtyrer ihres Berufs, aber allmälig keimte die Saat doch, theils in Folge ihrer Ausdauer, theils weil die politischen Verhältnisse ihnen günstig waren. Die griechische Revolution, noch mehr der russisch-türkische Krieg, hatten die Bulgaren aufgerüttelt. Den Versprechungen der Russen vertrauend, hatten sie dieselben als Befreier begrüßt und sie mit den Waffen in der Hand unterstützt. Als ihnen der Friede von Adrianopel bewies, daß die Befreier nur an sich selbst gedacht und die Verführten kalt und fühllos ihrem Schicksal überlassen, da konnte dies die Bulgaren wohl mit tiefstem Mißtrauen gegen Rußland erfüllen, aber nicht das Volksbewußtsein ertödten, welches jählings aufgeflammt war. Sie waren zum Gefühl ihrer nationalen Existenz erwacht — das ward ihnen zum Segen — obwohl ihnen sonst der Anschluß an die Russen nur Noth und Elend gebracht. Dies gilt auch von jenen 4000 Familien, welche nach dem russischen Bessarabien übersiedelten, wir werden später constatiren,

welches Schicksal ihnen dort die slavische Bruderliebe bereitet. Die geistigen Führer der Bulgaren, der Arzt Berovitsch, der Schriftsteller Stojanovitsch, der Abt Neophyt von Rylj gaben nun die Parole aus: „Arbeitet im Stillen an unserer geistigen Ausbildung — die Griechen sind uns gefährlicher als die Türken! Gründet Schulen! — schreibet nützliche Bücher!" Das wurde getreulich ausgeführt, größtentheils aus eigener Kraft, von den Söhnen anderer slavischen Stämme darf sich nur der Slovake Venelin aus Nordungarn rühmen, den Bulgaren hervorragende Dienste geleistet zu haben, hingegen kein einziger Großrusse! Das ist sicherlich ein Faktum, das constatirt zu werden verdient. Es war ein Glück für die Bulgaren — und daß sie es vermocht, ist ein glänzendes Zeugniß für ihren Volkscharakter! — daß sie ihre Zeit nicht durch hochtönende Phrasen, ihre Kraft nicht durch Hirngespinnste verzettelten, sondern daß sie geduldig und ernst von Grund auf bauten — im Schulwesen, wie in der Literatur. Es ist sonst der Fluch östlicher Völker, daß sie in ihrem Kulturleben Paläste bauen wollen, ehe noch Hütten aufgerichtet sind — die Bulgaren sind davon frei geblieben. Darum läßt sich von ihrem geistigen Leben nichts Blendendes berichten, aber um so mehr Nützliches und Erfreuliches!

Die Literatur stand in den beiden ersten Jahrzehnten im Dienste der Schule und ordnete sich selbstlos

den Zwecken der Volkserziehung unter. Zunächst einigte man sich über die Schriftsprache und Orthographie — während bei anderen Südslaven der Streit hierüber seit Jahrzehnten währt und vielleicht eben so lange währen wird, war man hier bald im Reinen. Leitende Prinzipien waren hiebei in linguistischer Beziehung möglichste Annäherung an die Volkssprache, in der Orthographie möglichste Einfachheit. Geschrieben wurden neben den Schulbüchern Grammatiken, Lexika, Encyklopädien, geschichtliche Arbeiten. Ein Zug nüchterner Nützlichkeit geht durch die ganze junge Literatur. Er gereicht ihr aber nicht zur Unehre, wenn wir uns der Worte eines ihrer Führer erinnern: „Wir dürfen nicht schreiben, was blos gefällt, wir müssen schreiben, was nützen kann. Die Schule! — nur in diesem Zeichen werden wir siegen!"

„Die Schule!" In der That nahm das Schulwesen in Bulgarien, weil sich die Volkskraft energisch auf dies eine Ziel concentrirte, einen merkwürdigen, fast unvergleichlichen Aufschwung. Am 2. Januar 1835 war die erste Volksschule in Gabrova eröffnet worden. Ein reicher Kaufmann, Aprilov, hatte die Mittel hiezu gegeben, ein junger Mönch Neophyt aus dem Rilj-Kloster wurde ihr Lehrer; 120 Schüler meldeten sich sofort. Vergeblich hatten die phanariotischen Priester den Pascha bestürmt, sein Veto einzulegen. „Lernen ist keine Sünde",

erwiderte der biedere Alttürke. In den nächsten sechs Jahren wurden 13 Schulen gegründet, 1845 gab es bereits 53 Volksschulen und eine Centralschule (Lyceum) zu Philippopel. Von da ab ging es noch viel rascher, trotz der Verfolgung durch die Phanarioten. Als diese durch die Wiederherstellung des bulgarischen Eparchats machtlos geworden, entzündete sich vollends ein edler Wetteifer der bulgarischen Dörfer und Städte, es einander in der Gründung von Schulen zuvor zu thun. Nur über eine Provinz, den Sandschak von Philippopel sind authentische statistische Daten veröffentlicht, doch läßt sich schon daraus analog ein Schluß für das Gesammtwesen ziehen. 1858 gab es in dieser Provinz 5 Haupt-, 8 Vorbereitungs-, 90 Elementar-, 7 Mädchenschulen; 1865 6 Haupt-, 25 Vorbereitungs-, 180 Elementar- und 18 Mädchenschulen; 1870 6 Haupt-, 25 Vorbereitungs-, 281 Elementar-, 24 Mädchenschulen; 1873 16 Haupt-, 25 Vorbereitungs-, 305 Elementar- und 24 Mädchenschulen, an denen 356 Lehrer und 37 Lehrerinnen 13,885 Schüler und 2615 Mädchen unterrichteten! Erfährt man, daß sich die christlich-bulgarische Bevölkerung dieser Provinz auf nur 390,000 Seelen stellt, so wird man wahrlich vor solcher Regsamkeit die höchste Achtung empfinden müssen. „In den Vorbereitungsschulen", berichtet

Baker*), „wird das Lesen und Schreiben gelehrt, in den vierklassigen Elementarschulen kommt der grammatikalische Unterricht in der Muttersprache, dem Türkischen und Griechischen hinzu, ferner der Unterricht in der Religion, Geschichte, den Anfangsgründen der Realien. In den Hauptschulen umfaßt der Cursus fünf Jahre, die Lehrgegenstände sind: Bulgarische, türkische, griechische und französische Sprache, Arithmetik, Geometrie, Physik, Geographie, bulgarische und türkische Geschichte, Glaubens- und Sittenlehre, kirchliche Musik. Im Lyceum werden dieselben Gegenstände wissenschaftlicher betrieben, dann Philosophie hinzugefügt. In der Mädchenschule wird Lesen, Schreiben und Handarbeit gelehrt. Der Unterricht ist kostenfrei, die Lehrer sind anständig besoldet mit 70—140 Pfd. St. jährlich." Interessant sind auch die Mittheilungen des Vorstehers der evangelischen Missionsschule zu Samakow, welche er demselben englischen Reisenden über seine bulgarischen Schüler gemacht hat: „Die Bulgaren sind nicht blos unsere zahlreichsten, sondern auch unsere besten Schüler. In dem einzigen Fache des Zeichnens zeigen sie nichts Auffallendes, weder an Geschick noch an Ungeschick. In diesem Fache haben

*) Die Türken in Europa. Von J. Baker. Autorisirte, deutsche Ausgabe. Eingeleitet und bearbeitet von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Levy & Müller. Das Werk befindet sich unter der Presse.

immer die Armenier die Preise davongetragen, aber in allen anderen waren die Bulgaren Sieger. Ein verhältnißmäßig großer Theil von ihnen sind ernste und beharrliche Schüler. Sie zeichnen sich aus durch einen großen Hang zum Zusammenhalten, durch einen patriotischen Charakter, der alles Lob verdient. Sie helfen einander nach, eifern die Langsamen an, ziehen diejenigen, die weit zurück sind, mit sich fort, und haben nicht eher Ruhe, als bis alle zusammen vorschreiten. Es kamen Beispiele vor, daß Einige von ihnen unglücklicher Weise schon Gewohnheiten angenommen hatten, die nicht geduldet werden konnten, aber im Allgemeinen fügen sie sich in eine streng moralische Leitung. Wir betrachten die Bulgaren als ein Volk von außerordentlich günstigen Anlagen."

Der „patriotische Charakter" und das „Zusammenhalten" der Bulgaren brachte ihnen auch auf kirchlichem Gebiete, wenngleich erst nach harten Kämpfen, den erstrebten Fortschritt: die Selbstständigkeit ihrer Nationalkirche. Je stärker sich ihr Volksgefühl entwickelte, desto grimmiger ward die Wuth der Phanarioten und damit auch der Widerstand der Bulgaren gegen den Unterdrücker. Mit Recht hielten sie ihr Werk so lange für eitel, ihre junge Kultur für bedroht, als der „Erbfeind" ihr kirchliches Leben beherrschte. Nachdem sie sich vergeblich in friedlicher Weise mit dem Patriarchate aus-

einanderzusetzen gesucht, drangen sie in die Pforte, sie von diesem „schlimmsten und fluchwürdigsten Joche" zu befreien. Diese gab ausweichenden Bescheid, sie war mißtrauisch geworden — nicht mit Unrecht! verwendete sich doch Rußland sehr eifrig für die Wünsche der Bulgaren. Freilich war der Czar diesmal ein ungerufener Helfer, nie vorher war Rußland in den Balkanländern so unpopulär gewesen, als im ersten Jahrzehnt nach dem Krimkriege. Das erwies sich auch im Verlaufe dieses Kirchenstreits. Nachdem die Aufregung im Volke auf's Höchste gestiegen und die Hoffnung mit Hilfe der Pforte „der griechischen Viper los zu werden", geschwunden war, wurde eine neue Parole ausgegeben: „Opfern wir den Glauben um die Nationalität zu retten, werden wir Katholiken." Die junge, täglich kräftiger gedeihende Journalistik, zahlreiche Broschüren, Wanderredner und Vereine, sie alle priesen es als rettenden Ausweg: „Suchen wir die Protektion des katholischen Frankreich — Rom und der Papst ist unsere Rettung!" Nun bestürmte England, aus Neid gegen Napoleon, die Pforte um Concessionen für die Bulgaren und Ali Pascha beschloß, den Knoten zu durchhauen. Nachdem der Großvezier den griechischen Patriarchen vergeblich zu einem freiwilligen Verzicht auf seine Hoheitsrechte zu bestimmen gesucht, ward durch einen großherrlichen Ferman am 28. Februar 1870 die Errichtung eines bulgarischen Ex-

archats bestimmt. Wohl steckte darauf der Patriarch alle Bulgaren in den Bann, aber das that dem Jubel derselben keinen Abbruch. Neben der Freude kam auch die Dankbarkeit gegen die türkische Regierung eben so laut, als echt zum Ausdruck. Man darf ruhig sagen, daß damals die Pforte keine treueren Unterthanen hatte als die Bulgaren. Es war nicht blos Phrase, sondern der Ausdruck der Volksstimmung, wenn die bulgarische Geistlichkeit in ihrem Hirtenbriefe, der das große Ereigniß verkündete, u. A. sagte: „Nach so vielen Leiden, nach so langer Erduldung von Unrecht, nach zehn Jahren arbeitsvoller Bemühungen sehen wir heute die Sehnsucht unserer Väter, die Anstrengungen und die Ausdauer der Nation und unser Aller, belohnt und gekrönt durch das gerechte Urtheil und die Unparteilichkeit der Kaiserlichen Regierung. Die Entscheidung unserer „Frage", die unsere Mühe angespannt und unsere Aufmerksamkeit so viele Jahre lang an sich gefesselt hat, ist ein deutlicher Beweis von dem Wohlwollen und der Liebe, welche die Kaiserliche Regierung gegen die Bulgaren hegt. Sie ist eine lichtvolle Urkunde darüber, daß sie uns ihren unmittelbaren Schutz und ihre besondere Fürsorge angedeihen läßt; sie ist der Beweis dafür, daß sie auch uns Bulgaren zum Rang ihrer echten Unterthanen emporhebt. Laßt uns eilen, Vortheile zu ziehen aus den Rechten, die der kaiserliche

Ferman uns bewilligt; aber zu gleicher Zeit laßt uns auch eilen, dem kaiserlichen Thron unsere Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß wir unsere Treue, unsere Ergebenheit und unsern aufrichtigen Gehorsam gegen ihn verdoppeln. Ihr möget Euch freuen in dem Herrn und möget zu Gott aufsteigen lassen ein dankerfülltes Gebet um ein langes Leben unseres erhabenen Kaisers Abdul-Aziz." Gleichzeitig schrieb der Bulgare Koprichtenski: „Was wir brauchen ist Friede und eine Regierung, die uns nicht hemmt. Das haben wir jetzt — freuen wir uns daran! Mit der russischen Freundschaft bleibt uns vom Leibe, was die zu bedeuten hat, haben unsere Brüder in Bessarabien sattsam erfahren."

Das ist eine gerechte Anspielung auf einen dunkeln, sehr dunkeln Punkt in der „brüderlichen Kulturmission" des Czarenreiches. Als die bulgarischen Kolonisten nach Südrußland kamen (1830), gründeten sie aus eigener Kraft 40 Dorfschulen. Unter der liebreichen Verwaltung des Gouverneurs Arendarenko wurden 27 gänzlich unterdrückt, die dreizehn anderen russifizirt, keine einzige neue Schule gegründet. So ward das Bulgarische aus der Schule verdrängt, bald auch aus der Kirche. Als Dobrovitsch seine Zeitung „Mirozrenie" in Odessa herausgeben wollte, wurde ihm bedeutet, die Bulgaren brauchten keine Zeitung; als er dennoch mit der Herausgabe begann, wurde das bulgarische Blatt sofort unterdrückt.

Ein Neues Testament in bulgarischer Uebersetzung durfte nicht in die Kolonien eingeführt werden; die Kolonisten hätten schon russische Exemplare, meinte der Gouverneur. Das sind Thatsachen aus slavischen Quellen, wie aus eigener Anschauung geschöpft. Und diese Regierung will „befreien!" — befreien „im Namen der Kultur!"

Daß der Kirchenstreit befruchtend auf die Journalistik eingewirkt, ist bereits erwähnt. Doch gab es schon vorher Zeitungen. Das erste periodische Organ in bulgarischer Sprache war die von Fontinos in Smyrna herausgegebene Monatsschrift „Ljuboslovie". Die erste politische Zeitschrift, gleichfalls in Monatsheften, gab Bogorov in Leipzig heraus (1846). Sie hieß „der bulgarische Adler" („Bulgarskij Orel") und griff Türken und Phanarioten in gleicher Weise an. Ein Tagblatt dagegen, das er 1849 in Konstantinopel unter dem Titel „Carigradskij Vestnik" gründete, war wohl bulgarisch-national, machte jedoch der Regierung keine Opposition. Es war durch zehn Jahre das Hauptblatt der Bulgaren und von größter Bedeutung für ihr geistiges Leben, obwohl sich sein Inhalt fast nur auf den Kirchenstreit bezog. Als dieser entschieden war, siechte das Blatt dahin — es hatte seine Mission erfüllt. Im Ganzen sind von 1846 bis zum Beginn der bulgarischen Gräuel 51 Zeitungen in dieser Sprache gegründet worden. Ihr Inhalt ist ein höchst verschieden-

artiger: da findet man politische und belletristische Wochen- und Monatsschriften, historische, theologische, humoristische, satyrische und landwirthschaftliche Blätter, sogar literarisch-kritische Revuen. Die politische Richtung bestimmt sich größtentheils nach dem Orte ihres Erscheinens; die in Bukarest und Belgrad von Emigranten herausgegebenen, sind meist russenfreundlich, wogegen die in Konstantinopel erscheinenden den türkischen Staatsgedanken vertheidigen oder doch mindestens nicht angreifen. Von den ersteren gilt ausschließlich, von den letzteren zum größten Theil das Wort: „Wessen Brod du issest, dessen Lied du singest". Wie die belletristische Presse wesentlich durch Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Russischen und Deutschen ihre Spalten füllt, so entnimmt die politische ihre meisten Nachrichten den Pariser, Wiener und Londoner Blättern — beiden ist die Unart gemeinsam, ihre Quellen fast nie zu nennen. Einzelne dieser Journale verrathen eine ungemeine Ignoranz ihrer Herausgeber, so berichtete einmal eines derselben, daß Herr „Tajems" in London sich abfällig über die türkischen Finanzen geäußert (die Times) und wußte seinen Lesern zur Zeit der deutschen Kanzlerkrise zu erzählen: Bismarck werde entlassen, weil sich der Kaiser vor dessen riesiger Gestalt fürchte, der Kanzler sei nämlich acht Fuß hoch u. drgl. Doch sind dies Ausnahmen und keineswegs die Regel,

die großen Blätter sind vernünftig redigirt, sehr patriotisch und doch besonnen und darum von großem Einfluß. Mindestens brauchen sie gewiß den Vergleich mit den anderen, in Konstantinopel erscheinenden Zeitungen nicht zu scheuen. Der Bulgare ist ein fleißiger Zeitungsleser, gleichwohl beeinträchtigen die vielen Lesezirkel das Abonnement. So wird es begreiflich, daß von jenen 51 Zeitungen viele kurz nach der Gründung wieder eingegangen. Im Jahre 1875 bestanden deren vierzehn, darunter vier große politische Zeitungen in Konstantinopel (Napreduk, Istocno Vreme, Vek und Den), drei kaiserliche Amtsblätter in den Provinzen (Dunov in Rustschuk, Solne in Salonich, Odrin in Adrianopel), zwei belletristische Blätter (Znanie und Citaliste), ein theologisches (Vuskresnik), drei fachwissenschaftliche Zeitungen und endlich das politische Emigrantenblatt in Bukarest „Znanie". Derzeit dürfte mit Ausnahme der politischen Blätter kein einziges derselben mehr erscheinen.

Ueber die Anfänge der Literatur und deren Charakter ist bereits berichtet. Erst nach 1840 begannen belletristische Werke zu erscheinen, ihre Gesammtzahl (bis 1876) wird auf etwa fünfhundert geschätzt, ihre Auflagen sind durchweg ziemlich beträchtlich, einige hievon sind in drei bis vier Tausend Exemplaren verbreitet. Etwa die Hälfte sind Uebersetzungen, bei einer so jungen

Literatur ein höchst günstiges Verhältniß. So ist z. B. bei den Rumänen nur etwa jedes zehnte, bei den Slovenen in Krain jedes zwanzigste Buch ein Originalwerk. Uebersetzt wird aus allen Literaturen, charakteristisch ist die Vorliebe für englische Poeten, Bulwer und Byron sind vollständig übersetzt, von Shakespeare Einiges. Auch der englische Gouvernanten- und Schauerroman ist reichlich nach Bulgarien verpflanzt worden. Es wird eben auch hier, wie überall, von zwei grundverschiedenen Gesichtspunkten ausgegangen: edle und patriotische Männer übersetzen die Meisterwerke fremder Literaturen, um den Geschmack des eigenen Volkes zu bilden, literarische Spekulanten hingegen beeilen sich, der Lesegier möglichst pikantes Futter zuzuführen. So besitzen die Bulgaren Uebersetzungen von Goethe, Schiller und Lessing, aber auch von Berliner Kolportage-Romanen, von Molière, Lafontaine, Hugo, aber auch von Montepin und Consorten. Von slavischen Literaturen ist das Polnische und Russische etwa gleich stark vertreten, auch der kleinrussische Sänger der Freiheit Taras Scheftschenko hat in Professor Zinzizov einen gewandten Uebersetzer gefunden.

Daneben wird aber auch, wie bemerkt, in erfreulich kräftiger Weise die originale poetische Produktion unter den Bulgaren gepflegt. Eine abschließende und aburtheilende Charakteristik der jungen Literatur zu geben, ist wohl sicherlich noch nicht an der Zeit. Da aber nun

ohnehin in Folge der unseligen politischen Ereignisse ein jäher Abschnitt und eine leider voraussichtlich lange Pause in dieser Production eingetreten, so versuche ich es immerhin anzudeuten, welche bezeichnenden Züge schon ihr Beginn aufweist. Sie sind im Allgemeinen erfreulich und lassen eine schöne Zukunft hoffen. Erstlich schon deshalb, weil die junge Literatur durch und durch national ist, ihrem Tone wie ihren Stoffen nach. Sie hat treulich an das Volkslied und die Volkserzählung angeknüpft und sich hierdurch einerseits eine gesunde organische Entwickelung, andererseits den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Volksthum gesichert. Wie sie sich bisher durch solche Selbstbeschränkung von Ueberstürzung und krankhaften Experimenten freigehalten, so werden ihr auch in der Folge jene schlimmen Krankheiten erspart bleiben, welche andere Literaturen schon in der Kindheit empfangen und nun schwer mehr aus dem Blute bringen können. Wie unheilvoll ist z. B. der russischen Literatur der Einfluß Byrons, wie noch ungleich verderblicher der rumänischen Literatur jener der französischen „Sitten"-Dichter gewesen! Die Stoffe sind, wie bemerkt, national. Das Volksleben der Gegenwart wird geschildert oder Thaten aus der bulgarischen Geschichte. Auch der zweite Faktor eines Gedeihens ist gegeben: starke Talente, besonders auf lyrischem Gebiete. Endlich fehlt es den Dichtern weder an Ernst noch an

Theilnahme des Publikums. Der bulgarische Patriot hält es für eine seiner heiligen Pflichten, Bücher zu kaufen. Daß selbst bulgarische Lyriker ihre Gedichte in einer Auflage von 2000 Exemplaren drucken lassen können, werden ihre deutschen Kollegen mit Neid hören, wie es denn überhaupt um das Bücherkaufen in Europa nirgendwo so erbärmlich steht, wie bei uns, die wir das Volk der Dichter und der Denker sind! Freilich hat diese patriotische Haltung des Publikums in Bulgarien auch ihre Schattenseiten: sie fördert den Dünkel der Poeten und eine ernsthafte, ästhetische Kritik wirkt nicht entgegen, weil sie eben noch nicht besteht. Auffallend und nicht unbedenklich ist es auch, daß neben der Lyrik vornehmlich das Drama gepflegt wird, während die poetische Prosa stark vernachlässigt wird. Mag auch die Bemerkung eines bulgarischen Kritikers richtig sein: „es sei keine Willkür, daß die Bulgaren seit 1870 etwa vierzig Dramen veröffentlicht, sie seien eben, im Gegensatze zu anderen Slaven, für diese Dichtungsart vornehmlich talentirt", so darf man doch nicht vergessen, daß gerade das Drama eine gewisse Reife der Dichter und der Nation zur nothwendigen Voraussetzung hat, eine Reife, welche wir bei diesem Volke naturgemäß nicht suchen können!

Am erfreulichsten hat sich die Lyrik entwickelt, weil sie ihrer Natur nach jene Dichtungsart ist, welche zuerst

zur Entwickelung kommt; ferner weil sie hier speziell im Volkslied ein vortreffliches Muster hatte. Von jenen Tagen, da Stojanovitsch und Pesakov zuerst zu dichten begannen (etwa 1836) bis auf die Gegenwart ist in Bulgarien sehr viele Lyrik produzirt worden. Als der begabteste Poet ist Petko Slabejkov zu nennen, der, ohne je eine Schule besucht zu haben, sich so viel Wissen erwarb, um nun seit zwanzig Jahren als Journalist in Konstantinopel wirken zu können. Seine Lieder, die er 1852 veröffentlichte, sind in den Volksmund übergegangen und verdienen dieses schöne Loos durch ungemeine Frische und Naivetät, durch große poetische Kraft. Er hat in der Folge viel Nützliches und Satyrisches geschrieben; als Dichter ist er seit seinem 28. Jahre verstummt, was im Interesse der jungen Literatur nicht genug zu bedauern ist. Als bedeutende Lyriker gelten ferner Gerov, Zinzifof, Rajko und Bogorov. Sonst ließe sich wohl noch ein Dutzend Namen nennen, doch müßten darunter auch schon einige Dutzend-Dichter Aufnahme finden.

Die Novelle ist, wie bemerkt, schwach vertreten. Der fleißigste Erzähler ist Karavelov, auch der nachmalige Bischof Drunov hat historische Novellen geschrieben. Das Epos hat bisher außer Rakovski keinen nennenswerthen Pfleger gefunden. Jene Rolle, die es bei den anderen Südslaven spielt: an die Großthaten

der Ahnen zu erinnern, scheint bei den Bulgaren das Drama übernommen zu haben. Es sind fast durchwegs Stoffe aus der Volksgeschichte, die da verarbeitet werden. Daneben blüht die satyrische Komödie, welche ihren Stachel namentlich gegen die Phanarioten richtet. Von der älteren Generation verdienen Dobroplodni und Voznikov, von der jüngeren Fingov, Sismanov, Siskov genannt zu werden. Dilettantenbühnen sind in Bulgarien sehr häufig, stehende Bühnen mit Berufsmimen gab es mindestens 1873 noch nicht.

Sehr zahlreich sind die Sammlungen der Volkslieder, die beste Leistung, wie die frechste Fälschung auf diesem Gebiete haben bereits oben Erwähnung gefunden. Auch in Bulgarien hat es sich vielfach verhängnißvoll gezeigt, wenn Poeten Volkslieder sammelten, schon die „bona fides" in der die Lieder „verbessert" werden, ist schlimm genug, abgesehen davon, daß sie hart an die „mala fides" gränzt, wo eigene Produkte eingeschmuggelt werden, damit das liebe kleine „Ich", bei der Arbeit auch seine kleine Satisfaktion habe! . . .

Dies leitet uns zu den wissenschaftlichen Leistungen hinüber. Der bedeutendste Gelehrte der Bulgaren ist nach dem Zeugnisse Jireceks in dessen trefflicher „Geschichte der Bulgaren" der Historiker Drinov. Er ist nach diesem verläßlichen Zeugniß „durch scharfsinnige Quellenkritik und unbefangene Auffassung, durch Klarheit

und Gründlichkeit" ausgezeichnet. Auch Krstjovitsch, Zachariev, Palanzov haben sich als Historiker einen Namen gemacht. Dasselbe gilt von dem als Epiker bereits erwähnten Rakovski, wenn aber seine eigenen Landsleute hervorheben, daß er, „von einem überspannten, verrückt gewordenen Patriotismus verblendet gewesen", so mag man daraus einen Schluß auf Objektivität und Werth seiner Forschungen ziehen!

Auch auf dem Gebiete philologischer Forschung blüht der „überspannte Patriotismus". Doch werden Tschankov und Grujew, dann Gerov als tüchtig gerühmt. Die Geographie hat bisher leider keinen hervorragenden Vertreter gefunden, was angesichts der lückenhaften, unsicheren Kunde, die wir von der geographischen Beschaffenheit der europäischen Türkei haben, doppelt zu beklagen ist.

Damit ist der Stoff dieser Darstellung erschöpft. Sicherlich drängt sich jener Gedanke, den die Einleitung ausgesprochen, dem Leser nun selbst als Schlußfolgerung auf. Ein Volk, das so zu arbeiten versteht, kann nicht zu Grunde gehen, wie immer sich seine staatlichen Verhältnisse gestalten mögen. Welche politische Zukunft aber den Bulgaren im Interesse ihres Geisteslebens zu wünschen ist, darüber kann man gleichfalls nicht im Unklaren sein! Werden sie der türkischen Herrschaft entrissen, so fallen sie der russischen anheim — ein Drittes

gibt es nicht. Die russische Herrschaft aber bedeutet in letzter Linie nichts als Erstickung ihrer Nationalität, wer daran zweifelt, der erinnere sich des Schicksals der bessarabischen Bulgaren und jenes furchtbaren Looses, welches die Knute der kleinrussischen Literatur bereitet hat! „Wir brauchen Frieden und eine Regierung, die uns nicht hemmt!“ Das Wort des bulgarischen Patrioten paßt noch heute. Haben sie sich selbst unter der türkischen Herrschaft, wie sie war, friedlich zu entwickeln vermocht, so werden sie es doppelt und dreifach vermögen, wenn endlich jene Stürme, von denen die Türkei durchbebt ist, zu einer dauernden und erfreulichen Neugestaltung der Dinge geführt haben werden! . . .

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. VI. 1870.

Thodika.

Thodika hieß er im Dorfe, Theodoru im Taufbuch und mit dem Familiennamen Kabſan. Das heißt im Rumäniſchen „Armenier“, aber Thodika war ein echter Rumäne, ſein Vater Gregori auch, ſein Großvater Joanu nicht minder. Höher reichte die Tradition nicht, auch des Großvaters erinnerte ſich Thodika nur deßhalb, weil der Mann ſehr alt geworden, und ſich einen ruhmvollen Beinamen erkämpft hatte: „Joanu das Weinfaß“. Er ſtarb im Neunzigſten, ſanft und ſtill, an den Folgen eines Schnapsrauſches. Mit edlem, ſchäumendem Traubenblut war er alt geworden, das gemeine Getränk entarteter Nachkommen ward ihm zum Verderben. Vielleicht hatte dieſer feuchte, würdige Greis gewußt, wie ſich der Name der Familie erkläre, der Enkel wußte es nicht mehr. Und obwohl die Armenier in der Moldau ſehr verhaßt ſind, faſt ſo verhaßt, wie die Juden, ſo machte ihm dies doch kein Kopfweh. — „Kabſan hin — Kabſan her“!

pflegte er zu sagen, „ein Rumäne bin ich doch, ein echter —. so wahr es einen Gott gibt, und zehntausend Teufel"!

Es bleibt den Ueberzeugungen des verehrten Publikums überlassen, sich über die Stichhaltigkeit dieser Betheuerung ein Urtheil zu bilden. Was aber die Wahrheit der Behauptung an sich betrifft, so kann sie nur kräftigst bestätigt werden. Thodika Kabsan war im Guten, wie im Bösen ein echter, rechter Sohn seines Volkes und trotz seines mächtig nach aufwärts gekämmten Haarschopfes ragte er nicht einmal um dieses Schopfes Höhe über seine Brüder hinweg. — Aber eben darum, weil sich dieser rumänische Bauer durch nichts hervorgethan, werden ihm hier große Ehren bereitet, und die Mitwelt erhält die schlicht der Wahrheit nachgeschriebene Geschichte seines Lebens. —

Gründliche Gelehrte pflegen in solchen Fällen mit dem Ursprung der Familie zu beginnen, hierauf Macht, Art und Schicksal der Ahnen zu verfolgen, und schließlich, ehe sie die Geburt ihres Helden vermelden, Alles zu resumiren, und so gleichsam die Atmosphäre festzustellen, in welche das Kind hineinwuchs. Wo Fakta fehlen, finden sich Hypothesen eingefügt, und es thut dem Werthe und der Gelehrsamkeit solcher Biographien keinerlei Abbruch, wenn die Hypothesen weitaus zahlreicher sind, als die beglaubigten Thatsachen. Es ist nicht einzusehen, warum man in diesem Jahrhundert

des Fortschritts dabei stehen bleiben und nicht auch einmal die Geschichte eines Geschlechts schreiben sollte, welche aus lauter Hypothesen besteht.

Es war demnach der Urahnherr unseres Thodika ein latinischer Soldat, ein verabschiedeter Held aus den Legionen des Trajan, welcher sich ein Mädchen aus dem unterjochten Stamme der Dakier zum Ehegespons erwählte und still und friedlich als Colonist ein Stücklein jener Erde bebaute, welche er mit dem Schwerte seinem Cäsar erobern geholfen. Vielleicht war der Mann aber gar nicht latinischen Blutes, überhaupt kein Italer, sondern ein Kelte, wie sein Kaiser, oder ein Hellene, Sarmate, Germane oder Semite, der aber als römischer Kriegsknecht der Staatssprache kundig war und diese, allerdings zu einem Kauderwälsch verschlechtert, den Kindern vererbte, welche er mit jener Eingebornen erzeugt. Vielleicht war er jedoch überhaupt gar kein Krieger, sondern ein junger Colonist aus Thracien oder Mösien, Gallien oder Rhätien, welchem man an den Ufern der Aluta ein Scholle Erde und ein dakisches Mädchen zugewiesen. Vielleicht war aber dieses Mädchen gar keine Dakierin, und zwar aus dem Grunde, weil es vielleicht gar keine eigene Nation der Dakier gab, und dies nur der Name war, mit welchem die Römer die keltischen Bastarner oder die germanischen Gothen belegten. Oder vielleicht — aber ich denke, es ist genug,

wenn ich hier die vier Haupt-Hypothesen über die Entstehung des rumänischen Volkes erwähne, und die achtzehn Neben-Hypothesen übergehe. Denn es gibt deren zusammen zweiundzwanzig — vielleicht noch mehr, aber so viele kenne ich, und wünsche mir vorläufig nicht mehr — und über jede dieser zweiundzwanzig Hypothesen gibt es mehrere dicke Bücher, in welchen neben dem Beweis der höchsten Wahrscheinlichkeit der eigenen Ansicht so viele Grobheiten über die anderen einundzwanzig stehen, daß man sämmtliche Gerichtshöfe der Welt mit Injurien-Prozessen beschäftigen könnte. Besonders wird eine Ansicht, welche von der Mehrzahl der rumänischen Gelehrten verfochten wird, mit einer Menge von Schimpfwörtern vertheidigt, welche den Neid jedes Hausknechts erwecken muß. Demnach sind sämmtliche Ureinwohner des Landes von den Römern mit Stumpf und Stiel ausgerottet und das Land durchweg mit echten Latinern und Latinerinnen bevölkert worden, eine Ansicht, welche angesichts der widersprechenden Thatsachen der Geschichte und des offenkundigen Mischlingstypus der Rumänen in der That sehr vieler Drohungen und Unhöflichkeiten bedarf, um geglaubt zu werden.

Gleichviel also, weß Stammes Ahnherr und Ahnfrau des Thodika gewesen — ihre Kinder, Enkel und Urenkel waren römische Unterthanen, bebauten ihr Land

in friedlicher Arbeit, sprachen die „lingua rustica“, eine Art verderbten Bauernlateins, gehorchten römischen Gesetzen und verehrten den Jupiter und das gesammte lustige Göttergesindel der Alten.

Ackerbau und Handel gediehen und römische Cultur blühte, so weit von einer solchen in den eroberten Grenzlanden die Rede sein kann. Mächtige Vesten, vor Allem aber der lebendige Grenzwall kampferprobter Kohorten schützten die Provinz im Norden und Osten gegen den Anprall der flachshaarigen Barbaren. Aber wie es diesem romanisirten Mischvolk erging, nachdem die Macht des Weltreichs sich in gänzliche Ohnmacht gewandelt, und jener lebendige Wall unter dem Anprall der Gothen zerstoben war, das steht nicht fest, darüber gibt es wieder nur gelehrte, auf größere oder geringere Grobheit gestützte Hypothesen. Deutsche und englische Geschichtsforscher sind der Ansicht, daß das Volk auch unter der Herrschaft der Gothen still auf seiner Scholle geblieben, daß die Athanariche und Ermanariche ihm milde Herren gewesen, welche nicht gewaltsam an seine Sprache getastet, auch nicht an seinen Glauben, so daß die neue Lehre des Christenthums nur im herrschenden, nicht im unterjochten Stamme Wurzel geschlagen. Auf diese Weise würde auch erklärlich, warum sich heute noch im rumänischen Volke zahlreiche Spuren gothischer Sitte und Sage finden. Hingegen vertreten die Gelehrten der Donau-

fürstenthümer mit einem bewundernswerthen Aufwand von Injurien die Ueberzeugung, daß sich die reinblütigen Rumänen vor dem Eindringen der Germanen mit Kind und Kegel in die südlichen Berge des Balkan geflüchtet, und dort, rein von jeder fremden Berührung, ausgeharrt, bis die Springfluth dieser und anderer Stämme sich verlaufen. Denn auf die Gothen folgten die Hunnen, Avaren, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Kumanen und Tataren. Nun lassen sich aber Spuren dieser Völker in Sprache, Sitte und Gesichtstypus der Rumänen vielfach und unwiderleglich nachweisen. Demnach können die Rumänen wohl nicht als veritable, unverfälschte Römer in den Bergen gesessen, und nur so gleichsam aus der Vogelperspective zugesehen haben, welche Horden sich in ihren einstigen Stammsitzen umhertrieben und gegenseitig abschlachteten. Andererseits waren aber Hunnen, Avaren und ihre Nachfolger bis auf die Tataren herab sicherlich nicht so milde Herren, als die christlich-germanischen Gothen und demnach wäre die immerhin leidlich gelungene Erhaltung rumänischen Wesens durch all' den wilden Völkersturm ein Räthsel. Die Wahrheit scheint eben auch hier in der Mitte zu liegen. Der Ahnherr unseres Thodika blieb im Lande, unterwarf sich den wilden Hunnen, mußte wohl gar einen hunnischen Eidam in's Haus nehmen u. s. w. Sein Bruder hingegen floh in jene Berge,

wo ihm stamm- und sprachverwandte Männer saßen: die romanisirten Macedonier. Dort gründete er sein eigenes Haus. Wurden die Zeiten ruhiger, so kehrte wohl einer seiner Söhne in die Ebene zurück, das Erbe des Vaters anzutreten, und wußte dann wohl auch im Hause des Oheims dem Einfluß des unwillkommenen hunnischen Eindringlings zu begegnen. Mit anderen Worten: ein Theil des Volkes blieb in seinen Stammsitzen, und vermischte sich mit dem Feinde, ein anderer flüchtete in die Berge, blieb aber im Verkehr mit den Rückgebliebenen, und wirkte so der Ausrottung der ursprünglichen Sprache und Sitte entgegen. In diesem Sinne lassen sich auch am leichtesten die zahlreichen rumänischen Wandersagen deuten.

Das ging so bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts fort, der Rumäne war der Helot wilder Horden, die Kraft seiner Arme, die Frucht seines Ackers gehörte fremden, unsteten Kriegerstämmen. — Er war der Ambos des Unterdrückers.

Aber, sagt ein Sprichwort dieses Volkes, „die Ameise beißt, wenn sie getreten wird" — und ein anderes meint:

Wer gefallen in den Fluß,
Fürchtet keinen Regenguß. —

Die Unglücklichen hatten nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen, und so sammelte sich um 1350 in den

Karpathen ein Häuflein von Kriegern, wählte einen Häuptling, Namens Dragoſch, und gründete im Quellengebiet des Seret und der Suczawa einen unabhängigen, rumäniſchen Staat, der bald kräftig emporwuchs, und unter Stefan IV. dem „Großen", beiläufig das geſammte Gebiet des heutigen Rumänien — einige Theile der Walachei abgerechnet — umfaßte. Unſer alter Thodika, ſonſt juſt kein Freund hiſtoriſcher Reminiscenzen, ſchwärmte für „Stefan cel mare", und wußte ſchöne Lieder auf dieſen Fürſten zu ſingen und — der alte Thodika hat Recht gehabt. Das halbe Jahrhundert der Regierung dieſes ebenſo tapferen, als weiſen Mannes war das goldene Zeitalter dieſes unglücklichen Volkes, und auch der Vorvater des Thodika hat es unter dieſem Fürſten gut gehabt, gleichviel, was er geweſen. War er ein Bauer, der Unterthan eines Bojars oder Kloſters, ſo ſchützte ihn der Fürſt durch humane Geſetze gegen ſeinen Herrn, und wehrte den äußeren Feind ab wie den inneren: den Räuber. War er aber ein Kriegsknecht, ſo gab es vollends luſtige Zeit für ihn; bald ging's gegen die Polen, bald gegen die Tataren, bald gegen die Ungarn, und überall gab es Triumph und Beute. Als Stefan die müden Augen ſchloß, hinterließ er ein gefürchtetes, ſtarkgefügtes Reich. Sechsundzwanzig Jahre ſpäter lag dieſes Reich zertrümmert unter der Fauſt der Türken. Die Moldau und Walachei wurden türkiſche

Provinzen, und im Namen des Sultans von Hospodaren, meist aus griechischen Familien, regiert. Der Hospodar konnte sich nur dann in seiner Stellung erhalten, wenn er möglichst großen Tribut entrichtete, und sein einziges Bestreben war, diesen Tribut aufzubringen, und daneben noch die eigene Tasche zu füllen. Kein Menschenwort ist stark genug, das Elend zu schildern, welches auf dem unglücklichen Lande lag. Aber ich schreibe ja hier nur die Geschichte des Geschlechts der Kabsan, und so soll hier bloß berichtet werden, wie es damals den armen Bauern erging. Schlimm, sehr schlimm! Der rumänische Landmann war rechtlos und besitzlos, die kärgliche Frucht seiner Arbeit mußte er mit dem Herrn und dem Popen theilen, eine Theilung, bei der, wie noch heute das Sprichwort geht, „in dem einen Jahre die Herren Alles bekamen, und der Bauer Nichts, in dem nächsten aber der Bauer Nichts und die Herren Alles". Aber das war noch ein gesegnet Jahr, wo er bloß mäßig hungerte, etwa nur jeden zweiten Tag. Kam Kriegssturm in's Land — und wie oft geschah dies! — so ward der Bauer gänzlich zum Bettler. War's da ein Wunder, daß er in seiner Verzweiflung zum nächstbesten Knüttel griff und als Räuber an die Landstraße ging?! War's ein Wunder, daß er dann auch in friedlicheren Zeitläuften nur ungern zum Pflug zurückkehrte, seinen Boden träg bebaute, und starken Hang zu roher Ge-

waltsamkeit behielt? Wir wissen nicht, ob es den Ureltern des Thodika etwa besonders schlecht erging, oder ob sich unter ihnen sehr viele, oder viele, oder nur einige Räuber fanden, jedenfalls haben auch sie ihren Söhnen einen materiellen Besitz hinterlassen, der sehr gering war, hingegen ein sehr beträchtliches und sehr trauriges moralisches, richtiger unmoralisches Erbe: Trägheit und Rohheit. Und — leider ist's nun einmal so, auch in der moralischen Welt — man rollt pfeilschnell den Berg hinab, aber man keucht ihn nur sehr mühsam empor. Auch an unserem Thodika werden wir deutlich gewahren, daß durch dritthalb Jahrhunderte die Hospodaren-Wirthschaft über Rumänien gelegen, als drückender Alp, und zugleich als saugender Vampyr. Aber man erträgt den Alp leichter, als den Vampyr, und so ist noch heute der Türkenhaß in Rumänien nicht so groß, als der gegen die unersättlichen Griechen, von denen auch jetzt noch der Volksmund sagt:

Leit Dich Gott mit seinem Licht,
Traue nur dem Griechen nicht,
Daß er Dir den Hals nicht bricht!
Wild und giftig ist der Grieche,
Eine unheilbare Krankheit,
Die bis in die Knochen dringt!

„Eine unheilbare Krankheit"! — Wir werden ihre Spuren verfolgen können! . . .

Nächst dem Griechen war ein anderer fremder, durch List und Zähigkeit ausgezeichneter Stamm eine Geißel des Landes. Es ist da nicht der Jude gemeint, welcher weit später in's Land kam, sondern der „Kabsan", der Armenier. Er kam meist mit geringen Mitteln von Konstantinopel her, pachtete einem Bojaren oder einem Kloster ein Gut ab, und wußte sich allmählich durch Sparsamkeit und maßloße Ausbeutung der Bauern zum Eigenthümer desselben zu machen. Wahrscheinlich rührt der Familienname unseres Thodika davon her, daß sein Urgroßvater der Unterthan eines „Kabsan" gewesen. Der Urgroßvater — denn von den Familiennamen der rumänischen Bauern sind nur wenige uralt, die meisten können wohl erst in den nächsten Jahren in die Lage kommen, die erste Säcularfeier ihrer Geburt zu begehen. Als 1775 ein Theil der Moldau, die Bukowina, an Oesterreich kam, da mußte die kaiserliche Commission, welche die Uebernahme des Landes durchführte und Besitzverzeichnisse anlegte, unter anderem auch ihre Phantasie in der Erfindung von Namen bewähren, welche sie den rumänischen Bauern ertheilte. Wohl noch später ist jener Urgroßvater zu seinem Namen gekommen. Denn er wurde kein österreichischer Unterthan — das Geschlecht der „Kabsan" blühte im Dorfe Foltesti, und das blieb bei der Moldau. Hier soll ein Fürst Ghika diese Neuerung angestrebt und größtentheils durchgeführt haben.

Derlei geschieht niemals zufällig, niemals aus persönlicher philanthropischer Laune. Die Bauern der Moldau erhielten Familiennamen, weil sie aufgehört hatten, nur eben eine willen- und rechtlose Masse zu sein. Das Verhältniß zu dem Herrn ward leidlich geregelt, das Joch der Türken wurde gelinder, und damit die Willkührherrschaft der Hospodaren. Freilich geschah dies nicht jählings, sondern allmählich, zögernd, durch halbe Maßregeln; noch heute ist vollauf Raum für Bestrebungen, das Loos der rumänischen Bauern zu einem menschenwürdigen zu gestalten. Aber immerhin hatte Joanu Kabsan ein besseres Leben, als seine Ahnen.

Mit diesem Namen treten wir aus dem schwankenden Nachen der Hypothese, in welchem wir das Meer dieser Familiengeschichte durchschifft, auf den festen Boden der Geschichte. Es steht fest, daß Joanu Kabsan ein — nach rumänischen Begriffen! — leidlich wohlhabender Bauer gewesen, im Dorfe Folteşti in der Moldau, nahe dem Trifinium, wo Rumänien, Siebenbürgen und die Bukowina zusammengrenzen. Es steht fest, daß er einen Sohn Gregori gezeugt, diesem jedoch nicht allzuviel von seinem Besitz hinterlassen. Denn Joanu führte, wie erwähnt, mit vielem Recht den ehrenden Beinamen „das Weinfaß", trank auch stets, wenn irgend möglich, weißen Meneşcher, oder rothen Kotnar, also gute Sorten, und mußte daher viele Schafe und auch manches Grundstück

verkaufen, um seinen Namen würdig behaupten zu können. Und wie sogar sein Tod eine Reclame für den Wein gewesen und ein Protest gegen den Schnaps, auch dies ist bereits berichtet. Denn seit etwa dreißig Jahren dominirt in Rumänien der Branntwein, und richtet unter diesen rohen Naturmenschen schier ebensoviel Unheil an, als einst der Grieche. Gregori Kabsan, der Sohn, lebte in der Uebergangszeit, wo der Schnaps mit dem Weine rang, und trank bald diesen, bald jenen. Hingegen stand unser Thodika in dieser Beziehung schon völlig auf dem Boden der Gegenwart.

Er war der einzige Sohn des Gregori, und kam wahrscheinlich nur darum zur Welt, weil seine Eltern eine Preisconcurrenz unter den Heiligen des Kalenders eingeleitet. Seine Mutter, Xenia, blieb nämlich in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe kinderlos, und empfand dies auf das Schmerzlichste. Sie hatte sich sonst nicht über ihr Schicksal zu beklagen; Gregori Kabsan war ein gutmüthiger Mensch, nicht träger, als die andern, auch nicht feuchter — er betrank sich an zwei Tagen der Woche und an selbigen Tagen prügelte er auch sein Weib — aber das war immerhin mäßig; es gab und gibt viele Hausväter in Rumänien, welche das an sieben Tagen der Woche thun. Auch mußte sie rastlos im Haus und Feld schaffen, doch das ist nun einmal des Weibes Loos, und wenn es auch hier und da im Haus-

halt fehlte, so tröstete sie sich doch mit dem Bewußtsein, ihr Möglichstes zu thun, und mit dem weisen Sprichwort ihres Volkes: „Aus einem Katzenschwanze kann man kein seidenes Sieb machen“. Aber ein anderes Sprichwort mußte sie oft in bitterer Klage wiederholen, und so oft sie's aussprach, that ihr das Herz weh:

Ein Weib, das keine Kinder hat,
Ist eine Mühle ohne Rad,
Ist eine Kirche ohne Altar,
Ein Winterpelzwerk ohne Haar. . . .

Denn Kindersegen ist dem Rumänen das höchste Glück, je mehr Kinder, desto größer die Freude, und wenn auch damit die Sorge wächst —

Kindersegen brach
Noch keines Hauses Dach —

tröstet er sich mit seinem sinnigen Sprichwort. Das ist ein leichter Zug in diesem, sonst nicht allzuzarten Volksgemüthe, und rührender ist vielleicht der Schmerz und die Sehnsucht der Kinderlosen nie geschildert worden, als in dem schönen, rumänischen Volksliede:

Wär's des lieben Gottes Willen,
Meines Herzens Wunsch zu stillen:
Einen Knaben, hold und fein,
Mütterchens lieb Kindelein!

Mehr geliebt, beglückt auf Erden
Könnte nie ein Knabe werden,
Und so klein und herzig wär'
Nirgendwo ein Kind, wie er.

Wie der Schnee zart sein Gesichtlein —
Seines Gleichen könnte nicht sein —
Süße Aeugelein, wie er,
Hätt' auf Erden Niemand mehr!

Und die Augen und das Mündchen
Möcht' ich Mutter meinem Kindchen
Immer küssen, spät und früh,
Küssen sie, besingen sie. —

Durch Gebet und Zaubereien
Ließe ich's zum Helden weihen,
Glanzumstrahlt, wie in der Welt
Niemals war, noch wird ein Held.

Legen möcht' ich's, daß es liege
In des Busens süßer Wiege,
Riefe dann ihm leise zu:
Nani, Nani, Hühnchen Du!

„Durch Gebet und Zaubereien" suchte auch unsere Xenia eifrig und sehnsüchtig sich solches Glück zuzuwenden. Aber vergeblich opferte sie dem Popen von Foltesti schier jede Woche ein Huhn oder einige Eier, oder einen Metzen Gerste, vergeblich schenkte sie dem Schutzpatron der Dorfkirche, dem heiligen Theodor, Wachskerzen, Weihrauch und schließlich sogar eine neue Altardecke, vergeblich unternahm sie kostspielige Wallfahrten zum heiligen

Johannes in Suczawa, zum Knöchelchen des Heilands in Putna, zur Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni. Auch nützte es ihr nichts, daß sie alle Rathschläge der Aniula, der alten, braunen Ziegeunerin, befolgte, obwohl dies Weib sonst im Rufe allmächtiger Zauberkunst stand. Selbst das Hauptmittel der Aniula schlug fehl. Da grub nämlich Xenia über ihren Rath, drei Tage nach Eintritt des dritten Neumondes seit der Sonnenwende, drei Stunden seit Einbruch der Dämmerung drei Silbermünzen in die Erde ein, und zwar drei Schuh tief, drei Schritte vom Kirchenportal weg, und sprach hiezu gewissenhaft drei Mal drei Vaterunser. Wer dies thut und obendrein drei Monate lang, täglich drei Mal drei Becherchen Weizen in's Feuer schüttet, und drei Mal dazu spricht: „Jelele (Geister), helfet mir!" darf bestimmt auf Kindersegen hoffen. Aber die schlimmen Geister ließen sich die Gabe gefallen, ohne die erbetene Gunst zu gewähren. Nun wollte die erzürnte Xenia mindestens ihre Silberstücke wieder ausgraben, aber davon hielt die Zigeunerin sie ab, das Geld hätten die Geister längst an sich genommen, und würden den nutzlosen Versuch, es ihnen wieder zu nehmen, an dem Beleidiger grimmig rächen. So machte denn die Xenia resignirt drei Kreuze über ihre drei Silberstücke und verfiel auf ein neues, originelles Mittel, welches sich denn auch bewährte. Sie legte mit ihrem

Gatten das feierliche Gelübde ab, sie wöllten dem Heiligen, an dessen Tage ihnen ein Knäblein geboren würde, ein Altarbild weihen, dem Priester seiner Kirche aber ein Ferkel, ein Kalb und eine Gans. Diese Preisausschreibung scheint unter den heiligen Vätern droben mächtige Bewegung hervorgerufen zu haben, und derjenige, den die Sache zunächst anging, der Schutzpatron der Kirche von Folteşti, that nun endlich, um was er früher vergeblich angefleht worden. An seinem Tage kam binnen Jahresfrist ein Knäblein zur Welt, welches nun natürlich den Namen Thodika erhielt.

Auch die Xenia war sicherlich der bestimmten Hoffnung, ihr Knäblein werde einst ein Mann werden —

Glanzumstrahlt, wie in der Welt
Niemals war, noch wird ein Held —

auch sie wußte sicherlich Wunderdinge zu erzählen, wie lieb und klug der Thodika sei. Denn sie war eine Mutter, und welche Mutter thäte das nicht? Aber all' diese Wunder pflegen in der Regel sehr alltäglich zu sein, und auch bezüglich unseres Helden ist es schwerlich ein Verlust, daß sie nicht auf die Nachwelt gekommen. Er wuchs heran, unter denselben Verhältnissen, wie jedes Bauernkind in Rumänien. Die Mutter hegt und pflegt es mit unendlicher Zärtlichkeit, der Vater kümmert sich nicht allzuviel darum. Das ist so Brauch, es steckt

gar keine besondere Hartherzigkeit dahinter. Die Bäuerin aber läßt ihr Kind buchstäblich nicht aus den Augen. Schafft sie im Hause, so kehrt sie schier jede Minute zur Wiege zurück, geht sie in die Schänke, so trägt sie ihr Kind an der Brust, oder, wenn es älter ist, in einem Leinwandsack auf dem Rücken. Und ebenso, wenn sie auf's Feld geht. Denn der Rumäne überläßt, wenn möglich, auch diese Arbeit seinem Weibe. Oder er pflügt zwar das Feld, aber das Pflugthier ist — sein Weib! Hier und da sieht man auch einen Ochsen und ein Weib, ihr Kind auf dem Rücken, neben einander eingespannt, die Pflugschaar über den Acker ziehen, während beider Herr und Gebieter, die Pfeife rauchend, und die Peitsche schwingend, behaglich hinter ihnen her geht. . . .

Indeß handeln nur sehr arme oder sehr boshafte Bauern so, und Gregori war keins von Beiden. Von besonderem Luxus aber waren die Knabentage unseres Thodika sicherlich auch nicht verschönt. Als er laufen konnte, tummelte er sich im väterlichen Hofe umher, oder mit anderen Kindern im Staub der Dorfstraße. Was seine Kleidung betrifft, so bestand sie aus zwei Amuleten, welche er um den Hals trug; das eine hatte die Mutter vom Popen weihen lassen, das andere war ein „Zauber", den sie von der Zigeunerin erhandelt. Das Amulet des Popen bestand aus einem Heiligenbildchen, oder einem Kreuzchen, oder auch aus einem

Leinwandsäckchen mit geweihten Knoblauchknollen; was die „Zauberin" betrifft, so hatte sie ihre Gabe auch sorgsam in ein Säckchen eingenäht, wahrscheinlich war es ein runder, glatter Kieselstein. Daß er an Wochentagen außer diesen Amuleten auch ein Hemde trug, ist möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich — der rumänische Bauer läßt seine Kinder oft im ganzen ersten Jahrzehnt ihres Lebens so herumlaufen, wie der liebe Gott sie geschaffen. Am Sonntag aber bekam Thodika sicherlich ein Hemd, ein Beinkleid und ein Pelzmützchen, auch ward er in der Frühe des Festtags für die ganze Woche gewaschen. So geschmückt ging er mit der Mutter Vormittags zur Kirche, Nachmittags zur Schänke. An diesen beiden Vergnügungsorten des rumänischen Landmannes schaute er anfangs blos zu, und als er dann zu beten anfing, fing er auch zu trinken an. Es geschah gleichzeitig, wahrscheinlich so um sein zehntes Jahr. Vielleicht überschauert es manche Mutter des Westens, wenn sie diese schlichte Thatsache hier verzeichnet liest — die Xenia fand trotz ihrer Zärtlichkeit nichts Schlimmes daran — ländlich, sittlich! oder — in einem Reim steckt oft viel Verstand — ländlich, *schändlich*!

Trinken und Beten — es sind die einzigen Dinge, die dem Thodika gelehrt worden. Lesen und Schreiben ist ihm unbekannt geblieben. Wer hätte es ihn auch lehren sollen? Der Schulmeister? Es gab damals keine

Dorfschulen in Rumänien. Jetzt gibt es in jedem Dorfe eine, wenn man die Rechenschaftsberichte des Cultusministers liest, aber in jedem zehnten Dorfe kaum eine, wenn man sich die Sache in der Nähe besieht. Denn das ist der Fluch des Halbasiaten, daß er dem Europäer nur die äußeren Formen seiner Cultur abguckt, nicht ihren Inhalt. Die Dorfschule ist decretirt, das ist genug, weiter kümmert sich Niemand darum, man sorgt nur noch für die Blüthe der Universität. Auch in Rumänien würde man Jeden für einen Wahnsinnigen halten, welcher auf ein Erdgeschoß von wurmstichigem Holze ein Stockwerk von kostbarer Terracotta setzen wollte, aber in allen staatlichen Angelegenheiten handelt man dort nach diesem weisen Bauplan. In allen! — auch der Lebenslauf des Thodika wird es uns beweisen!

Neben dem Schulmeister ist im Dorfe des Westens der Pfarrer der Träger der Bildung. Einen Pfarrer gibt es in jedem rumänischen Dorfe, aber um seine Bildung ist es recht sonderbar bestellt. Der Pope Eusebius in Folteşti war ein guter, dicker Mann, und auch recht würdevoll, wenn er nüchtern war; aber erstens war er selten nüchtern, zweitens konnte er auch dann keine Cultur verbreiten, weil nur ein Schurke mehr gibt, als er hat. W. v. Kotzebue, der dem rumänischen Volksthum wärmste, bedingungsloseste Sympathie entgegenträgt, macht einmal die Bemerkung, daß sich der Pope „nur

durch die Tracht von den Bauern unterscheide". Man muß dies unterschreiben, und als einziges, weiteres Unterscheidungszeichen höchstens noch den größeren Durst hervorheben. Unter den österreichischen Rumänen ist es anders und besser, die k. k. Regierung hat für eine bessere Bildung des Landclerus gesorgt. Aber Foltesti liegt in der Moldau. Unser Eusebius war Pope geworden, erstens weil er eines Popen Sohn war, zweitens weil er von diesem einige Jahre hindurch den Kirchengesang und das Lesen der cyrillischen Schrift erlernt. Dann hat er eine reiche Bauerstochter geheirathet und eine Pfründe bekommen. Zu verbauern brauchte er nicht erst, er war schon vom Haus aus ein Bauer im Talar! Um seinen Sohn steht es nicht anders. Und wie die Bildung seines Enkels sein wird, des Popen der Zukunft?! Das kann nur der liebe Gott wissen, denn der liebe Gott ist es auch, den man einzig dafür sorgen läßt! ...

So war denn die natürliche Erzieherin des Kindes, die Mutter, auch die einzige. Die Xenia lehrte den Thodika, wie erwähnt, was sie ihn lehren konnte: Trinken und Beten. Beides kostete keine große Mühe, es machte sich von selbst. In jedem rumänischen Dorfe weht eine schnapsduftige Atmosphäre —

Wasser thut
Nicht einmal in den Stiefeln gut —

ist eines der verbreitetsten Sprichwörter dieses Volkes. Das Kind steht müßig in der Schänke herum, sieht zu, wie Alle trinken, nippt selbst, bekommt Freude daran und gewöhnt sich schließlich, wenn es zum Jüngling geworden, an einen schweren, soliden Sonntagsrausch. Und in jedem rumänischen Dorfe weht eine sehr frömmige Atmosphäre — freilich, was man so „Frömmigkeit" nennt. Die Xenia hatte einen sehr complicirten Glauben; man könnte ihn in fünf Gruppen eintheilen. Erstens war sie eine rechtgläubige Christin, verehrte also die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes und alle Heiligen; zweitens war sie neben der Rechtgläubigkeit auch abergläubisch, und verehrte darum die Mumie des heil. Johannes in Suczawa, das Knöchelchen des Heilands in Putna, die Feder aus dem Flügel des heiligen Gabriel in Kandreni. Aber nicht umsonst haben tausend Jahre hindurch heidnische Nomaden auf diesem Boden gewaltet, und darum verehrte die Xenia auch die Sonne, den Mond und die Gestirne. Viertens glaubte sie, daß es auch Wesen zwischen Himmel und Erde gebe, die zum Theil dem Teufel unterthan seien, zum Theil aber weder um Gott noch um den Teufel sich viel kümmerten — mächtige Wesen, mit denen der Mensch sich gut vertragen müsse — die „Jelele", die Dämonen, und darum verehrte sie auch diese und alle alten Zigeunerinnen, die Priesterinnen dieser launischen Geister.

Und fünftens endlich verehrte sie den heiligen Jupiter, den heiligen Merkur und die heilige Venus, insbesondere aber den heiligen Pan. Das klingt seltsam, aber es ist so. Allüberall sind die Götter Roms gestorben und begraben, nur in Rumänien spuken sie noch, denn wo es dunkle Nacht ist, tiefdunkelste Nacht, und der Tag fern, da erscheinen Gespenster gerne. Und an alle diese fünf Gruppen lernte auch Thodika glauben, aber er sonderte sie nicht, wie es auch die Mutter nicht gethan, in wüstem Gewirr und in — lebhaftester Concurrenz spukten sie ihm sein Leben lang durch Kopf und Hirn. . . .

Was Thodika sonst konnte, hat er selbst erlernt, vom Zusehen, vom Zuhören. Da war also vor Allem das Viehwarten, die erste Thätigkeit, durch die er sich im väterlichen Haushalt nützlich machte. Das ist keine Hexerei, man treibt die Pferde, Schafe und Ochsen in's Feld, läßt sie grasen wo sie wollen, und sorgt nur dafür, daß der Nachbar das Vieh, welches ihm Weide oder Acker schädigt, nicht pfändet, oder daß es der Zigeuner nicht stiehlt, was freilich oft genug geschieht, denn —

So lang' der Zigeuner nicht stiehlt,
Er nie als Mensch sich fühlt —

sagt das Sprichwort. Es ist ein luftig Leben, das die jungen Hirten draußen führen, und das Volkslied hat

dafür schöne und naive Worte gefunden. So z. B. in folgendem:

Kuckuck, Kuckuck, Kuckucklein,
Warum singst du dort am Rain?
Komm' und sing' im Hof bei mir,
Ganz besonders lohn' ich's dir,
Weißes Brod bekommst du fein,
Dazu rothen Meneschwein. —

„Dank für deine Gaben schön,
Will nicht zu dir singen geh'n!
Sing' im Feld, im Feld behagt's,
Wo des Rinds Geblöck zum Ohre dringt,
Wo des Hirten Flöte um mich her erklingt!"

Damit ist auch schon die zweite Fertigkeit erwähnt, die unser Thodika vom Zusehen, vom Zuhören erlernt: Das Blasen der Hirten-Flöte. Kein Rumäne hat's von einem Lehrer, aber Jeder kann's vortrefflich. Und wahrlich — der Kuckuck hat Recht, wenn er es gerne hört! Das Instrument ist kunstlos, ein Stück Schilfrohr, in welches, scheinbar regellos, einige Oeffnungen eingeschnitten sind; gering ist auch die Kunstfertigkeit des Hirten, und doch! wie schön, wie herzbeweglich ist der Ton der rumänischen Schalmei, wenn er sanft in der Ebene verzittert, oder von der Bergspitze halbverweht in's Thal hinabklingt. Bald ist's ein Tanz, bald die Melodie eines Liedes, oder ein wildes, sehnsüchtiges Wogen der Töne, einförmig und endlos, wie sich die Wasser im Flusse drängen — und doch so

ergreifend! Wer hat die rohen Hirten solche Töne gelehrt? Und wer solche Lieder? Draußen auf der Haide lernt der Knabe nicht bloß die Schalmei blasen, sondern auch singen. Wer weiß, wer diese Lieder gedichtet, vielleicht ein Hirt gleich ihm, vielleicht er selbst! Noch lebt das Volkslied als eine lebendige Blume unter den Rumänen — tausende welken unbeachtet, tausende blühen auf. Dem Rumänen wird jedes Gefühl, jede Beobachtung zum Liede. Da sieht unser Thodika ein unscheinbares, duftiges Kräutlein zu seinen Füßen keimen, und sagt:

Reife nicht, Basilienkraut,
Keine Seele auf dich schaut!

Aber da fällt ihm auch alsbald ein, wozu solch' ein unscheinbar Ding doch gut sei, und er gibt sich die Antwort, als hätte das Kräutlein sie ihm gegeben:

Warum soll ich reifen nicht,
Da zum Tanz mich's Mädchen bricht?

Oder da liegt der Hirte am hellen Maitag neben der Quelle behaglich ausgestreckt, blickt in den lichten Frühlingshimmel hinein, und malt sich aus, wie es wohl droben aussehen möge. Und dann richtet er sich auf und singt:

An der Quelle bei Gropan
Weiden Rosse des Joan,

Sattle mir zwei Roſſe gleich,
Reit' hinauf in's Himmelreich.
Dornenriegel, ſperret mir
Ganz und gar die Himmelsthür,
Lege Hand an, brech' ihn ein,
Reit' im Himmel d'rauf hinein —
Lang' konnt' ich nicht drinnen ſein,
Standen zu viel Blumen da,
Laſen zu viel Popen da,
Sangen zu viel Küſter da,
Ziſchten zu viel Schlangen da.

Es ſieht alſo im Himmel beiläufig ſo aus, wie in der Dorfkirche, nur ziſcht dort auch die Schlange, das „Zauberthier" der Dämonen.

Zuweilen beſingt auch der Hirte Bilder aus ſeiner nächſten Umgebung, Dinge, die recht alltäglich, recht proſaiſch ſind. Aber auf ſeinem Liede liegt denn doch ein Duft echter Poeſie:

Herr, ſend' uns herab den Regen,
Daß die Pflüge ſich bewegen,
Daß ich höre bald,
Wie des Pflügers Flöte ſchallt
Und wie ſeine Peitſche knallt!
Wie die Schelle an den Ochſen läutet,
Und des Pflügers Ruf ſie treibet,
Daß ich ſeh', wie Mädchen ſchön
Mit der Koſt vorübergehn.
Iſt der Pflüger Junggeſell,
Spannt die Ochſen aus er ſchnell,
Rühret hurtig ſich und rege,
Daß er rein die Pflugſchaar fege,

Läßt beim Freund die Ochsen dort,
Geht zur Schönen in das Dorf,
Geht darauf wie ein Voinik (stattlicher Bursche)
Flink, woher er kam, zurück,
Trifft die Ochsen weidend dann
Und den Freund im Schlafe an.
„Wache auf, Kam'rad, erwache,
Daß der Schlaf nicht krank Dich mache,
Schau', das Morgenroth erglüht,
Daß es uns am Pfluge sieht!"
Flötend bricht er auf sodann,
Treibet laut die Ochsen an.
Nach dem Dorf blickt er, im Geh'n,
Um sein Liebchen zu erspäh'n,
Wie es mit dem Essen geht
Und im Wind die Schürze weht.

Es ist eines der verbreitetsten Lieder, und obendrein ein Lieblingslied unseres Thodika, der es oft noch mit grauem Haar in der Schänke gebrummt. Warum es solche Verbreitung gewonnen? Wahrscheinlich deßhalb, weil sich der Mensch gerne zuweilen in die Sphären des Idealen emporschwingt! Denn ein Pflüger, der gern zur Arbeit geht, und schon im Morgenroth auf dem Felde ist — das ist in Rumänien ein Ideal, auf Erden sieht man es nicht verkörpert. Man darf getrost und ohne Uebertreibung sagen, daß die Sonne vielleicht hier und da ein gleich träges, aber nirgendwo ein trägeres Volk beschein. Es ist bereits erwähnt, wie weit sich dieser schlimmer Zug des Volkscharakters aus den Geschicken der Rumänen erklären läßt. Doch trägt sicher-

lich auch die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens viel dazu bei, man erntet mit leichter Mühe das Nöthige, wozu sich um das Ueberflüssige anstrengen?! Hiezu kommt, daß jegliche Erziehung zur Arbeit fehlt, jegliches ermunternde oder beschämende Vorbild. In jenen rumänischen Dörfern der Bukowina, welche an deutsche Colonien grenzen, wird dreimal so viel gearbeitet, als in den Donaufürstenthümern.

Thodika Kabsan machte da keine Ausnahme. Als er zum Jüngling herangereift war, erlernte er wohl neben dem Viehwarten, Flötenblasen und Liedersingen als Viertes auch die Bestellung des Ackers, aber er widmete sich dieser letzteren Thätigkeit sicherlich minder eifrig, als den andern. Er that, was er thun mußte, langsam und verdrossen, und pflügte, säete und erntete genau nach derselben Art, wie es die Väter gethan. Die geschnittene Frucht wird im Freien aufgestellt, bis sie gedroschen wird. Verdirbt sie unterdeß der Regen, so hat es eben der Teufel so gewollt. Und derselben unheimlichen Ursache wird es auch zugeschrieben, wenn ein Feld allmählich weniger Frucht trägt, dann ist es eben „verhext" und man bebaut es nicht mehr. Den Teufel durch kräftigen Dünger auszutreiben, fällt keinem Bauer ein.

So viel von der landwirthschaftlichen Thätigkeit des Thodika. Was er jedoch als Fünftes und Sechstes

erlernte — gleichfalls nur vom Zusehen, vom Zuhören, — das betrieb er eifrigst, mit größtem Fleiß und Zeitaufwand — das Tanzen und die Liebe. Beides erlernte er gleichzeitig und auf demselben Orte; in dem Punkte ähnelt der rumänische Bauernjunge dem deutschen Gymnasiasten, welcher während der Tanzstunde die erste, verschämte, süßschmerzliche Entflammung des Herzens zu erleben pflegt. Aber die Aehnlichkeit ist wahrlich nur eine äußerliche, sowohl der Tanz, als die Liebe der Beiden sind grundverschiedener Art.

Vergegenwärtigen wir uns den Moment, wo Thodika zum ersten Male sein Herz entdeckt und sich im Reigen geschwungen. Er ist sechzehn Jahre alt, sein Herz ist fröhlich und um ihn her tollt Alles in ausgelassener Freude. Ein Sonntag Nachmittag im Spätherbst; die Frucht ist bereits eingebracht, vielleicht auch schon auf dem Halm verhandelt; jeder Bauer hat Geld im Beutel, oder doch wenigstens neuen Credit. Darum ist die Schänke bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und Avrumko, der Wirth, und sein Weib Sarka haben alle Hände voll zu thun, den Schnaps heimlich zu wässern, und offen einzuschenken, hier das Geld einzustreichen, dort mit doppelter Kreide die Zechschuld aufzuschreiben. In der großen Schenkstube — das Gebäude enthält außer diesem Raum gewöhnlich nur noch eine Stallung und die Wohnkammer des Pächters — herrscht ungemeines Gedränge,

nebenbei auch eine ſchauderhafte Atmoſphäre. Die Tiſche ſind an die Wände gerückt, da ſitzen die älteren Männer und Weiber, trinken, ſingen und trinken wieder. In der Mitte hat eine Zigeunerbande Poſto gefaßt, und verübt einen erſchrecklichen Lärm, obwohl ſie nur aus vier Köpfen beſteht: zwei Geigern, einem Cymbalſchläger und einem doppelten Virtuoſen, der gleichzeitig Trommel und Tſchinellen ſchlägt. Und rings um die Muſik drehen ſich die Burſche und Mädchen, ſtampfen auf den Boden, daß das Haus dröhnt und jauchzen, daß das zartere Trommelfell eines Städters davon zerſpringen könnte. Getrunken haben ſie vorher ſchon Alle, und auch jetzt fahren ſie fort, ſich ein wenig die Kehle anzufeuchten, Burſche wie Mädchen. Auch Thodika hat bereits Einiges zur Belebung ſeines Muthes gethan; aber ſo oft er um ſich geblickt, eine Tänzerin zu erſpähen, wird ſie juſt von einem Andern in den Reigen gezogen. Denn hier wird nicht durch Verbeugung oder gar durch zarte Frage engagirt, man legt kurzweg den Arm um die Hüfte des Mädchens und zerrt ſie fort. Unſer Thodika ſteht zaudernd da und taſtet ſich verlegen um das Kinn, wo bereits die erſten Bartkeime hervorſtechen. Sehnend ſchweift ſein Blick umher — aber das Gute ſteht ihm ſo nah, dicht hinter ihm! Das iſt das hübſche, runde, vierzehnjährige Töchterchen des Dorfrichters, des „Dwornik“ — Olga Bomiuk. Im warmen Licht des

Südens reift die Mädchenknospe früh; man sieht der Gestalt und vor Allem den glühenden Schwarzaugen der Olga nicht an, daß sie erst vierzehn Sommer gesehen. Des Dworniks Hof steht neben jenem des Gregori. Thodika hat die Olga oft genug stundenlang gesehen, aber nun er sie festlich geschmückt erblickt und ihn der Strahl dieser schwarzen Augen streift, da ist es ihm, als hätte er sie in dieser Sekunde zum ersten Male recht angeschaut. Flugs legt er den Arm um sie, das Mädchen erröthet tief, aber es sträubt sich nicht, und schmiegt sich fest an den Tänzer. Dies schreibt freilich auch der Tanz vor, den die Musikanten eben aufspielen — der „Russische". Bursche und Mädchen umschlingen sich, und drehen sich langsam auf derselben Stelle, dann fassen sie sich bei den Händen und drehen sich, lassen einander ganz und drehen sich jedes für sich — Alles langsam, feierlich, aber ohne Aufhör, ohne sich vom Platz zu rühren — das bloße Zusehen kann schwindlich machen. Thodika wird blaß, Olga wird roth — kommt das vom ungewohnten Tanze? Aber sie harren muthig aus, bis die Musik schweigt, und bleiben dann still neben einander stehen. Nun ist Thodika roth und Olga blaß. „Hm—m", macht er verlegen. „Hm"! wiederholt sie still und verschämt. Damit ist das Eis gebrochen, der Tänzer unterhält seine Tänzerin, wenn auch in langen Pausen. „Es ist heiß hier", sagt er

zaghaft. Sie schweigt lange und erwiedert endlich leise: „Ja, recht heiß“. Dann wieder nach fünf Minuten er: „Du hast ein schönes Band um den Hals“. — Worauf sie: „Und Du um den Hut“! Da faßt er sich ein Herz und erwiedert schnell: „O! wenn Dir nur das Gesicht darunter gefällt“! Aber im nächsten Augenblick ist er über diese ungemeine Kühnheit starr vor Schrecken, und spricht keine Silbe mehr. Die Olga natürlich auch nicht. Aber um so lauter lärmen die Andern und am lautesten der Vater des Mädchens, der alte, lustige Dwornik. „He, ihr Bursche“! ruft er, „wir haben selbst im Winter im Freien getanzt, und Ihr pferdt Euch schon im Herbste in die Stube? Hinaus mit Euch, und tanzet draußen eine Hora, oder einen Arkan, wie's wackeren Rumänen ziemt“! Das geschieht. Unser junges Paar schleicht zuletzt hinaus, aber schließlich kommt es doch noch zurecht, um unter der entlaubten Linde die Hora mitzutanzen. Das ist ein charakteristischer, nationaler Tanz, aber an sich einförmig, es kommt nur auf den Vortänzer an, was er daraus macht. Die Paare fassen sich an den Händen, bilden einen Kreis und bewegen sich von links nach rechts. Dann lösen sich die Hände, der Vortänzer tritt mit seiner Schönen in den Kreis, und sie führen nun kunstvolle Sprünge und Wendungen aus, welche die anderen Paare nachmachen, so gut sie können. Heute ist der schwarze

Doxaki Vortänzer, ein wilder, wüster Bursche, aber in dieser Kunst sucht er seines Gleichen. Dem Thodika und seiner Braunen wird es heiß und immer heißer, nicht bloß deßhalb, weil sie zum ersten Male tanzen, sondern — es kommen da oft auch sehr eigenthümliche Figuren vor. . . Endlich nach einer Stunde schließt sich der Kreis wieder und bewegt sich langsam hin und her. Das geschieht zu Gunsten der Musik, denn nun machen sich die Zigeuner auf, wandeln im Kreise von Paar zu Paar und besingen es in einigen schmeichelhaften Versen so lange, bis sie vom Tänzer eine Gabe erhalten, welche durch einen Tusch dankbar quittirt wird. Die Verse müssen irgendwie auf das Paar passen, werden also größtentheils im Augenblick improvisirt. Es geschieht dies freilich in hergebrachten Formen, doch gehört gleichwohl viel Geschick dazu. Was die Gabe betrifft, so regelt sie sich natürlich nach Willen und Vermögen des Tänzers und variirt von einem halben bis zu fünf Leu*). Krampfhaft faßt Thodika das Zweileustück, welches er zum Namenstage von der Mutter erhalten; es ist zwar sein einziges Besitzthum, aber er opfert es gern, um der Olga zu imponiren. Nun sind auch die Musiker herangekommen; lächelnd besieht sich der grau-

*) 1 Leu = 1 Lira oder Franc = 80 Pf. R.-W.

haarige Geiger das Pärchen, und ist rasch orientirt. Er singt:

Zartes Blatt der rothen Rose!
Scheu und still ist jung Gekose,
Schwer brennt Strauchwerk, grün und feucht,
Aber — grüne Herzen leicht!

Lautes Gelächter. Blitzschnell lösen sich die verschlungenen Hände, purpurroth fahren die jungen Leute auseinander, Thodika hat nur eben so viel Geistesgegenwart, dem Zigeuner das Geldstück in die Hand zu drücken, der Olga aber ist's, als drehe sich Himmel und Erde kichernd um sie. Mit glühenden Wangen, mit gesenkten Augen harrt sie aus, bis der Kreis gelöst ist, dann aber stürzt sie fort, — heim. Thodika möchte ihr gerne folgen, wenn er nur den Muth dazu aufbrächte; so bleibt er denn in der Schänke, steht verlegen in allen Ecken herum, trinkt sich Muth und geht erst spät heim. Der Mondschein liegt über der Dorfstraße, und das macht ihn vollends so sehnsüchtig, daß er hin und her schwankt. Oder ist doch das Getränk des Avrumko daran schuldig? . . .

So hat der Thodika zum ersten Male das Tanzen und die Liebe probirt. Und in den folgenden Jahren hat er sich in den beiden Künsten oft versucht, sehr oft, jeden Sonntag, bis er es endlich in beiden zur Meisterschaft gebracht. Wir wollen ihm nicht auf diesen Pfaden

folgen, welche mit Rosen bestreut, aber auch zuweilen — man muß immer die Wahrheit sagen — schnapsduftig waren. Genug! als er zwanzig Jahre zählte, war er einer der gesuchtesten Vortänzer bei der Hora, und wenn er Sonntags im Festschmuck über die Dorfstraße ging, blickte ihm manches blaue oder schwarze Augenpaar zärtlich nach. Er war ein wackerer Bursche, der nicht gern etwas schuldig blieb, und so gab er auch jeden solchen Blick ehrlich, ja mit Zinsen zurück. Aber die Olga war ihm doch die Liebste, obwohl er es ihr nie offen herausſagte, auch nicht einmal allzu deutlich merken ließ, „damit sie nicht stolz wird", meinte er; in Wahrheit aber, weil er sich nicht recht an sie heran traute. Denn erstens war sie des Dworniks Tochter, und zweitens liebte er sie wirklich. Echte Liebe aber macht auch einen rumänischen Bauernsohn zaghaft und bescheiden. Und so wären sie wohl noch, wer weiß wie lange, im Unklaren geblieben, hätten ihnen nicht die beiden mächtigen Genossen und Verbündeten jeder ehrliche Liebe helfend beigestanden: der Frühling und die Poesie.

Was den Frühling betrifft, so ließ er die Erde grünen und duften, die Veilchen blühen und die Menschenherzen fröhlich schlagen. Der Thodika pflügte gerade auf seines Vaters Felde, und die Olga jätete auf dem des Richters. Der Bursche blickte hin und

das Mädchen her, aber trotz des Frühlings wollte ihnen kein Wort über die Lippen treten. Aber da hat ja die Poesie aus dem Herzen dieser armen, rohen Menschen duftige Lieder sprießen lassen, und ein solches Volkslied kam dem Thodika in den Sinn, und er sang es der Geliebten zu:

Theures Liebchen, Schönste, sprich,
Warum bist Du bös' auf mich?
Wechsle Jahr um Jahr auch sich,
Ohne Wechsel lieb' ich Dich!

Weh' der Wind, so kalt er wehe,
Trockne aus der Bach, und stehe,
Blume welke und vergehe,
Immer doch nach Dir ich sehe!

Hat der Fisch einst Gang und Bein,
Schwimmt im Wasser einst der Stein,
Frei'n die lieben Engelein,
Dann erst denk' ich nicht mehr Dein!

Will es Gott gefällig sein,
Daß, was lieb mir ist, wird mein,
Und nach Wunsch mein Tod kann sein,
Schlaf' in Deinem Arm ich ein!

Er sang's, so schön er konnte, unter nicht geringem Herzklopfen, und dachte sich: versteht sie's nicht — nun, dann ist es eben nur so ein Gesang gewesen. Aber sie verstand es, und hub an und sang:

Liebster, Allerliebster mein,
Lebest Du, so sei'st Du mein,

Sterbest Du, so sterb' auch ich,
Dann begrabe Dich und mich
Man im Grunde vom Altar,
Daß sich Alles wund're gar,
Wie rein unſ're Liebe war.

Hier endet das kurze Liedchen; aber hätte es auch noch viele Reime, die Olga hätte sie an jenem Frühlingsmorgen nicht mehr gesungen. Denn urplötzlich legten sich ein Paar durstiger Lippen auf die ihrigen, ein Paar kräftiger Arme um ihren blühenden Leib, und — am nächsten Sonntag gingen zwei Gespielen des Thodika als Freier in das Haus des Richters und wurden hinausgeworfen, aber ganz freundschaftlich und nur deßhalb, weil es der Brauch in der nördlichen Moldau so gebietet, und am zweitnächsten Sonntag gingen Gregori und Xenia in dies Haus, und am Abend wurde unter Musik, Flintenknall und allgemeiner Illumination der Köpfe die Verlobung des jungen Paares gefeiert.

Die Hochzeit konnte nicht rasch folgen, Thodika mußte vorher zum Assentplatz gehen, und trotz der ungemeinen Protektion, welche er als künftiger Schwiegersohn des Richters genoß, wurde er abgestellt und in die Armee des Hospodars eingereiht. Mutter und Braut weinten blutige Thränen, auch Thodika hätte gern geweint, wenn er sich nicht geschämt hätte. Beim Abschied behielt er leidlich seine Fassung, aber auf dem Transport brach sein Schmerz laut aus. Auch seine

Kameraden zeigten geringe Faſſung, und es klang wie ein ſehr unkriegeriſches Wehgeheul, als ſie im Chor das alte Volkslied ſangen:

Bin Soldat, muß in die Fremde,
Bleibe Du, und waſch' mein Hemde
Mutter, waſch' es aus in Thränen
Laß' es trocknen dann mit Thränen
Schicke mir darauf es nach,
Wo mein Fähnlein ſtehen mag.
Dort am Boden ſicherlich,
Liege todtgeſchoſſen ich
Und zerhackt vom Säbelſchnitt
Und zerquetſcht vom Pferdetritt.

Aber zu ſolcher tragiſcher Auffaſſung lag wahrlich kein Grund vor. Wenn ein Rumäne aus Beſſarabien oder Siebenbürgen, alſo ein öſterreichiſcher oder ruſſiſcher Rekrut, dieſes Lied ſingt, ſo mag das verzeihlich ſein, er kann in der That in die Lage kommen, den Heldentod zu ſterben, und — für's Vaterland zu ſterben, erſcheint wohl in der Regel nur den Ueberlebenden ſüß. Die Soldaten der Donaufürſtenthümer jedoch ſind, mindeſtens in dieſem Jahrhundert, ſtets eines natürlichen Todes geſtorben. Zur Zeit des Thodika gab es eigentlich von Rechtswegen gar kein ſelbſtſtändiges, moldau'ſches Heer; der Hospodar des Fürſtenthums war Vaſall der Pforte und zahlte einen Tribut dafür, um im Kriegsfall von ſeinem Lehensherrn beſchützt zu werden. Auch ſtand damals noch eine türkiſche Beſatzung im Lande. Wenn

der Hospodar gleichwohl alljährlich eine Aushebung anordnete, so geschah es hauptsächlich, um dem wiedererwachten Nationalgefühl zu schmeicheln. So ein junges Nationalgefühl einer kleinen Nation gibt sich auch mit Kleinigkeiten zufrieden, und waren die Moldauer vor dem Pariser Frieden in der That stolz auf ihre Armee, so war dies ein Beweis rührender Genügsamkeit. Denn wie stand es um jenes Heer? Man trieb die Rekruten zusammen und ließ sie von Abenteurern aus aller Herren Länder einexerziren, so gut es ging. Eine feste Instruktion hiefür gab es nicht; der Offizier richtete seine Leute verschieden ab, je nachdem er ein ehemaliger österreichischer Feldwebel war, oder ein ehemaliger Sergeant aus Algier. Ebenso verschieden war die Bewaffnung, die Gewehre boten eine Musterkarte verschiedener Systeme, und nicht jeder Soldat erhielt ein Gewehr, mancher nur eine Pike, mancher einen Säbel. Und was gar die Uniformen betrifft, so sah man da, friedfertig neben einander, französische, englische, russische, österreichische Waffenröcke — der Hospodar kaufte eben, was er billig bekam. Die Hälfte aber bekam gar keine Uniform und trug das mitgebrachte, bäuerliche Gewand, bis es in Lumpen zerfiel. Seit Rumänien ein selbstständiger Staat geworden, steht dies anders, besser, aber nicht viel besser. Uniformirung und Bewaffnung sind einheitlich organisirt, lassen aber noch sehr viel zu wünschen

übrig. Die rumänische Armee ist bisher noch nie in die Lage gekommen, einen Schuß gegen den Feind zu thun; der Tag, wo sie in diese Nothwendigkeit versetzt würde, wäre schwerlich ein Ehrentag Rumäniens. Es fehlt dieser Armee nicht an persönlicher Tapferkeit des Einzelnen, wohl aber an Uebung und Bildung, an Ordnung, Manneszucht und gutem Geiste.

Was nun im Speziellen unsern Thodika betrifft, so erging es ihm nicht schlechter, denn allen Anderen. Er lungerte zwei Jahre in Roman herum, exerzirte hier und da, aber nicht zu häufig, erhielt hier und da seinen Sold, aber nicht zu häufig, und kam, mit Ausnahme einiger Prügeleien im Wirthshaus, niemals in die Lage, seinen Heldenmuth zu beweisen. Die Olga aber wandelte inzwischen betrübt umher, dachte in Treue ihres fernen Liebsten, und sang wohl die schönen Lieder der Verlassenen, wie sie der Volksmund in so großer Zahl hegt. So die Bitte an den treuen „Freund der Einsamen“:

Sprächest, Mond, du auch so gerne,
Wie du wandelst nah und ferne,
Fragt' ich, Mond, dich: Hast im Gehen
Nicht den Liebsten du gesehen?
„Wenn ich ihn auch sah im Land,
Hab' ich ihn doch nicht erkannt!“
Gar so leicht ist er zu kennen
An der Gürtelkette Klang
Und an seiner Füße Gang!

Das waren für den Mond nicht Erkennungszeichen genug; aber die Olga brauchte nicht einmal diese. Denn als sie einmal in der Dämmerung eines Sommertags sehnsüchtig und betrübt vor ihres Vaters Hause saß, da kam langsam, müden, schwankenden Schrittes ein Mann die Dorfstraße empor, dem Bart und Haar verwildert um's Gesicht hingen, und der seine Lumpen mühsam durch einen Gürtelstrick zusammenhielt. Aber sie erkannte ihn doch, und hing ihm jubelnd am Halse. Als sie in des Gregori Haus traten, da wankte die Xenia vor Freude und ward wie berauscht, obwohl sie keinen Tropfen getrunken; der Gregori aber, der schwer bezecht war, wurde vor Freude nüchtern. Und zwei Wochen darauf wurde eine Hochzeit gefeiert, wie sie das Dorf Folteşti selten gesehen.

So ward unser Thodika ein Ehemann, und gleichzeitig, da ihm sein Vater das Anwesen abtrat, ein selbstständiger Grundwirth, und lebte vierzig Jahre auf seiner Scholle, still und friedlich, bis er im vorigen Jahre am Säuferwahnsinn in Gott entschlief. Keine gewaltigen Schicksale haben sich über seinem Haupte entladen, und jene mächtige Hand, welche bald grausam, bald gütig über uns Allen waltet, hat ihn weder stolz erhoben, noch tief hinabgebeugt. Er nahm ein Weib, zeugte Kinder, trank Schnaps, Meth und Wein und starb. Das ist Alles. Er war in allen Stücken genau

so, wie die Andern um ihn her. Aber eben darum soll berichtet werden, wie er sich in seinen verschiedenen Würden und Verhältnissen benahm: als Gatte, als Familienvater, als Christ, als Landwirth, als Staatsbürger und endlich als Politiker. Denn es ist bereits erwähnt, daß diese Biographie des Thodika eigentlich nicht um des Thodika willen geschrieben wird.

Die Olga war des Thodika Weib geworden, weil er sie liebte, weil sie ihm ein reiches Heirathsgut zubrachte. Und Thodika war ein gutmüthiger Mensch. Darum behandelte er sein Weib nach rumänischen Begriffen außerordentlich gut. Er prügelte sie höchstens einmal wöchentlich und dies auch nur um nicht gegen die geheiligte Landessitte zu verstoßen. Hätte er sie gar nicht geprügelt, die Olga hätte blutige Thränen darüber vergossen, daß ihr Gatte sie „vernachlässige". Auch war er in allen Dingen, im Größten, wie im Kleinsten, der unumschränkte Gebieter; sein Wille geschah. Aber nur der Wille; der Befehl ging von ihm aus, die Ausführung lag dem Weibe ob und unter ihrer Aufsicht den Knechten. Kurz — die Olga war nicht die gleichberechtigte Gefährtin, sie war die Sklavin ihres Gatten. Ihm dünkte das selbstverständlich, ihr nicht minder. Jedes rumänische Weib ist dazu da, ihrem Gatten blindlings zu gehorchen und für ihn zu arbeiten. Nüancen gibt es nur in der Art, wie die Sklavin behandelt

wird. Thodika behandelte sie gut. Andere mißhandeln ihr Weib, oft genug in empörendster Weise. Hiezu kommt noch ein eigenthümlicher Umstand. In der Regel ist die Mutter des Gatten im Hause; in der Regel liebt der rumänische Sohn seine Mutter mit blinder Zärtlichkeit. Dem gegenüber hat die „Fremde" schweren Stand, die „böse Schwieger" spielt in unzähligen Volksliedern die Hauptrolle, eine weitaus größere, als im Liede eines jeden andern Volkes. Auch darin ist das Volkslied ein treuer Spiegel der Volksseele und der gesellschaftlichen Zustände der ländlichen Bevölkerung. Von diesen charakteristischen Klagen, welche oft genug mit einer derben Verwünschung enden, stehe hier folgende Probe:

Grünes Gänsedistelblatt!
Jung man mich vermählet hat.
Böse Schwieger ich bekam.
Setzt sie auf den Herd sich,
Bellt sie immer an mich,
Schreit, ich sei nicht hurtig.
Schnell bin ich wie Feuersgluth,
Doch das Glück war mir nicht gut.
Grünes Blatt am Teiche!
Bei der Mutter einst als Mädchen
Hatt' ich Roggenbrot, nichts weiter,
War gesiebt im lockern Reuter,
Doch im Freien aß ich's heiter.
Aber seit ich bin vermählet,
Ist mein Brot das Allerfeinste,
Ist gesiebt auf's Allerreinste;
Doch am Tische eff' ich's weinend.

Daß das rumänische Weib, trotz all' der Lasten, heiter, gutmüthig, sangesfreudig bleibt, ist sicherlich ein Beweis für die gesunde Elastizität ihres Wesens. Und ein fernerer voller und schöner Beweis für den guten Kern ihrer Natur ist wohl der Umstand, daß das Eheleben der Rumänen im Ganzen und Großen ein makelloses ist. Man nehme dies nicht als etwas Selbstverständliches hin, es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung; denn im Allgemeinen ist das Band der Ehe um so fester und heiliger, je würdiger die Stellung des Weibes ist. Aber der schönste Zug des Rumänenweibes ist unbedingt die heiße, hingebungsvolle Liebe für ihre Kinder. Trefflichere Mütter, als im rumänischen Dorfe, wird man selten finden.

Und es ist gut so. Denn was würde sonst aus den armen Würmern werden? Thodika als Familienvater — das ist ein trauriges und — kurzes Kapitel. Jegliche Sorge für die Kinder bleibt der Mutter überlassen, der Hausvater ist fast nur der „Wauwau", mit dem den Unartigen gedroht wird. Eine sehr wirksame Drohung! Denn der Vater sorgt mindestens einmal wöchentlich dafür, daß auch an den übrigen Tagen der Woche in Erinnerung bleibe, wie schwer sein Arm, wie schneidig seine Ruthe ist. So sorgt er denn ausschließlich nur für die „häusliche Zucht", für alles Uebrige mag die Mutter und der liebe Gott sorgen.

Wie läßt sich solche Handlungsweise erklären? Liebt etwa der rumänische Bauer seine Kinder nicht? Sicherlich liebt er sie; es ist nicht anzunehmen, daß gerade in seinem Herzen die Stimme der Natur schweigen sollte. Aber die Sitte will es so und die Sitte ist oft sehr unsittlich. Denn an Zeit fehlt es ihm sicherlich nicht.

Thodika als Landwirth — auch dies Kapitel ist gerade nicht lustig und es läßt sich nicht viel mehr darüber sagen, als bereits erwähnt ist. Der Ackerbau wird lässig betrieben, der fruchtbare Boden lohnt auch geringe Mühe. Von rationeller Landwirthschaft, vom Gebrauch kunstvoller Geräthe und Maschinen ist vollends nicht die Rede. Man pflügt im Frühling und erntet im Herbste — die Arbeit dauert höchstens zwei Monate des Jahres. Noch geringere Zeit und Mühe wendet der Bauer auf die Viehzucht. An eine Veredlung der Race, an eine rationelle Zucht wird nirgendwo gedacht. Man läßt das Vieh auf die Weide treiben und verkauft einige Stücke, wenn man sie für überflüssig hält oder Geld braucht. Wie sehr sich diese Nachlässigkeit am Volkswohlstand gerächt, ist kaum zu sagen. Der podolische Mastochse hat den rumänischen längst geschlagen und von den großen Fleischmärkten fast gänzlich verdrängt. In gleicher Weise ist die Pferdezucht herabgekommen. Das moldauische Pferd war einst weitberühmt, wie unter Anderem auch das türkische Sprichwort beweist:

Agam dilberi Bogdan bargiri mechurdir — „Nichts ist so schön, wie ein Perserjüngling und ein moldauisches Pferd". Das Sprichwort lebt noch, vielleicht sind auch noch die persischen Jünglinge schön, die rumänischen Pferde jedoch wahrlich nicht mehr. Die Race ist verkommen und damit der lohnendste Exportzweig des Landes. Es ist sicherlich nur die Trägheit des Rumänen, welche dies herbeigeführt — an Zeit fehlt es ihm wahrlich nicht!

Sehen wir zu, wie unser Thodika die langen vierzig Jahre von seiner Vermählung bis zu seinem Hintritt todtgeschlagen. Auch auf ihn paßt wortwörtlich, was ein polnischer Satyriker von dem mazurischen Bauer sagt: „Die Hälfte hat er verschlafen, ein Viertheil verkneipt, ein Achtel nützlich angewendet, ein Achtel dazu benutzt, mit Gott und dem Teufel erträglich auszukommen". Das Schlafen und Kneipen bedarf keiner weiteren Erläuterung, auch der nützlichen Arbeit ist bereits gedacht, und es bleibt höchstens übrig, dem Zweifel Ausdruck zu geben, ob sie in der That ein volles Achtel dieses Lebens ausgefüllt. Und was schließlich das letzte Achtel betrifft, so genügt wohl die wiederholte Bemerkung, daß Thodika denselben Glauben hat, wie seine Mutter: auch er verehrt jene fünf Gruppen. Von der Schwere und dem Düster des Aberglaubens, der auf diesem armen Menschen lastet, gibt kein Wort genügende Anschauung.

Es wäre peinlich, des Ausführlichen darüber zu sprechen, peinlich und — unappetitlich. Denn es ist haarsträubend, welche Handlungen diese armen, verblendeten Menschen für gottgefällig oder — sit venia verbo! — teufelgefällig halten.

Thodika als Staatsbürger und Politiker ist in obiger Zeiteintheilung nicht berücksichtigt worden. Aber dies ist verzeihlich — er hat wahrhaftig geringe Zeit darauf gewendet. Der rumänische Bauer weiß, welchem Volke er angehört, er nennt sich zwar oft mit Stolz einen „Römer", darin unterscheidet er sich auf das Schärfste von dem polnischen Bauer, welcher — Dank der Härte und bodenlosen Verlotterung des polnischen Adels — nichts von seiner Nationalität wissen will, ja das Wort „Pole" als den größten Schimpf zurückweist, den man ihm anthun kann. Aber während der polnische Bauer, mindestens in Galizien, treu dem Kaiser anhängt, dem er zugehört, für den Kaiser schwärmt und Geld und Blutsteuer zwar seufzend, aber keineswegs widerwillig entrichtet, „der Kaiser muß auch essen und hat viele Feinde" — hat der Rumäne keinen Funken von Staatsbewußtsein, der Fürst ist ihm so grenzenlos gleichgültig, wie der Papst oder der chinesische Kaiser und der Staat ist ihm nichts, als eine mächtige Riesenhand, welche unbarmherzig in sein enges Leben hineingreift und sich da sein Geld und seine Söhne holt. Er weiß,

daß kein gewaltsamer Widerstand dagegen hilft — er gehorcht zähneknirschend, aber er hält jegliche List, jeglichen Betrug für erlaubt, sich vom Militärdienst zu befreien oder dem Einnehmer die Steuer zu entziehen. Er hat kein Staatsbewußtsein und keinen Patriotismus — sie sind ihm abhanden gekommen im Laufe der Zeiten — durch welche Schicksale ist bereits angedeutet. Noch werden die alten Kriegslieder gesungen — es sind dieselben Worte, aber nimmer derselbe Geist. Der Schreiber dieser Zeilen könnte aus eigener Anschauung manches Beispiel hiefür anführen, doch sei nur eines erwähnt, weil es so überaus draſtisch ist. Ich machte 1867 als Gymnasiast von Suczawa aus eine Fußtour durch die obere Moldau. Mein Begleiter war ein rumänischer Mitschüler, ein blasser, langhaariger Bursche, der für ein Königreich „Groß-Rumänien" schwärmte. Eines Sonntags Nachmittags rasteten wir in einer Dorfschänke bei Roman. Die Burschen stellten sich zusammen und sangen im Chor verschiedene Lieder, unter anderen auch folgendes, welches sehr verbreitet ist:

„Grüß dich Gott, du alte Eiche!
Schenke einen deiner Aeste
Mir als Achse zu dem Karren!"
„„Gern Rumäne schenk' ich dir
Einen großen, starken Ast,
Machst Du dir, wie sich's gehört
Eine Waffe, Mannes werth,

Eine Keule ungeschält
Und mit Spitzen scharf gestählt.
Sei bewaffnet stets zur Hand
Um dein armes Vaterland
Vor den Feinden zu bewahren,
Vor den Ungarn und Tataren!'"'

„Kirschbaum, beuge dich herab,
Einen Zweig schneid' ich mir ab
Um die Ochsen anzutreiben."
„„O Rumäne, laß das bleiben!
Einen Zweig kann ich wohl spenden,
Willst, verbindend, seine Enden,
Du als Bogen ihn verwenden!
Laß dein Haus, dein Ackerland,
Nimm den Bogen in die Hand
Richte ihn auf alle Seiten
Und versende deine Pfeile,
Denn an allen Grenzen droht
Uns der Feind mit Kriegesnoth!'"'

Mein Freund glühte vor freudiger Erregung. „Brav, ihr Burschе!" rief er. „Auf gegen Ungarn, Slaven und Türken — nieder mit den Feinden Rumäniens." — Die Bauern sahen ihn erstaunt an. „He! he!" lachte endlich einer, „mir scheint, der junge Herr ist verrückt!" Das entflammte den jungen Patrioten noch mehr und er hielt eine große Rede über Würde, Bedeutung und Zukunft der Nation, welche kopfschüttelnd angehört wurde. „Wenn die Stunde gekommen," rief er, „dann werden wir beweisen, daß Mark in unseren Knochen ist! Auf ihr Burschе, wer wird dann feig genug sein, dem

Vaterland nicht den bewaffneten Arm zu' leihen!" Die Bauern schwiegen, dann begannen sie untereinander zu flüstern und rückten ihm endlich bedenklich auf den Leib. Nur die Vermittlung des „Dvornik" schützte meinen Freund vor einer Tracht Prügel. Die Burschе hatten ihn nämlich für einen Emissär der Stellungs-Commission gehalten, welcher die Militärpflichtigen ausforschen wollte!

So viel von Thodika dem Staatsbürger. Und damit ist auch gesagt, was er als Politiker war. Es kümmerte ihn blutwenig, ob Cusa regierte oder ein Regierungsausschuß oder der junge Hohenzoller. Es kümmert ihn blutwenig ob in Bukarest die Rothen regieren oder die Conservativen. Daß Rumänien eine Constitution erhalten, davon spürte er nichts. Er wußte nur, daß das Dorf jedes dritte Jahr einen Wahlmann stellen mußte, der dann in der Stadt für die Anderen die Stimmen abgebe und zwar für jenen Candidaten, welcher den meisten Schnaps gezahlt. Der Constitutionalismus in Rumänien ist die blödeste, lächerlichste, inhaltsloseste Farce, welche bisher im Namen dieses Prinzips auf Erden in Szene gesetzt worden. Der Thodika wählte einen Deputirten, aber er konnte nicht lesen, noch schreiben und war ein armer, roher Mensch, der über Welt und Menschen die curiosesten Begriffe

hatte. Ach ja! der erste Stock aus Terra cotta und das Erdgeschoß aus mürbem, vermoderndem Holze.

Nun schläft Thodika Kabsan für immer.

Armer Thodika! — Du warst wohl nicht Schuld daran. Und es ist auch nicht deiner Söhne Schuld, wenn von ihnen wenig Anderes zu berichten, als von dir. Wann kommt die Cultur unter diese Menschen, wann ihr erster Bote, die Schule? Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 1870.

Rumänische Poeten.

„Die Literatur der Rumänen ist durch und durch national.“ Diese Behauptung Arun Pumnul's ist nachgerade ein Dogma geworden an den Ufern der Dombrovitza und es vergeht, besonders in diesen jüngsten Zeiten gesteigerten Nationalgefühls, kaum ein Tag, da dies Dogma nicht nachdrücklich betont würde. Als Mittel zum Zweck: eine gebildete Nation mit ausgeprägter nationaler Literatur darf um so mehr auf staatliche Selbstständigkeit Anspruch machen. Prüfen wir aber die Behauptung Pumnul's ohne Tendenz, von Haß und Liebe unbeirrt, auf ihren wahren Werth, so werden wir finden, daß sie nicht haltbar ist, mindestens nicht in jenem Sinne, in dem sie ausgesprochen ward und so emsig wiederholt wird. Die Bildung der Rumänen ist nicht national, sondern französisch, ihr gesammtes öffentliches Leben ist französischen Mustern nachgebildet; das westliche Culturreis ist dem östlichen Stamme auf-

gepfropft worden, aber so jäh, so hastig, so oberflächlich, daß es sich nicht mit ihm verwachsen, ihm seine edleren Säfte nicht zugeführt. Autochthones Leben und fremdländischer Firniß stehen in Rumänien allüberall hart nebeneinander, so auch in der Literatur. Sie hat zum Theil an das Volkslied angeknüpft, zum Theil die Muster an der Seine copirt. Beide Gruppen stehen unvermittelt nebeneinander, die letztere ist weitaus größer als die erstere. Im Sinne Pumnul's kann man dies sicherlich keine „nationale" Literatur nennen, wohl aber in dem Sinne, daß sich eben in dieser Beschaffenheit der geistigen Strebungen auch der gesammte Zustand der Nation treu und deutlich ausspricht. Der innere Zusammenhang der Literarhistorie mit der politischen Geschichte tritt kaum irgendwo so klar, so deutlich zu Tage, als in dem Entwickelungsgange und heutigen Stande der rumänischen Literatur.

Diese Literatur hat bisher im Westen geringere Beachtung gefunden, als dies durch äußere Verhältnisse und ihren inneren Werth gerechtfertigt wäre. Das Volk lebt hart an der Grenze des cultivirten Europa und erhält das politische Interesse der westlichen Völker in währender Spannung. Die Sprache ist ihrer lateinischen Elemente wegen dem Gebildeten leicht erlernbar und andererseits haben die Söhne dieses Landes ein treffliches Sprachentalent. Freilich haben sie es vornehmlich dazu

ausgenützt, um ihrem Volke die Literatur der Franzosen, zum Theil auch der Deutschen, zu vermitteln; nur Einer, Basil Alecsandri, ist den entgegengesetzten Weg gegangen und hat eine französische Uebersetzung der von ihm gesammelten Volkslieder herausgegeben. Relativ zahlreicher sind bisher die Versuche gewesen, den Deutschen die geistigen Strebungen der Rumänen zu vermitteln, sowohl die Volks- als die Kunstpoesie. Die Märchen haben in den Brüdern Schott getreue Sammler, Uebersetzer und Ausleger gefunden, von den Sprichwörtern hat J. K. Schuler eine Reihe übersetzt, andere hat der Verfasser dieser Zeilen verdollmetscht, auch in der Uebertragung der Volkslieder hat er an verschiedenen Orten sein bescheiden Theil hinzugefügt, so weit dies noch nach den vorangegangenen, größtentheils trefflichen Arbeiten von Kotzebue, Möckesch und Schuler nothwendig gewesen; im Gebiete der Kunstpoesie endlich hat L. A. Stause mit unermüdlichem Fleiße, wenn auch mit nicht immer hinlänglicher Kraft viel geleistet. Gleichwohl ist die Literatur der Rumänen, wie erwähnt, auch in Deutschland fast unbekannt und insbesondere hat es bisher an einer zusammenhängenden Darstellung gefehlt. So sei denn hier der Versuch unternommen, in engem Rahmen mindestens eine Skizze dieser Literaturbestrebungen zu liefern.

Wir haben nicht weit zurückzugreifen; diese Literatur ist verhältnißmäßig sehr jung, vielleicht die jüngste in

Europa, sofern ihr nicht die Literaturen einiger kleinerer slavischer Stämme diese Bezeichnung streitig machen können. Aus dem Heldenzeitalter der Rumänen, dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, wo die Moldau unter den Dragoschiden, besonders unter Stefan IV. dem Großen (1458—1504) als mächtiger, kriegerischer Staat blühte, existiren keine gedruckten Sprachdenkmale. Einige Kriegs- und Heldenlieder haben sich im Volksmunde erhalten, und die Balladendichter der Gegenwart finden in den kühnen Thaten jener Zeit dankbare Stoffe, im Uebrigen ist diese erste und einzige Epoche absoluter Selbstständigkeit völlig bedeutungslos für die nationale Literatur. Es ist höchst wahrscheinlich in jenen Tagen kein einziges Buch in rumänischer Sprache gedruckt worden, mindestens ist es den Gelehrten dieses Volkes bisher nicht gelungen, auch nur die Spur eines solchen nachzuweisen. Die Erklärung für diese befremdende Thatsache liegt nicht allein in dem kriegerischen, allen Künsten und Wissenschaften abgewandten Sinne dieser Zeit, sondern hauptsächlich darin, daß das Rumänische damals eben nur die Umgangssprache des niederen Volkes war. Die Vornehmen conversirten polnisch oder griechisch, Kirchensprache aber war das Altserbische. Und da zu jener Zeit die Schreiber der Gerichte und der Fürsten hauptsächlich Mönche waren, so sind auch die erhaltenen Staats- und Gerichtsurkunden vornehmlich in altserbischer,

einige in griechiſcher Sprache abgefaßt. Als hierauf zuerſt die Walachei, ſpäter auch der Staat der Dragoſchiden dem Anprall der Türken erlag (1530), da war der entſetzliche Druck, welchen die tatariſchen und griechiſchen Hospodare im Namen des Sultans und zu Gunſten des eigenen Säckels auf das unglückliche Land übten, nicht geeignet, geiſtiges Leben aufkeimen zu laſſen. Erſt um die Mitte des XVII. Jahrhunderts wurden nachweisbar die erſten Bücher in rumäniſcher Sprache gedruckt: Predigten, Ueberſetzungen von Kirchenliedern, eine Geſchichte der Heiligen u. ſ. w., endlich auch eine Ueberſetzung der Bibel. Es geſchah dies unter dem Schutze öſterreichiſcher Herrſchaft, in Siebenbürgen; hier hatten ſich die Rumänen mindeſtens ſo weit aufgerafft, um in ihrer Kirche an die Stelle des ſlaviſchen Idioms das nationale zu ſetzen. Eine andere Veränderung hatte ſich dießbezüglich in jenen Ländern vollzogen, welche unter türkiſcher Herrſchaft ſchmachteten und daher dem griechiſchen Patriarchen von Konſtantinopel unterworfen waren. Hier war das Griechiſche Kirchenſprache geworden, ein Tauſch, bei welchem für das geiſtige Leben der Rumänen nichts zu gewinnen war. Verſuchte ſich ein Sohn dieſes Volkes als Schriftſteller, ſo ſchrieb er franzöſiſch oder lateiniſch. So der Ex-Hospodar der Moldau, Demeter Kantemir (1673—1729) — nicht zu verwechſeln mit dem ruſſiſchen Poeten gleichen Namens

am Hofe Katharina II. — der auf Grund zahlreicher Quellenstudien und mündlicher Traditionen in lateinischer Sprache eine Geschichte des osmanischen Reiches schrieb.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts wurden zuerst Schulbücher, dann Legenden und ein Büchlein, welches Schwänke aus dem Popenleben enthielt, in Rumänien gedruckt. Letzteres Büchlein ist also das erste nachweisbare Product der schöngeistigen Literatur. Auf poetischem Gebiete sind nur Volkslieder zu verzeichnen, welche sich ausschließlich durch Tradition, insbesondere im Kreise der Zigeuner, fortpflanzten. Denn in Rumänien ist der Zigeuner nicht blos Musikant, sondern auch Sänger. Um 1780 etwa begannen auch Bojaren und reiche Kaufherren in der Sprache ihres Volkes zu dichten. Es wird berichtet, daß sie sich hiebei völlig dem Tone des Volksliedes angeschlossen, und es ist dies auch bei dem Mangel jeglichen anderen Vorbildes und der Unkenntniß der Kunstpoesie anderer Völker glaubhaft, ja selbstverständlich. Was aber nun die Art betrifft, wie diese Lieder verbreitet wurden, so geschah dies nicht etwa durch den Druck, sondern der Herr lehrte sein Lied dem Zigeuner, der nun im Lande umherzog und es in Schänken, Pfarrhäusern und Edelhöfen sang. Rumänische Literarhistoriker pflegen dies als einen für ihr Volksthum höchst charakteristischen Zug anzuführen, der nirgendwo seines Gleichen finde. Dem kundigen Leser aber braucht

wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Erscheinung dem Kinderzeitalter der Kunstpoesie bei allen Völkern gemeinsam ist. Die Lieder unserer ersten Minnesänger sind auf dieselbe Weise vorbereitet worden und was der Zigeuner in Rumänien, war in der Provence der Jongleur, der die Lieder seines Herrn, des ritterlichen Troubadours, durch seinen Sang verbreitete. Eigenthümlich mag nur der Gedanke berühren, daß dieser Prozeß sich zu einer Zeit bei einem europäischen Volke wiederholte, da beispielsweise in Deutschland Lessing, Schiller und Goethe dichteten.

Es liegt auf der Hand, daß diese Art der Verbreitung die Unsterblichkeit des Sängers nicht verbürgen konnte. Mochte auch sein Zigeuner des Dichters Namen gewissenhaft beifügen, im zweiten, dritten Munde blieb sicherlich nur noch das Lied selbst. Kurz — diese Kunstpoesie mündete wieder in das Meer der Volksdichtung. Die Troubadour-Periode dauerte nur kurz, etwa bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts; gleichwohl mögen viele Lieder, die heute allgeme n gesungen werden, dieses Ursprungs sein. Es hat natürlich ungemeine Schwierigkeit, aus den Volksliedern jene Sänge adeliger Herren wieder herauszuheben. Nur zuweilen verräth ein Lied besagten Ursprung durch größere Kunst der Form und die Anschauungsweise, die auf einen relativ gebildeteren Dichter schließen läßt. Dies scheint mir

z. B. bei folgendem, von Alecsandri in seine Sammlung „Poesie poporale“ aufgenommenen, von W. v. Kotzebue übersetzten Gedichte der Fall zu sein:

Auf dem Wipfel einer Tanne
Sitzt der königliche Falke,
Grade in die Sonne schauend
Und die Flügel leise hebend.
Unten an der Tanne Wurzel
Blühet eine Erdbeerblüthe,
Scheut der Sonne heißen Strahl
Und schmiegt in den Schatten sich.

„Blümchen der Gebirge Zier!
Kühn und frei wieg' ich mich hier —
Tritt hervor an's helle Licht
Daß ich sehe dein Gesicht,
Denn es steigt hoch in die Luft
Deiner Blüthe heißer Duft,
So daß weiter mich zu tragen
Meine Flügel mir versagen!

Hör' mein Wünschen, höre mich!
Auf die Flügel nehm' ich dich,
Trage dich über die Wolken,
Bis du meine Lieb' erwiederst,
Oder flieh' den Sonnenschein,
Laß das Fliegen ewig sein,
Grab' mich zu dir in die Erde,
Daß für Liebe Lieb' mir werde!“

Der erste Poet Rumäniens, der seine Lieder in einer gedruckten Sammlung veröffentlichte, war Konstantin Konaki. Wie er sich schon durch diese Form des Auf-

tretens von seinen Liedgenossen unterschied, so auch in seinem Wesen. Man findet in seinen Versen keinen Anklang an das Volkslied, er ist durch und durch sentimental, weich bis zur Zerflossenheit, unmäßig wortreich, voll mythologischer Spielereien. Nach irgend einer Besonderheit, sei sie nun national oder individuell, wird man in seinen Versen vergeblich suchen. Man urtheile selbst:

„Festigkeit, Sieg und Geduld, wer mag solchen Kranzes sich rühmen,
Wenn ihm das blutende Herz vom Wehe der Liebe zerspringt?
Warum, o heiliger Gott, gabst du mir diese Macht der Gefühle?
Schmerzen nur sind mein Gewinn, Kummer mein trauriges Loos!

Oder in folgendem, von seinen Landsleuten hochgepriesenen Gedichte: „Silva" (übersetzt von Staufe):

Glücklich lebt' ich, von den Freuden süßer Liebe sanft begrüßt,
Heute fühl' ich's, daß mein Leben durch die Lieb' vergiftet ist.
Nimmer, nimmer kehret wieder, nimmer die Glückseligkeit —
Ach sie floh, es blieb allein mir der Erinn'rung bitt'res Leid.

Hier in diesem klaren Bächlein, das so lieblich weiter zieht,
Spiegelte sich meine Silva, die mich nun auf ewig flieht;
Gingen wir auf schatt'gen Pfaden, leicht umspielt vom Zephyrflug,
O dann schlug mein Herz so fröhlich, das ich in dem Busen trug.

Der Gesang der tausend Vögel, Philomelens Melodie,
Unser Küssen, unser Kosen schmolz zur süßen Harmonie.
Zeuge ist noch diese Eiche, wo die Namen ich grub hin,
Der Altar auch unsr'er Treue, meine Thränen netzen ihn! —

Auf den Pfad kehr' ich zurücke gen den Hain im Sonnenlicht,
Warte, warte, doch vergebens, meine Silva seh' ich nicht!
Wird, o Bächlein, an dem Ufer sie, die Ungetreue, geh'n,
O so sag' ihr, an der Quelle hast du weinend mich geseh'n!

Ich habe diesen Singsang nur deßhalb vollständig mitgetheilt, weil er stets als „duftiges Blümchen aus der Frühlingszeit unserer National-Literatur" angeführt wird. Doch braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Konaki keineswegs national ist, sondern nur eben jene lyrische Strömung copirt, welche fünfzig Jahre vorher in Deutschland in den schwächeren Dichtern des „Hainbundes" ihre Vertreter gefunden. Freilich ist diese Thatsache in hohem Grade charakteristisch für den Bildungsgang der Nation. Im Anfang dieses Jahrhunderts und bis in die zwanziger Jahre hinein wandten sich jene Rumänen, welche sich westlicher Bildung theilhaft machen wollten, fast ausschließlich nach Wien oder bezogen aus Hermannstadt deutsche Bücher. Es brauchte damals lange, bis sich eine literarische Bewegung aus Deutschland nach Oesterreich hinüberwälzte, oder gar in das entlegene siebenbürgische Sachsenland. In jenem oben präcisirten Sinne ist also Konaki immerhin „national", wenn er um 1825 Lieder der Hainbunddichter nachahmt.

Nur in diesem Sinne sind es auch die drei Poeten, welche nach Konaki aufgetreten und sämmtlich sehr populär geworden: J. Vacarescu, Gregor Alecsandrescu und Alexander Donitču (spr. Donitsch). Der Erstgenannte steht noch ausschließlich unter denselben Bildungseinflüssen, wie Konaki, den er übrigens an Vielseitigkeit des Talentes übertrifft. Neben sentimentaler Cypressenlyrik hat er

auch steife, nüchterne, aber derbfröhliche Trinklieder gedichtet; neben Hölty ist es Mathias Claudius, der sichtlich auf ihn eingewirkt. Doch steht er seinen Vorbildern mehr als ein ähnlicher empfindender Mann, denn als ein bloßer Nachahmer zur Seite, und während das Weh Konaki's größtentheils affectirter Liebesschmerz ist, trifft man bei Vacarescu oft auf einen Ton echten, tiefen Schmerzes, dem es auch an Energie des Ausdrucks nicht fehlt; so in der Klage um ein verzetteltes, in Nichtigkeiten dahingeschwundenes Leben, welches mit der Strophe schließt:

Bitter mag der Tod wohl sein,
Aber bitt'rer ist mein Sein!
Elemente, auf, herbei!
Nehmt, was euer, macht mich frei!

Der größte Fehler des Dichters ist sein Mangel an poetischer Oekonomie, er ist von einer Weitschweifigkeit, welche oft unerträglich wird. Wir werden diese Klage bei unserer Wanderung auf dem rumänischen Parnaß oft wiederholen müssen, aber kaum irgendwo ist sie so am Platze, wie bei Vacarescu. Dieser Fehler entstellt auch sein Hauptwerk: „Der Frühling", eine lyrisch-descriptive Dichtung, welche schöne und farbenfrische Schilderungen der südlichen Natur enthält. Vacarescu hat offenbar das Werk unseres Ewald v. Kleist genau gekannt; er verdankt ihm vielleicht ausschließlich

die Anregung, ſicherlich aber Plan und Anordnung ſeiner Dichtung. Gleichwohl bleibt derſelben dadurch ein origineller Werth gewahrt, daß eben der Frühling in Rumänien ungleich anders auftritt, als in Norddeutſchland.

Steht Vacarescu unter dem Einfluß deutſcher Vorbilder, ſo Alecſandrescu und Donitču unter jenem Lafontaine's. Auch dies iſt culturhiſtoriſch bedeutſam. Mit dem Anbruch der dreißiger Jahre begann in Rumänien der Einfluß franzöſiſcher Bildung, die jungen Bojaren gingen nach Paris, franzöſiſche Hofmeiſter und Gouvernanten kamen in hellen Haufen an die untere Donau. Das Franzöſiſche wurde Modeſprache, ebenſo die Lectüre franzöſiſcher Dichter. Aber viel zu leſen iſt noch heute nicht des Rumänen Art, noch minder damals. Die Meiſten begnügten ſich für ihr Leben mit jenen Erzeugniſſen, welche ſie einſt mit dem Gouverneur und der Gouvernante geleſen: mit Chateaubriand's „Atala" und Lafontaine's Fabeln. Und wenn in ihren Salons von franzöſiſchen Poeten geſprochen wurde, ſo ſchwärmten ſie für jenen, welchen ſie allein oder doch am Beſten kannten: für den großen Fabeldichter. Lafontaine galt in Rumänien lange als der größte Dichter der Weltliteratur und genoß dort eine noch größere Popularität als in Frankreich. Er iſt auch derjenige fremde Dichter, der zuerſt und in der Folge am häufigſten überſetzt wurde.

Rechnet man hinzu, daß der Rumäne von Haus aus viel Sinn für dies Genre hat — zahlreiche Fabeln leben im Volksmunde und werden erzählt, sogar gesungen — so darf es nicht verwundern, daß die jungen, aufstrebenden Talente ihren Ehrgeiz darein setzten, den Lafontaine nachzuahmen und Fabeln zu dichten. Sowohl Alecsandrescu, als Donitču sind von dem großen Franzosen abhängig, ersterer allerdings mehr als der letztere, welcher sich bemühte, in den Volkston einzulenken. Für Beide war die Stoffwahl ein glücklicher Griff, sie sind überaus populär geworden, und es gibt kaum einen gebildeten Rumänen, der nicht einige Verse des Alecsandrescu auswendig wüßte. Vielleicht das populärste Erzeugniß der rumänischen Kunstpoesie ist seine nachstehend mitgetheilte Fabel „Die Mäuse und die Katze", (übersetzt von Schuller), welche zugleich ein charakteristischer Beweis hiefür ist, wie genau der Dichter den Ton seines Vorbildes einhält:

War einmal eine Maus von adligem Geschlecht, Raton
Genannt, erzogen bei Bouillon in einer Pension.
Sie lebte drauf für sich nach einem noblen Plan
Fern von der Stadt in einem alten Parmesan.
Da trifft sie eines Tags den Herrn von Katzenklar,
Den Kater, der der Abgott aller Katzen war.
Kaum sieht er ihn, so macht sich Herr Raton — wer zweifelt dran? —
Bereit, das Fersengeld zu zahlen, was er kann.
Da ruft ganz sittsam ihm, indem er tief zur Erde blickt,
Mit einer Heuchlermiene und den Kopf gebückt,
Der Kater zu: was laufen Sie, mein Herr, denn so geschwind?
Was fürchten Sie von mir? jag' ich Sie in die Flucht?

Der Mäuse Bestes nur hab' ich seit langer Zeit gesucht,
Und Gott ist Zeuge, wie unendlich theuer Sie mir sind.
Ich weiß, wie viel die Brüder an den Mäusen oft verübt,
Und diese haben Recht, wenn ihr Benehmen sie betrübt.
Allein mir thun Sie Unrecht, Herr! Ich kam, sie zu beschützen
Vor ihnen. Ist's gefällig, meinen Beistand zu benützen?
Ich esse keinen Bissen Fleisch; ja so es Gott gefällt,
Werd' ich ein Mönch in kurzer Zeit, und scheide von der Welt.
Wie schön war das gesagt! Herr Raton, ganz bekehrt,
Weil er bei Gott und allen Heil'gen schwört,
Bat ihm sein Unrecht ab, und lud ihn ein,
Des ganzen Mäusevolkes Freund zu sein.
Von Loch zu Loche führt er ihn, und stellt ihn vor
Als einen Freund, den ihr gut Glück für sie erkor.
Wie jubelten sie alle auf! wie freuten sie
Sich — Mäuse schließen gerne nach der Physiognomie,
Und in des Fremden Miene war — man muß gesteh'n —
Kein einziger verdächt'ger Zug zu seh'n.
Doch eines Tags, als sie gaben einen Ball,
Bot man ihm Pökelzunge an und Kaschkawall.*)
„Ich faste heut'", sprach er, „und darf dergleichen nicht genießen;
Doch wünscht' ich meine Freunde an mein Herz zu schließen."
Was war's für ein Umarmen! welch' ein Küssen!
Wem er die Lippen reicht,
Der ist im Nu erbleicht.
Kaum wurden drei dem Tode durch die Flucht entrissen.
Der Kater, der so sanft und mild,
Er ist — des Heuchlers Bild.

Donitču ist wohl nicht ganz so populär, wird aber gleichfalls häufig citirt. Der unbefangene Kritiker muß ihn über Alecsandrescu stellen, weil er knapper, frischer und witziger ist. Als charakteristisch mag hervorgehoben

*) Eine Gattung Schafkäse aus den Karpathen.

sein, daß beide Dichter ihren Landsleuten im Gewande der Fabel auch politische Lehren geben, freilich verschiedene, jeder in seiner Art. Während Alecsandrescu empfiehlt, sich bedingungslos dem Tone des Auslandes anzuschließen, denn „wir selbst bringen einander nur die größten Uebel", mahnt Donitču zur Hebung der Volkskraft, zur Einheit der Rumänen. So besonders draſtisch in seiner Fabel: „Der Krebs, die Kröte und der Hecht".

Daß selbst die Fabeldichter die Politik nicht lassen mögen, ist, wiederhole ich, charakteristisch für diese Literatur. Es gibt, wie wir sehen werden, keinen, absolut gar keinen rumänischen Poeten, sei er nun Epiker oder Lyriker, Novellist oder Dramatiker, Elegiker oder Humorist, der nicht „der Pflicht gegen die Nation" genügt und mehr oder minder breite Exkurse über die Lage der Nation, ja über die Politik des Tages seinen Werken eingeflochten hätte. Was bei dem Einen Gebot des Herzens war, war für den Anderen Gebot der Mode, für den Dritten wohl gar nur zeitgemäße Spekulation. Wer die Geschichte der Donaufürstenthümer seit 1848 überblickt, wird diese Erscheinung begreiflich finden. Das nationale Bewußtsein, sicherlich eine natürliche, berechtigte Empfindung, flammte aus der Asche dreihundertjährigen Druckes lichterloh auf, aber so jäh, so plötzlich, daß es sich in fieberhaften Formen äußern und, wie nun einmal die Menschennatur ist, in Größenwahn umschlagen

mußte. Zu den stolzen, prächtigen Worten standen die Thaten in schmählichem Mißverhältniß. Der Einheitsstaat, nach welchem man in allen Modulationen seufzte und schrie, wollte sich nicht zusammenfügen. Das lag zum Theil in der Abhängigkeit des kleinen, schwachen Volksthums von seinen mächtigen Nachbarn, in dem ungeklärten Verhältniß zur Pforte, in der widerspruchsvollen Politik der europäischen Großstaaten. Aber größere Schuld trug die innere Zwietracht. Die Guten und Selbstlosen stritten um den richtigen Weg zum Heil, die Schlimmen und Selbstsüchtigen für die Wahrung ihrer persönlichen Interessen. Während die Rumänen an politischer Einsicht noch wahre Wickelkinder waren, standen sie an wilder Gewalt des Parteikampfes den Staaten mit ausgebildetem öffentlichen Leben nicht nach, und während das Volk kaum eben den ersten Schritt aus der Barbarei herausgethan, wurden bereits die äußeren Formen einer vollendeten, ja überfeinerten Cultur copirt. Das war nicht blos komisch, sondern auch von unendlichem Schaden für jegliche organische Entwickelung. Alle Gebildeten im Lande stritten, die Dichter seufzten über die Zwietracht und — stritten mit. Als Alexander Cusa Hospodar der Moldau und Walachei wurde, da verstummte einen Augenblick aus Freude über die endlich vollzogene „Union" der Streit, um gleich darauf doppelt betäubend wieder loszubrechen. Urplötzlich schoß

eine Partei von Demokraten und Republikanern in's Kraut und „Republikaner" wurde Jeder, der nicht vom Fürsten ein Amt erhielt. Dies führte zu Repressalien von Seiten des Regenten, welche nicht immer die Grenzen der Nothwehr einhielten. Wieder stritten leidenschaftlich die Dichter mit, hüben und drüben, und mancher mußte deßhalb in's Exil wandern, oder darauf verzichten, seine Werke gedruckt zu sehen. Mit Cusa's Sturz ist es nicht besser geworden, die „Rothen" und die „Demokraten" stehen sich auch unter Carol I. leidenschaftlich gegenüber, und wieder tragen die Poeten jeder Partei die Fahne vor. Jeder Poet und jeder Gelehrte in Rumänien ist zugleich Politiker, — nicht zum Vortheil der Poesie und der Wissenschaft.

Diese intensive politische Färbung ist der wichtigste gemeinsame Zug all' der Dichter und Schriftsteller, die seit dem energischen Aufschwung dieser Literatur, seit 1848 bis zur Gegenwart, in Rumänien und den beiden halb rumänischen Provinzen Oesterreichs, Siebenbürgen und der Bukowina, vor die Oeffentlichkeit getreten. Im Uebrigen sind sie fast in allen Stücken scharf geschieden und ich ziehe es vor, sie in ihrer natürlichen Gruppirung vorzuführen, statt, wie bisher, die chronologische Reihenfolge festzuhalten, was ja auch bei Zeitgenossen fast unmöglich wäre. Als gemeinsame Merkmale wären hier ferner nur einige Schattenseiten zu verzeichnen. Erstlich

die Weitschweifigkeit; mit Ausnahme Bolintineanu's hat kein rumänischer Poet eine Ahnung davon, daß sich Meisterschaft des Stils auch im Verschweigen zeigt. Nur Wenige treiben es so schlimm, wie der selige Vacarescu, aber Alle lassen es sich nicht nehmen, Alles zu sagen, was sie denken und empfinden, so daß oft der ursprüngliche Gedanke der Dichtung durch die massenhaften Einschiebsel de omnibus rebus et quibusdam aliis nur verzerrt und gedrückt zu Tage tritt. Zweitens die Nachlässigkeit in der Form; die Prosaisten schleudern ihre Arbeiten in ungeheuerlichen Perioden hin und mit Ausnahme des früh verstorbenen Bukowinaer's Dr. Dimitrescu und des einstigen Kultusministers Maiorescu wüßte ich keinen Rumänen anzuführen, der eine Ahnung davon hätte, was künstlerisch geschulter Stil ist. Die Poeten aber erlauben sich die größten Freiheiten in Reim und Metrum. „So findet man", bemerkt Staufe, „häufig genug in einem und demselben Liede Strophen von ganz verschiedener Verseanzahl; diese Willkühr wird nicht selten noch dadurch gehoben, daß plötzlich von der normalen Anzahl der Füße abgewichen wird und diese eine Verringerung oder eine Vermehrung erfährt, — eine Willkühr, die mit der bewundernswerthen Harmonie italienischer, französischer und spanischer Kunsterzeugnisse im schärfsten Widerspruche steht. Man wäre fast versucht, zu glauben, daß diese Vernachlässigung der Form

in einer etwaigen sprachlichen Ungefügigkeit oder in einem Mangel an gleichklingenden Wörtern, welcher der Verbindung der Verse hindernd in den Weg trete, begründet wäre; aber man täuscht sich! Es ist nichts als Laune, eine poetische Caprice! Denn die Sprache der Rumänen ist so reich an gleichklingenden Wörtern, daß Alecsandri in seiner „Mariora Floriora“ stellenweise zehn, ja sechzehn und achtzehn Verse kontinuirlich zusammenklingen läßt.“ Ich füge nur noch hinzu, daß es nach dieser Richtung hin in Rumänien nicht besser, sondern schlimmer wird. Gerade die jüngsten Poeten scheinen sich die Regellosigkeit zur Regel gemacht zu haben, und beherzigen die Herren nicht bald die weisen Mahnungen, welche ihnen ihr nationaler Aesthetiker, Maiorescu, in seinem trefflichen „Criticé“ ertheilt, so können wir es noch erleben, daß ein rumänisches Poem in Hexametern beginnt, in gereimten Jamben fortsetzt und in Prosa schließt. Die südlichen Formen, das Ritornell und die Sestine, die Terzine und Canzone kommen gar nicht zur Anwendung, und was das Sonett betrifft, so ist es meines Wissens ein Einziger, Georgi Cretcianu (spr. Kretzian), der es gepflegt. Hand in Hand mit diesem Mangel an Selbstkritik bezüglich der Form geht natürlich auch ein solcher bezüglich des Inhalts. Die Literatur ist jung, die Gesellschaft pflegt sie mit nationalem Patriotismus — in Rumänien werden sogar,

was deutsche Leser mit Verwunderung hören werden, Novellen und Gedichte gekauft — die Kritik ist sehr mild und sucht die Production nach Kräften zu fördern. So kommt es, daß selbst talentvolle Poeten in Rumänien — von Dichterlingen wollen wir gar nicht sprechen, die bleiben sich überall gleich — Gedichte in ihre Sammlungen aufnehmen, die jeder Deutsche oder Franzose im tiefsten Abgrund seines Papierkorbes verbergen würde. Da wird jeder gleichgültige Einfall, jedes Gelegenheitsgedicht mitgetheilt. Wären der rumänischen Kritik diese Sächelchen minder sacrosanct, als ihren Erzeugern, der Unfug würde bald aufhören. Leider ist wenig Aussicht für das Erstere und darum auch für das Letztere.

Lassen wir nun diesen allgemeinen Bemerkungen den Versuch folgen, die rumänischen Poeten nach ihrer Eigenart zu gruppiren, so werden wir, wie bereits erwähnt, zunächst zwei Hauptgruppen unterscheiden müssen: Die Nationalen, welche an Märchen und Sagen ihres Volkes anknüpfen und eine originelle Entwickelung ihrer Literatur anbahnen und die Nachahmer fremder Literaturen, insbesondere der französischen. Rumänische Literarhistoriker werden diese Eintheilung freilich nicht gelten lassen und sie haben ihr sogar, da sie sehr nahe liegt, von vornherein mit Scheingründen begegnet, — der unbefangene Beurtheiler aber wird sie als die einzig richtige festhalten. Die Nationalen stehen in scharfem und für ihr Volks-

thum ehrenvollem Gegensatze zu den Nachahmern, welche weitaus an Zahl und Productivität überwiegen, aber keineswegs an Talent und Bedeutung. Jene wenigen Dichter, auf welche Rumänien stolz sein kann, sind durchweg Nationale. Diese Gruppe besteht übrigens fast ausschließlich aus Lyrikern und Epikern, während die Nachahmer ungleich vielseitiger sind und in ihrer Mitte sämmtliche Novelliſten und, mit zwei Ausnahmen, sämmtliche Dramatiker Rumäniens zählen. Arun Pumnul, der tüchtige rumänische Sprach- und Literaturforscher, weiland Professor am Gymnasium zu Czernowitz, pflegte uns in seinen Vorlesungen über das Schriftthum der Rumänen oft und mit dem satten Behagen des Patrioten zu versichern, daß die sonst allgemein gültigen Gesetze geistiger Entwickelung sich bei seinem Volke nicht bewährt. Da spreche man davon, daß sich zuerst die lyrische und epische Poesie entwickeln müsse, dann nach Jahrhunderten die Prosa und das Drama — „und wir Rumänen haben seit 1848 erst ein reges Literaturleben und schon umfaßt es die Novelle, das Sittenbild und die Tragödie!“ Aber wer unbefangen blickt, gewahrt leicht, daß sich jene Gesetze auch hier bewähren. Novelle und Drama sind hier importirte Treibhauspflanzen, welche blos den Geschmack verderben und eine einstige gesunde Production im Keime ersticken. Wie auf allen Gebieten des Culturlebens der Rumänen ist auch hier die Entwickelung überstürzt worden,

man hat den Schein für das Sein genommen, die Schale für den Kern.

Wir fassen unsere Aufgabe nicht dahin auf, diesen Troß der Nachahmer des Näheren zu charakterisiren oder auch nur aufzuzählen. Wohl bilden ihre Werke den größeren Theil der rumänischen Literatur, aber weder ihr Talent, noch die Art, wie sie ihre Muster copiren, macht es ersprießlich oder erquicklich, länger bei ihnen zu verweilen. Es genüge die schlichte, thatsächliche Bemerkung, daß die Dramatiker und Romanciers Frankreichs in Rumänien nicht blos Uebersetzer und Bearbeiter, sondern auch ihre getreuen — Affen finden. Wie der rumänische Adolphe Belot oder der französische Xavier de Montepin heißt, wird dem Leser ziemlich gleichgiltig sein. Einen rumänischen Daudet oder auch nur Feuillet gibt es nicht, ebenso wenig, als etwa der gallisirte Bojar wirkliche Bildung und Freiheit erworben, sondern nur eben glatte Formen, im besten Falle den echten „Chic".

Um so sorgfältiger wollen wir die kleine Gruppe der „Nationalen" in's Auge fassen. Hier treten uns zunächst zwei wirklich bedeutende Dichter entgegen: Vasil Alecsandri und Demeter Bolintineanu. Beide dürfen sich wirklicher und großer Verdienste um ihr Volk rühmen: sie haben seinen größten geistigen Schatz, das Volkslied, aus seiner Verschollenheit und Niedrigkeit erlöst, sie haben die Glanzepoche nationaler Selbstständigkeit dem lebenden

Geschlecht wieder in Erinnerung gerufen und mit dem Zauber der Poesie verschönt; sie haben durch ihre trefflichen Dichtungen bewiesen, daß auch ihr Volksthum ernster Geistesarbeit und großer geistiger Erhebung fähig ist. In ihrem Wesen grundverschieden, müssen sie gleichwohl zusammen genannt werden, nicht blos, weil sie die besten Dichter der Rumänen, sondern auch weil der Ausgangspunkt ihres Wirkens ein gemeinsamer ist. Als Bolintineanu (im Beginn der vierziger Jahre), auf den geistigen Kampfplatz trat, erkannte er sofort, daß dem poetischen Streben seiner Nation die Hauptsache fehlte: der originelle, nationale Zug. Und gleichzeitig erkannte er auch, wo der Quell der Heilung fließe: im Volksliede. Er wählte nicht blos Stoffe aus der Geschichte der Rumänen, sondern versuchte auch mit Glück, den Volkston darin anzuschlagen. „Wir müssen unsere Volkslieder sammeln", gab er die Parole aus, und wie ihm die Ehre der Anregung, so gebührt Alecsandri das Verdienst der Ausführung. Seine Sammlung „Poesie poporale" (Jassy 1853 ff.) ist ein epochemachendes Werk, nicht blos um des herrlichen poetischen Schatzes willen, den es enthält, sondern auch der Anregung wegen, welche Alecsandri und seine Mitstrebenden daraus gezogen. Der Erfolg war der Mühe werth, aber diese Mühen waren unsäglich, und neben großer moralischer Ausdauer hat auch große körperliche Elasticität dazu gehört, das

ſchöne Werk zu vollbringen. Von dieſer Mühe kann man ſich, wie Kotzebue mit Recht bemerkt, in einem civiliſirten Lande kaum einen Begriff machen. „Hier ſingt ein Bettler ein Bruchſtück einer Ballade und unterbricht ſich, um mit den gellenden Tönen ſeiner Sackpfeife die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden zu feſſeln; dort ſitzt ein zechender Bauernkreis in einer ſchmutzigen Judenſchenke, und mitten im Kreiſe ſteht ein zerlumpter Sänger und begleitet mit der Geige die näſelnden Töne ſeines Geſanges; — dort ſpielt eine Zigeunerbande zum Tanz auf, und durch die wilde Harmonie dringen die Noten eines Liedes.“ Und Ubicini, der Freund Alecſandri's, erzählt: „Während Nikolai Balcesco die Klöſter der Karpathen durchſuchte, um, wie er ſich äußerte, unter ihren Ruinen Spuren von der Größe der Vorfahren aufzufinden, durchſtreifte Alecſandri zu Fuß die Berge und Ebenen von Rumänien, und ſammelte Lieder und Legenden. Noch gefällt er ſich in der Erinnerung an dieſe reizende Zeit. Wie oft hat er mir von ſeinen Wanderungen erzählt, von ſeinem Aufenthalte in Ruinen, wo ſich ſonſt ein berüchtigter Räuber verborgen, von ſeinen Unterredungen mit alten Bauern, von den Liedern, die er von jungen Mädchen gehört, von der Mamaliga (Polenta), die er in Bauernhütten gegeſſen, und wie er dann am Abend deſſelben Tages in ein Schloß gekommen, wo der Comfort, die Eleganz, die Sitte, ja ſelbſt die

Sprache von Paris herrscht." Wie mir von Freunden des Dichters erzählt worden, war es neben der Anregung Bolintineanu's das Vorbild der deutschen Romantiker, welches aneifernd auf ihn eingewirkt. Wie als selbstständiger Poet, so hat Alecsandri auch nach dieser Richtung hin Schule gemacht, und das Sammeln von Volksliedern wird seitdem in Rumänien mit großem Eifer betrieben. Die Erfreulichkeit dieser Thatsachen wird leider stark durch die Art getrübt, in der die Herren dabei ihren subjectiven Launen die Zügel schießen lassen. Sie „verbessern" die Lieder, kürzen oder verlängern sie, versetzen alterthümliche Ausdrücke durch moderne oder schmuggeln wohl gar unter dieser Flagge ihre eigenen Erzeugnisse ein. Marianu Marianescu, der verdienstvollste Sammler nach Alecsandri, ist von diesen schweren Fehlern nicht ganz freizusprechen, noch weniger O. Dimitrescu, Christu Joanin u. s. w. Als sonderbarer Kauz erweist sich A. Pann in seinen „Spitalul amorului sau cantatorul dorului" (Bukarest 1850). Ein „Liebesspital" nennt er sein Buch, weil er darin Volkslieder mittheilt, welche Liebesweh besingen, und dieselbe Höhe des Geschmacks, wie der Titel, darf auch die Art beanspruchen, wie der Verfasser gemüthlich zwischendurch seine Original-Erzeugnisse einschiebt. Zum Glück ist das rumänische Volk ein besserer Poet als Herr A. Pann und so lassen sich in diesem Buche Volks- und Kunstpoesie leicht unterscheiden.

Minder leicht bei Alecsandri und seinen talentvollen Nachstrebenden. Sie treffen den Volkston oft so glücklich und ungezwungen, daß man kaum an einen bestimmten Urheber denken möchte. Schon darum ist es unerläßlich, hier das Volkslied der Rumänen zu charakterisiren, eine Aufgabe, die um so schwerer ist, je kürzer wir uns fassen müssen und je eigenartiger dieses Lied ist. Es gleicht dem Volkslied keiner anderen Nation und steht dem deutschen an Universalität des Stoffes, dem nordischen an Kraft, dem slavischen an Keuschheit und Stimmungshaltigkeit nach und darf gleichwohl einen ebenbürtigen Platz neben ihnen beanspruchen durch die ungemeine Zartheit des Empfindens, den Glanz seiner Gleichnisse, die Leichtigkeit und Anmuth der Form, vor Allem aber durch die entzückende Gabe, das Gewöhnlichste echt dichterisch anzuschauen, dem Derbsten und Härtesten eine poetische Seite abzugewinnen. Es ist nicht sonderlich tief, arm an jenen elementaren Tönen, jenen Offenbarungen aus der tiefsten Tiefe der Menschenbrust, wie sie uns zuweilen aus dem germanischen Volksliede entgegenklingen, aber an Anmuth und süßem, leichtem Spiel der Phantasie hat es kaum einen Rivalen. Es ist unendlich naiv, mit solchen Märchenaugen schaut etwa ein begabtes Kind in die Welt, es versteht sie nicht und macht sich ein unrichtiges Bild von ihr, ein Bild, welches tausendmal poetischer ist, als die Wirklichkeit. Poetischer,

aber nicht heiterer — ein Zug tiefer Schwermuth geht auch durch das Lied der Rumänen, wie das aller Nationen, die lange Heloten geweſen. Hart daneben findet ſich freilich auch derbe, ausgelaſſene Luſtigkeit, es iſt, wie die Volksſeele, ſo recht auch das Volkslied der Contraſte. So findet man im rumäniſchen Volksliede neben den zarteſten Liedern, die ſich irgendwo im Volksmunde finden, auch die derbſten Zoten. Bedeutender als das lyriſche iſt das epiſche Lied, eine Erſcheinung, die ſich bekanntlich auch bei den Südſlaven wiederholt. Doch kann es kaum einen größeren Gegenſatz geben, als das epiſche Lied der Serben und der Rumänen. Dort fließt die Handlung breit und ruhig dahin, von geringen lyriſchen oder beſchreibenden Stellen unterbrochen und mit jenen zahlreichen ſtereotypen Wendungen, welche aus dem griechiſchen Epos bekannt ſind. Hingegen iſt das erzählende Volkslied des Rumänen mehr Märchen, als Ballade, die lyriſchen Stellen ſind breit und zahlreich, die Perſon des Sängers tritt ſtark in den Vordergrund. Selbſt in jenen Liedern, welche ſehr realiſtiſche Thatſachen behandeln, wie Scenen aus dem Räuberleben, ſpielt der Zug zum Märchenhaften ſtark hinein: da treten Rieſen und Zwerge auf; Sonne und Mond, Tag und Nacht, Winter und Sommer werden als Perſonen redend und handelnd eingeführt und auch die alten Götter kommen geſchritten und prügeln ſich mit dem Räuber

oder retten ihn aus den Händen der türkischen Gerichtsdiener, Pan, Venus, Merkur und zuweilen sogar der gewaltige Zeus.

So lückenhaft und unzureichend diese Charakteristik an sich sein mag, so wird sie uns doch darüber orientiren können, wo Alecsandri und Bolintineanu an das Volkslied angeknüpft. Der Erstere, vornehmlich Lyriker, steht seinem Vorbild sehr nahe. Es ist wohl ein wenig Absicht dabei, ein bewußtes Anlehnen an das Muster, aber das Haupttheil liegt gewiß in der inneren Verwandtschaft dieser reichbegabten Dichterseele zur Volksdichtung. Auch hier findet sich dasselbe anmuthige Spiel der Phantasie, ein holder Ueberfluß an Bildern und Gleichnissen, an Empfindungen und — Reimen; auch hier schließt sich an zitternd verhallende Schwermuth der jähe Ausbruch derber Lustigkeit; auch hier schaut der Dichter die Welt mit Kinderaugen an. Das sind sämmtlich glänzende Gaben, die jedoch die Gefahr haben, leicht in Fehler umzuschlagen, in Schwulst und Unklarheit. Viele Lieder Alecsandri's sind in der That hievon nicht freizusprechen. Insbesondere wird eine Eigenheit des Volksliedes; die dort schlicht und unbefangen auftritt, der Hang zum Symbolischen, bei ihm fast immer zu gezierter, gezwungener Affectation. So wird das Volkslied stets durch die Anrufung einer Pflanze eingeleitet, welche mit dem Inhalte des Liedes in irgend einer symbolischen Be-

ziehung steht. Ist es ein Heldenlied, so beginnt es: „Grünes Blatt der Eiche!", ein glühendes Liebeslied: „Grünes Blatt der Rose!", ein Lied verschämter Liebe: „Grünes Blatt des Veilchens!", ein Trauerlied: „Grünes Blatt der Cypresse!" u. s. w. Neben dem Hange zum symbolischen Spiel mag sich darin auch das innige Naturgefühl des Rumänen aussprechen, der gern seine grünende, blühende Umgebung beseelen und mit seinem Dasein in Verbindung bringen möchte. Was dort ein ungezwungenes Spiel der Phantasie ist, wird bei Alecsandri oft zu unleidlicher Spielerei und der Hang recht viel in die Natur hineinzulegen, führt ihn oft zu großen Geschmacklosigkeiten. Das soll nicht verschwiegen sein, aber eben so wenig, daß er weitaus mehr reizende, treffliche Lieder geschrieben, als solche, die unseren Tadel verdienen. Zu den ersteren gehören auch seine patriotischen Lieder; er ist nie in die Arena des Parteikampfes herabgestiegen, sondern hat stets als freisinniger, edeldenkender Mann alle guten Strebungen seiner Nation mahnend und ermunternd begleitet. Eine kleine, streng gesichtete Auswahl seiner Dichtungen, von einem guten Uebersetzer verdollmetscht, würde das deutsche Publikum sicherlich in hohem Grade interessiren. L. A. Staufe-Simiginowicz, der in seinen „Romanischen Poeten" (S. 4—46) eine Reihe dieser Dichtungen übersetzt, ist leider sowohl des Rumänischen als des Deutschen — er ist Ruthene —

nicht in jenem Grade mächtig gewesen, um die ungemeinen Schwierigkeiten zu überwinden. Die Treue der Form ist ihm höher gestanden, als jene des Inhaltes, an sich ein schwerer Fehler, doppelt schwer bei Alecsandri, der in hohem Grade willkürlich in der Form ist, und in seiner überströmenden Reimfülle ohnehin im Deutschen nicht erreicht werden kann. So hat Staufe's ungemeiner Fleiß, seine langjährige, selbstlose Arbeit im Dienste unserer Weltliteratur leider nur geringe Früchte getragen. Unter diesen Umständen ist es fraglich, ob ich dem Leser und dem Dichter einen Dienst erweise, wenn ich Proben in mangelhafter Uebersetzung mittheile. Ich habe mich gleichwohl dazu entschlossen und wähle zwei Stücke aus, die den Inhalt des Originals weniger verstümmelt wiedergeben, als andere. So das folgende Lied, welches überaus populär geworden ist und, von einer schönen Melodie getragen, sehr oft gesungen wird:

„Theures Land, das Schönheit kleidet,
O du liebe Moldau mein,
Wer durch Flucht dich läßt und meidet,
Ist erfüllt von schwerer Pein.
Denn durch deinen Traum zu schweben,
Ist's wie durch ein Himmelreich,
Süß von dir ist stets das Leben,
Einem süßen Maitag gleich.

Muß, geliebtes Land, dich lassen
Und von deinem Himmel zieh'n,
Nur in Thränen kann ich fassen,
Was mir tief bewegt den Sinn.

Traurig in der Abschiedsstunde
Fühl' ich banges Ahnen schwer,
Ach, kein Bild in deiner Runde
Leuchtet meinem Auge mehr!

Denn wer weiß, da ich vom Heerde
Werd' verstoßen vom Geschick,
Um zu küssen deine Erde,
Ob ich kehr' vergnügt zurück?
Ob ich seh' in künft'gen Tagen
Deine Berge, deine Höh'n,
Die mit stolzen Häuptern ragen
Und in alle Wolken seh'n.

Werd' ich deine Wälder blicken,
Drin stets leise flüsternd zieht
Mancher Quell, um zu erquicken;
Hör' ich einst dein Doinalied?
Werd' ich deinen Himmel schauen,
Lächelnd im rumän'schen Geist,
Die mich lieben, mir vertrauen,
Die mein Herz in Liebe preist?

Sieh', schon kommt die Trennungsstunde
Und der letzte Augenblick;
Lust mit sel'gem Glück im Bunde
Laß ich jetzt mit dir zurück.
Und mein Herz ruft dir entgegen:
Theure Moldau, lebe wohl!
Lebe wohl, mit Gottes Segen!
Glücklich ich dich finden soll!"

Das nachstehende Gedicht ist im Original mit „Lacrimele" überschrieben. Das bedeutet im Rumänischen sowohl „Thränen" als „Maiglöckchen". Die Schönheit

des Gedichts blickt hoffentlich auch durch das härene Gewand der Uebersetzung hindurch:

„Blumen viel der wundersamen
Leuchten süß im Wald und Haine,
Doch wie ihr, ihr Maienglöckchen,
Hat von allen Blumen keine
Süßer'n Duft und süßer'n Namen.

Maienglöckchen, ihr seid Thränen,
Die herab vom Himmel fallen,
Wenn geliebter Engel Seelen
Zwischen hellen Sternen wallen
Und vergießen Wehmuthsthränen.

Ihr seid zart und weiß und minnig,
Wie die Liebste meines Lebens;
Mit euch theuren Thränentropfen,
Mit euch Perlen süßen Strebens
Schmückt der Lenz sich fromm und sinnig.

Doch der Nordwind kommt und wendet
Euch den Tod zu ohne Schonen;
So vernichtet stets das Schicksal
Alles was wir lieb gewonnen,
Ach das Sein, die Blume endet!"

In seinen historischen Balladen ist Alecsandri unbedeutend. Eine reizende Dichtung aber ist seine „Mariora Floriora", ein Volksmärchen von bezauberndem Duft, von glühender Sinnlichkeit, von einer Musik des Verses, wie sie selbst bei italienischen Poeten selten das Ohr entzückt.

Wenden wir uns nun zu Bolintineanu. Auch er ist durch und durch national, aber, wie schon erwähnt, sehr verschieden von Alecsandri. Wir wollen die Bedeutung der beiden Poeten nicht gegen einander abwägen. Es ist dies eine Lieblingsarbeit rumänischer Literaten, die wohl in ihrer Ueberschwänglichkeit Alecsandri als Schiller, Bolintineanu als Goethe ihrer Literatur preisen! Diese Vergleichung hat nur insofern Berechtigung, als Alecsandri seinem Kunstprinzip nach Idealist, Bolintineanu Realist ist — im Uebrigen wollen wir hoffen, daß auch der rumänischen Literatur einst Dichter geboren werden, welche solche Paralellen mehr verdienen, als die beiden jetzt wirkenden Dichter. Bolintineanu ist kein Goethe, aber immerhin der Uhland seiner Nation. Seine historischen Balladen sind trefflich, voll plastischer Gestaltungskraft, schlicht und edel im Ton, knapp in der Form. Hier lehnt sich der Dichter blos im Stoff und einzelnen naiven Wendungen an das Volkslied, aber er unterscheidet sich von demselben auf das Schärfste durch die Ausscheidung aller lyrischen und descriptiven Zuthaten, alles Märchenhaften und Mystischen durch die Knappheit und Kraft, mit der er in engem Rahmen reiche Stoffe bezwingt. Die gedrungene Kraft und Prägnanz ist im rumänischen Dichterwalde nur eben dem einzigen Bolintineanu verliehen, darum sind viele seiner Landsleute so thöricht, ihm seine Wortknappheit

als Fehler anzurechnen. Wir aber müssen sein weises Maßhalten als eine Oase in der Wüste begrüßen. Zu welcher süßen oder süßlichen Idylle hätten andere Dichter beispielsweise die dem Volksmunde entnommene Sage von der Vermählung des Fürsten Radu mit einer niedrig geborenen Zofe gestaltet. Bolintineanu (übersetzt von Schuller) gestaltet sie knapp und plastisch:

„Komm und gib mir einen Kuß, mein süßes Leben!
Will ein Röckchen Dir und einen Halsschmuck geben!"

„„Herr, für einen Rock und einen Halsschmuck — wißt —
Hab' in meinem Leben niemals ich geküßt.""

„Küsse mich, mein Kind, für Deine Ohren
Habe ich ein perlenreich Gehäng erkoren."

„„Perlen trag' ich nicht für einen Kuß und Gold,
Niemals schmück' ich meinen Leib um solchen Sold.""

„Komm und küsse mich, verschämtes Kind, sonst schleife
Dich ein Pferd in wilder Flucht an seinem Schweife."

„„An den Schweif des Renners kannst Du binden mich;
Aber nie, Gebieter, niemals küß' ich Dich.""

Schnaubend kommt ein Renner, stampfet mit den Füßen:
„Willst Du, junge Schöne, nun mich endlich küssen?"

„„An den Schweif des Renners kannst Du binden mich,
Aber nie, Gebieter, niemals küß' ich Dich.""

Da im Kreis von seines Hofes Herrn und Frauen
Läßt sich Wode Radu mit dem Mädchen trauen.

Gleichfalls in knappstem Rahmen entrollt sich des Dichters populärste Ballade: „Die Mutter Stefan des

Großen". Der Fürst weilt im Kampfe gegen die Türken, seine Gattin und seine greise Mutter verbringen Tag und Abend im Gebete:

„Die Mitternacht kam leise, da scholl mit einem Male
Ein lautes Rufen, Pochen am hohen Burgportale.
Ja, ich bin's, gute Mutter, ersehnt wohl manche Stund'!
Dein Sohn ist's und ich kehre vom Heere krank und wund!
Es brennen meine Wunden, der Türk' jagt hinter mir.
Meine Krieger sind geflohen! — Laß öffnen mir die Thür."

Die Greisin eilt zum Thore und ruft: „Du bist nicht Stefan, Lügner, mein Sohn weilt im Kampfe." Da schämt sich der verzagte Held und eilt zurück in die Schlacht.

„Die Schlacht beginnt auf's Neue — die Feinde sind zerschmettert,
Und fallen wie die Aehren, wenn rings die Sense wettert."

Dieser historischen Ballade sei noch eine frei erfundene Romanze beigefügt: „Die Macht des Gesanges", obwohl auch hier leider die Uebersetzung eine härener Sack ist, welcher die schöne, edle Kraft des Originals mehr verbirgt, als hervortreten läßt.

„Auf dem Throne sitzt der Fürst, dem perlenreichen;
Doch des Grames Furchen ihm die Stirne bleichen.

In den schwarzen Mantel ist er eingehüllt,
Der entlaubten Pappel finst'res Ebenbild.

Um den Thron sind kühne Ritter rings zu schauen,
Und der Halbkreis zarter, wunderschöner Frauen.

Nur die Fürstin in dem Kreise nicht erscheint;
In dem Thurm gefangen, schmachtet sie und weint.

Da verwundert fragt der Fürst, indem die Gäste
Er beschaut: „Wie, bleibt der Sänger weg vom Feste?

Wenn die Felder trauern, von der Gluth versengt,
Dann ist's nöthig, daß des Himmels Thau sie tränkt.

Also sehnet sich mein Herz, gebeugt vom schweren
Gram, des Harfners lieblichen Gesang zu hören.

Aus der Ritter Kreise tritt der Sänger bald,
Mit den weißen Locken, achtzig Jahre alt.

„„Herr, es kann das Lied den innern Gram nur stillen,
Wenn der Liebe Regungen die Seele füllen.

Aber Dir, Gebieter, klingt umsonst mein Lied,
Wie der Diamant, so hart ist Dein Gemüth.““

„Denkst der Fürstin Du? laß die Erinn'rung schweigen;
Heiß' die Todten nicht aus ihren Grüften steigen.

Aus den Rosen des Palastes ausgewählt,
Wird zur Gattin mir ein and'res Weib vermählt.“

Und der Sänger rührt die Harfe; da erschallen
Wunderfüße Harmonien durch die Hallen:

„Es ruht' an eines Fürsten Brust
Ein Weib einmal, jung, mild und schön;
In Glück und süßer Liebeslust
Sah Tag' um Tage vergehn.

Am Hofe auch ein Mädchen fein,
'nen edlen Rittersmann entzückt;
Von ihrem Munde, süß und klein,
Hat manchen Kuß er schon gepflückt.

Gern böt' er offen ihr die Hand;
Sein edler Sinn erlaubt es nicht,
Daß unerlaubter Liebe Band
Die zarte Blume bleicht und bricht.

Allein der Welt Gesetz ist schwer;
Dem Einen Geld und Gut sie beut,
Dem Andern bleibt der Beutel leer;
Er hat nichts als der Liebe Leid.

Drum tritt er einst zur Fürstin ein,
Und weinet heiß und bittet sie:
„Die Maid laß meine Gattin sein!"
Und stürzt vor ihr auf seine Knie.

Da kommt im selben Augenblick
Der Fürst, sieht auf den Knien den Mann,
Er reibt die Augen, bebt zurück
Und rufet laut „Verräther" dann.

Umsonst ist ihrer Unschuld Schwur,
Man gibt den Worten kein Gehör,
Der Hof glaubt argem Leumund nur;
Im Kerker büßen Beide schwer."

Wie der Sänger schweigt, da hält der Fürst sich nicht,
Blickt voll Ungeduld den Harfner an und spricht:

„Sage mir, Du, welcher niemals mich betrogen,
Welch' Vertrauen Dich zu diesem Lied bewogen?"

„„Herr, mein Rath bewog den Junker zu dem Schritte,
Daß die Fürstin um des Liebchens Hand er bitte.""

Auf des Fürsten gramgebleichte Stirne kehrt
Schnell die Freude wieder, als er dies gehört,

Und er winkt; da sieht die Fürstin man erscheinen,
Ihre gold'nen Locken naß vom langen Weinen.

Auf den Thron setzt er sie neben sich, und grüßt
Sie, indem er süß die weiche Stirne küßt;

Und es läßt des Ritters und der Jungfrau treuen
Bund der Fürst sofort an dem Altare weihen."

Neben diesen kleineren epischen Kunstformen hat Bolintineanu auch die größere poetische Erzählung gepflegt. Hier sind es ausschließlich Stoffe aus dem Orient, die er behandelt. „Blumen des Bosporus" ist diese Abtheilung seiner Gedichte (Bukarest 1856) überschrieben. Es läßt sich nicht schildern, wie hoch gerade diese und nur diese Seite seines Schaffens in seiner Heimath gepriesen, wie überschwänglich sie gefeiert wird. Ich gebe hier den Excurs des relativ nüchternsten Kritikers wieder, des Dichters Jonesku. „Im Orient", schreibt er, „ist das wahre Reich des Dichters, hier entfaltet er seine ganze Phantasie. Wie weiß er uns jenes Land zu schildern, wo Alles Poesie ist, wo die leuchtendsten Blumen blühen, wo die melodienreichsten Vögel singen, wo die Frauen nur Liebe hauchen. Und mit welchem unendlichen Zauber malt er uns die Abende im Orient. Ueberall sehen wir, daß Alles ein volles Leben lebt, daß die Wasser krystallener leuchten, die Strahlen lieblicher glühen, die Dämmerungen mit süßeren Versprechungen uns erfüllen. Wenn dann der Mond sein melancholisches Licht ergießt, mit welchem Zauber entfalten die Blumen ihren Glanz und mit welchen Har-

monien besingen die Nachtigallen die Schönheiten ihrer wahren Heimath! Und die Nächte, auf dem Bosporus zugebracht! Das leise Rauschen der Kähne, wenn diese die Wellen theilen, der Lärm der Ruderer, die harmonischen Gesänge an den Ufern, aus Gärten und Hainen, endlich die Klänge des Saitenspiels, mit welchen der Geliebte seine Erkorene zum Fenster ruft." Dies, wie gesagt, eine der nüchternsten Stimmen, die ich auch deßhalb mittheile, weil sie mindestens nur dasjenige lobt, was vollsten Lobes würdig ist: das prächtige Localcolorit dieser Dichtungen. Hingegen ist der Dichter hier — und nur hier! — von einem gewissen Schwulst nicht freizusprechen, vielleicht hat dies gerade seinen Erzählungen in Rumänien so rauschendes Lob eingebracht. Der Faden der Begebenheiten ist sehr dünn, auch in der Charakteristik sind diese kleinen Epen weit schwächer, als die Balladen. Relativ die beste dieser Erzählungen ist: „Zeila".

Muß bezüglich dieser Dichtungen unser Lob kälter sein, als das seiner Compatrioten, so müssen wir hingegen Bolintineanu's Lieder höher stellen, als dies in Rumänien üblich. „Sie sind gar zu einfach", klagen die Herren, und in der That sind diese Strophen frei von jenem Ueberschwang an Worten und Bildern, wie er die Lieder der Anderen entstellt. Frei auch, bis auf einige Jugendgedichte, von jener krankhaften, thränen-

duſeligen Sentimentalität, die hier modern geworden, weil ſie als „gefühlvoll“ gilt. Der Ton iſt friſch, naiv, volksthümlich. Als Probe ſtehe hier das folgende, „Des Popen Tochter“ überſchriebene Lied:

„Wäre ich ein Paſcha heut',
Zög' nicht an ein golden Kleid,
Baut' mir auch nicht von Granit
Ein Serail, d'raus Reichthum ſieht,
Gärten nicht voll gold'ner Pracht,
Von Eunuchen wohlbewacht,
Braucht' kein Harem mit Kadinen,
Keine Barken mit Gardinen;
Doch beim Barte des Propheten
Schwör' ich — mag mich Allah tödten! —
Wär' ich Türk und Paſcha gar,
Böte auf ich meine Schaar,
Bräche raſch in Galaz ein,
Raubt' des Popen Töchterlein,
Dieſes Mädchen mit den feuchten
Augen, die ſo lieblich leuchten!“ . . .

Schließlich iſt auch der politiſchen Gedichte Bolintineanu's zu gedenken, insbeſondere ſeiner „Geſänge aus dem Exil“. Der Dichter hatte 1848 ſtarken Antheil an den politiſchen Kämpfen genommen und mußte bis zur Mitte der fünfziger Jahre auf fremdem Boden weilen. Auch dieſe Lieder charakteriſiren wir wohl am Beſten durch die Mittheilung einer Probe:

„Hätteſt, trauernd Vaterland, du mir das Leben wollen rauben,
Wen'ger grauſam wär's geweſen für das Herz, das heiß dich liebt —
Einen Kerker, Eiſenbanden, hätt' ich freudig vorgezogen,
Dieſem Leben, das die Fremde dem verbannten Fremdling gibt!

Dort im Vaterland hätt' ich doch noch einmal hören können
Meiner Muttersprache Laute, lieblich, wie des Seraphs Lied,
Und dem Märtyrthum verfallen, hätt' die Seele noch gejubelt,
Und geweint ob meiner Qual hätt' auch der noch, der mich flieht.
Doch Du hast mich hart verstoßen, hast zerrissen alle Bande,
Daß allmählig sie erkalte, meine Lieb' zum Vaterlande,
Bis aus Bitterkeit einst Gleichmuth — und auch Glück vielleicht erwacht;
Denn es fehlt mir nichts von Allem, was die Menschen Glück je nannten —
Ich bin frei, doch diese Freiheit eines trauernden Verbannten
Möcht' auch denen ich nicht wünschen, die in's Elend mich gebracht."

Aus dem Exil heimgekehrt, machte Bolintineanu eine große politische Carrière und war unter Anderem längere Zeit Cultusminister. Als solcher soll er sich insbesondere gemüht haben, in die schwankende rumänische Rechtschreibung Regel und Ordnung zu bringen. Mit geringem Erfolge — die Unordnung ist noch heute so groß, daß fast jeder Dichter, jeder Publicist und jeder Schulmeister seine eigene Orthographie hat.

Alecsandri und Bolintineanu haben Beide Schule gemacht; mit geringen Ausnahmen bewegt sich der gesammte Nachwuchs der „Nationalen" in den von ihnen gewiesenen Bahnen. Ehe wir diese betrachten, haben wir jedoch noch eines Dichters zu gedenken, der neben den beiden Meistern eine fast ebenbürtige Ausnahmsstellung einnimmt: Georg Sion.

Er ist der hervorragendste politische Lyriker der Rumänen und unter den Jüngeren der Einzige, der nicht

blos gereimte Leitartikel bietet. Im Uebrigen dominirt in diesem Genre die Phrase, die hohle, schale, geist- und gedankenlose Phrase. Weil Sion und Bolintineanu verbannt gewesen und Gesänge aus dem Exil gedichtet, so behauptet heute in Rumänien jeder Poet in seinen Reimen, einmal verbannt gewesen zu sein. Die Herren sitzen behaglich in ihren Stuben zu Jassy oder Bukarest und winseln, daß es einen Stein erbarmen könnte, wie bitter das Brot der Fremde ist. Und erlogen wie diese Klage ist auch ihr ganzer Patriotismus — echte Gefühle äußern sich anders, das sehen wir an Sion. In seinen Liedern ist eine Gluth der Begeisterung, ein elementarer Ton der Empfindung, eine Innigkeit der Vaterlandsliebe, die unwillkürlich ergreift, mag man auch sonst über dies Volksthum denken, wie man will. Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß dieser talentvolle, feurige Poet keine anderen Stoffe, als politische, wählen kann, ohne schal und trivial zu werden. Seine Liebeslieder sind kaum zu lesen, seine satyrischen Bilder aus der Gesellschaft witzlos und matt. So hat er nur eine engbegrenzte, scharf ausgeprägte Begabung, aber innerhalb dieser Grenzen leistet er Treffliches. Er dichtet seit 1846 und ist sehr productiv; aus seinen Liedern ließe sich also eine poetische Geschichte Rumäniens zusammenstellen. Diese Lieder sind es werth, daß wir auch aus ihnen Proben mittheilen. Auch hiefür stehen uns nur

Uebersetzungen Staufe's zur Verfügung. Das folgende feurige Kampflied richtet sich gegen die Griechen, die „Fanarioten", welche bis in die jüngste Zeit eine Geißel des unglücklichen Landes gewesen. Es ist 1857 entstanden und lautet in seinen Hauptstrophen:

„Unter allen Erdenübeln
Welches ist das ärgste doch?
Welchem Uebel fehlt der Name,
Selbst der Henker scheut ihn noch!
Welche Drachenbrut gedeihet
Zwischen uns im ganzen Land?
Wer vergiftet und verpestet,
Was er findet, was er fand?
Soll ich's sagen zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist?!

Wer besitzet keine Heimat
Und sucht sie in unsr'em Land?
Wer sucht sich die reichste Wirthschaft
Und hat gleich sie bei der Hand?
Wer kommt bettelnd hergezogen
Weit aus gottverlaß'nem Nest?
Wer treibt mit dem Lande Spiel nur
Und verkauft es auf das Best'?
Soll ich's sagen zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist?

Wer hat unsern Ruhm verdunkelt
Und Verläumdung ausgestreut?
Lethargie hervorgerufen
In Rumänien, weit und breit?
Wer hat uns die Lieb' verleidet,
Die der Heimath wir geschenkt?

Sklavensinn und läß'ge Schwäche
Lief in unser Herz gesenkt?
Ach, ich sag's zu jeder Frist,
Daß der Fanariot es ist!

Nicht der Griech' ist's, der in Troja
Einst Homeren's Lieder sang;
Der Homeren's Iliade
Einst aus Brand und Asche schwang;
Nicht der Griech' ist's, der für Freiheit
Und für Volk sein Leben gibt;
Nicht der Griech' ist's, der mit Ehren
Unter uns zu walten liebt.
Nein, ich sag's zu jeder Frist,
Nur der Fanariot es ist!

Pest, Heuschrecken, Krankheit, Heere,
Jedes Uebel wuthentbrannt
Kam auf unsre armen Häupter,
Aber es verließ das Land.
Doch von diesem gier'gen Igel
Werden nimmermehr wir frei!
Gott, wann bringst Du den Rumänen
Einsicht und Verstand doch bei?
Wann, ruf' ich nach jedem Wind,
Daß wir frei des Igels sind?"

In begeisterten Reimen feierte Sion 1856 die „Union", die Vereinigung der Moldau und Walachei:

„Hoch am Himmel strahlt zur Stunde
Uns ein Stern, der bringt die Kunde,
Daß der argen Noth und Pein
Jetzo muß ein Ende sein.
Stern Rumäniens, gold'ner Schimmer,
Leuchte unsrer Einheit immer,

Stern des Lebens, unſer Gut,
Unſ're Zukunft nimm in Hut!
Und Du, Gott im Himmel droben,
Den des Erdballs Völker loben,
Laß ihn leuchten immerdar
Unſerm Glücke hell und klar!

Alle Welt muß nun vernehmen:
Unſ're Rechte ſind nicht Schemen!
Litten wir nicht mit Geduld?
Litten wir nicht ohne Schuld?
Glaub', es möchte uns gebühren,
Unſer armes Sein zu führen;
Glaub', es wär' auch endlich Zeit,
Daß die Noth uns meilenweit!
Daß die Uebel aller Arten
Endlich ſich zum Aufbruch ſcharten,
Ob ſie heulend ſind zu ſeh'n,
Zähneflet ſchend weitergeh'n!

Neues Jahr, es wird uns geben
Neue Zeit und neues Leben,
Niemand ſei mehr nach dem Land,
Das ihn nähret, zubenannt.
Alle auf Rumäniens Erde,
Die bald frei und ruhmreich werde,
Alle ſteh'n wir im Verband,
Seien Rumänen nur genannt.
Nur ein Vaterland, ein Name,
D'rin liegt unſ'res Ruhmes Same,
Und ſo lang' die Welt beſteht,
Unſer Volk nicht untergeht!"

Wir kommen zu den dii minorum gentium. Nur Wenige verdienen mehr, als die Nennung ihres Namens

und die Andeutung des Genres, das sie pflegen. Georg von Assaki und Andreas Morosanu sind Odendichter, Beide haben in steifen, würdigen, nicht immer kurzweiligen Gedichten Thaten der Nation oder einzelner Männer besungen. Morosanu's Schwäche ist es leider, auch Kinder zu besingen; wird einem seiner Freunde ein Knäblein geboren, so dichtet er eine „Ode" darüber. Als Lyriker von hübscher Begabung, wenn auch in keiner Weise hervorragend, sind zu nennen: G. A. Baronzi, Cäsar Boliak, J. Grecu, N. Istrati, Jakob Morosan, G. Melidon, Bostaki Negri; ferner Ghika, Grandea, Gusti, Jonesku, Carlowa, Lazzarescu, Pelimon, Teut; endlich die Bukowinaer Bumbac und Petrino, der Letztere reichbegabt, aber auch so völlig ohne Selbstkritik und ernstes Streben, daß er, nach glänzendem Debut, schon heute zu den Todten zählt. Fast alle diese Poeten haben auch Balladen und Romanzen gedichtet. Bedeutender als die eben Genannten ist der edle, formvollendete Cretcianu. Auch sein Talent hat einst mehr versprochen, als es geleistet; aber er ist und bleibt eine vornehme Erscheinung, bei der man gerne verweilt. Er allein verdient es noch, daß wir ihn der Ehre eines Citats würdigen; wir wählen einige Strophen aus seinem feurigen, leider nur allzu berechtigten Mahn- und Straf-liede: „An die rumänische Jugend".

„Wie, geſunken, einſt die Römer die Myſterien der Venus
Schamlos prieſen und verehrten, ſo verſinkt auch Euer Sinn;
Während des Vulkanes Donner unter Euren Füßen toben,
Lebt, in Freuden Euch berauſchend, Ihr gedankenlos dahin.

Ohne Sorgen, ohne Bangen, wie die laubgekrönten Opfer,
Laßt Ihr fort und fort Euch drängen an des Abgrunds ſchroffen Rand;
Eitelkeit iſt Eure Seele, leerer Dunſt die Kraft des Denkens,
Während hohes, edles Wirken ſtets Euch zu Gebote ſtand.

Schüttle ab den Schlaf, o Jugend, ſchüre an zur hellen Flamme
Jene Gluth auf Deines Herzens gottverliehenem Altar,
Kämpfe mit den Elementen und gebiete Deinem Schickſal,
Zeig' der Welt einen Rumänen, wie er iſt — und wie er war!

Siehſt Du nicht, wie bei dem Leben, das Du heute glanzlos führeſt,
Träg' des Herzens Schläge beben, welkt Dein Jünglingsangeſicht?
Wo iſt Deiner Jugend Roſe? Wo das Feuer der Begeiſt'rung,
Das im Aug' ſich wiederſpiegelt, wie im See des Himmels Licht?

Edles Blut! Auf, laß Dich ſehen! Zünde, o verborgner Funke,
Laß den Baum, der modernd ſiechet, ſchnell in hellen Flammen ſteh'n! —
Ruhlos kämpfet heute Alles für ein Recht, einen Gedanken,
Tief im Staub ſoll überall die Macht der Willkühr untergeh'n."

Negruzzi und Roſetti ſind humoriſtiſche Dichter; der Letztere macht recht eigenthümliche Witze, darunter ſolche, bei denen ein alter Huſarenwachtmeiſter erröthen würde. Man nennt ihn den „Béranger" Rumäniens; ich denke, das iſt eine Beleidigung, welche das Land nicht verdient. Auf dramatiſchem Gebiete iſt von den Nationalen, außer

Alecsandri, nur Eliade zu erwähnen, der einen Operntext „Am Vorabend der Schlacht bei Calugereni" geschrieben, in klingenden Reimen und voll patriotischen Gefühls.

Wir sind zu Ende. Rumänien braucht sich seiner Dichter nicht zu schämen, eben so wenig kann es auf gewaltige, überaus glänzende Dichtungen hinweisen. Immerhin ist eine Musterung seines Parnasses lohnender, als man erwarten sollte und seine Literatur verdient größere Beachtung, als sie bisher gefunden. Mögen die „Nationalen" wachsen, die „Nachahmer" eine immer geringere Rolle spielen, möge eine ernsthafte Kritik nach diesem Ziele hinarbeiten. Besseres wissen wir der jungen Literatur als Abschiedsgruß nicht zu wünschen!

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11./VI. 1870.

Rumänische Sprichwörter.

Land des Ruhmes, Land der Ehren,
Das die Völker preisend nennen —

so besingt ein rumänischer Poet sein Vaterland; aber eine größere Licenz hat sich sicherlich noch nie ein Dichter auf Erden herausgenommen. In der That gibt es kein Land, welches so dringend der Rehabilitirung in der öffentlichen Meinung bedarf, als Rumänien. So oft es im europäischen Völkerconzert seine Stimme erhebt, geschieht dies in einem Tone, welcher dem Culturmenschen als ein widerliches Krächzen erscheinen muß. Dem friedlichsten Zeitungsleser ballt sich die Faust, wenn er von den empörenden Judenhetzen liest, welche in diesem Lande zum Amüsement arrangirt werden, wie anderwärts Wettrennen und Fuchsjagden. Den Harmlosesten überläuft ein Schauer, wenn er Probestückchen einer feilen Justiz, einer corrupten Verwaltung vernimmt, wie sie sonst nur von Reisenden aus Timbuktu erzählt werden.

Und was etwa sonst noch aus dem unglücklichen Lande verlautet, vermag gleichfalls nicht zur Sympathie zu entflammen. In der inneren Politik wahnsinniges Toben zweier Parteien, welche das demokratische oder das conservative Princip als spanische Wand benützen, hinter der sich gemüthlich die eigene Tasche füllen läßt, in der äußeren Politik Ohnmacht mit Arroganz gepaart, große Worte und kleinliche Handlungen, Säbelgerassel in den Noten und daneben ein Heer, dessen Zucht und Geist der Hohn des eigenen Landes ist. Und die Söhne der Nation, welche sich im Ausland blicken lassen, vermögen dies Urtheil wahrlich auch nicht günstiger zu machen. Der „Bojar auf Reisen" ist ein trauriger Typus und die rumänische Jugend, welche Studirens halber nach Deutschland und Frankreich geschickt wird, ist überall eher zu finden, als in den Hörsälen.

Das sind Thatsachen, welche weder durch das fanatische Wuthgeheul rumänischer Journale weggeschimpft, noch durch die lyrischen Hallucinationen patriotischer Poeten weggesungen werden können. Und weil die Thatsachen feststehen, darum sind wir Europäer im Recht, wenn wir dies Stück Halb-Asien um seiner Zustände willen verachten und beklagen. Aber hiebei pflegt auch ein Unrecht verübt zu werden, ein großes, schweres Unrecht. Man macht nämlich für jene Zustände den rumänischen Volkscharakter verantwortlich. Und der

ist unschuldig daran, so unschuldig, wie etwa der deutsche Volkscharakter an der schmählichen Soldaten- und Maitressenwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

Omne simile claudicat — dies gilt sicher in mancher Beziehung auch hier. Aber in zwei Hauptpunkten stimmt der Vergleich. Die große Masse in Deutschland hatte keinen Theil an jener Schandwirthschaft, es war blos die Corruption kleiner, aber mächtiger Zirkel, welche jene abscheulichen Zustände schuf. So ist auch heute in Rumänien der Bauer, der Pope und — so weit von diesem Stande die Rede sein kann — der Bürger von Herrschaft und Einfluß völlig ausgeschlossen, und es regiert in Wahrheit, trotz alles constitutionellen Firlefanz, nur eine kleine, sehr kleine Clique von Bojaren, Advocaten und Journalisten. Und ferner: die große Masse in Deutschland blieb deutsch; blos die herrschenden Kreise suchten sich aus Leibeskräften zu entnationalisiren und geriethen so in maßlose Corruption, weil sie dem Ausland nur Aeußerlichkeiten und Laster abgeguckt, Ton und Tracht, die „Hirschparks" und die Uniform der Garden. Ebenso ist es jetzt am Fuße der Karpathen! Bauer, Pope und Bürger in den Donaufürstenthümern sind auch heute noch durch und durch national, völlig unberührt von fremdem Einfluß. Die herrschende Clique aber strebt so viel wie möglich nach Gallisirung, nur daß sie ihren Lehrmeistern an der Seine nichts abgeguckt hat,

als einen gewissen Bildungsfirniß und alle Laster der Civilisation, speciell alle Finten, alle Zucht- und Gewissenlosigkeit des zweiten Kaiserreichs. Es ist der „Intelligenz" in Rumänien nicht viel besser ergangen, als den Rothhäuten der Savannen, welche von den Bleichgesichtern wenig Anderes profitirt, als das Feuerwasser . . .

Es ist dies nicht blos in Rumänien so, sondern allüberall in Halb-Asien: Hier — um einen russischen Ausdruck zu gebrauchen, der „tscharnoi narod", das „schwarze Volk", die große Masse, welche von allen bösen, aber leider auch von allen guten Einflüssen einer verfeinerten Cultur frei geblieben ist; dort die „obersten Zehntausend", eine Welt für sich, eine sonderbare, kranke Welt. Die Volkssage des Ostens erzählt von einer Blume, welche dem guten Menschen, der sie pflückt, Heil bringt, dem bösen Menschen Verderben. Wer sich westlicher Cultur zuwendet, um seine Sitten zu veredlen, seinen Geist zu vertiefen, dem bringt sie Segen; wer sie aufsucht, um raffinirten Sinnengenuß zu schlürfen, um seinen rohen Trieben ein Deckmäntelchen umhängen zu können, den macht sie zum — rumänischen Bojaren, wie er heute ist, einer Spottgeburt von Herzensrohheit und äußerer Glätte!

Nur die Herrschenden reden und geben den Ton an; das „schwarze Volk" ist stumm. Nur von den

Herrschenden weiß man in Europa, die große Masse ist minder gekannt, als mancher afrikanische Stamm. Das russische Volk hat das Glück gehabt, aus seiner Mitte geniale Erzähler erstehen zu sehen, welche dem Westen den Einblick in sein innerstes Leben eröffnet. Gogol, Turgenjeff, Danilewski haben im Namen der Stummen gesprochen. Das rumänische Volk ist nicht so glücklich. Und so hat wohl der Gedanke seine Berechtigung, es einmal für sich selbst sprechen zu lassen: mit seiner eigenen Stimme. Der Rumäne mag selbst berichten, wie sein Volkscharakter ist. Und wo spiegelte sich dieser, mindestens was seine guten Seiten betrifft, klarer, als im Sprichwort?

So sei denn der Versuch gewagt, aus hundert Splitterchen ein Bild zusammenzufügen. Wer es unbefangen betrachtet, wird bekennen, daß die Rolle, welche Rumänien als Staatswesen spielt, wenig gemein hat mit dem Charakter seiner Bewohner. Der Rumäne ist kein religiöser Fanatiker, überhaupt keine aggressive Natur, sondern duldsam, zäh und träge. Er ist nicht boshaft, nicht zur Intrigue geneigt, im Gegentheil gutmüthig, derb, offen. Wohl liebt er alles Trinkbare, mit Ausnahme des Wassers, ungebührlich, wohl weiß er nichts von feiner Sitte, wohl huldigt er in Allem, auch im Denken, dem weisen „Festina lente!“ Aber er empfindet richtig und gut, seine natürlichen Anlagen sind trefflich

und der Schatz seiner Volksweisheit darf sich mit dem anderer Völker getrost messen.

Hievon zuerst, bunt zusammengewürfelt, einige ernste und einige schalkhafte Proben: „Geld bringt Gunst, aber nicht Kunst.“ — „Wer zwei Hasen nachrennt, der fängt nicht einmal einen.“ — Oder: „Auf zwei Kähnen zugleich kann man nicht mit dem Hintern sitzen“, oder auch: „Zwei Melonen kann man nicht in einer Hand tragen.“ — „Das schlaueste von allen Thieren ist der Fuchs; aber fängt er sich in der Falle, so geräth er mit allen Vieren hinein.“ — „Ein einziger Narr rollt leicht einen Fels in den Fluß, aber tausend Weise können ihn nicht heraus rollen.“ — „Wer einen Narren weise machen will, ist ein halber Narr.“ — „Wer einer Schlange auf den Schwanz tritt, den beißt sie.“ — „Wer ungeschickt ist, ertrinkt auf trockenem Boden.“ — „Der Narr bleibt in des Sultans Harem ein Junggeselle.“ — „In einen bedeckten Topf fällt kein Mist.“ — „Wen die Schlange gebissen hat, der läuft auch vor der Eidechse davon.“ — „Ein Haupt von Sorgen rein hat nur der Kürbis allein.“ — „Bist du Ambos, dulde du — Bist du Hammer, schlage zu.“ — „Besser heute ein Ei, als über's Jahr einen Ochsen.“ — „Wer heute ein Ei stiehlt, stiehlt morgen einen Ochsen.“ — „Wer keine Feinde hat, ist des Anspeiens nicht werth.“ — „Ein Sack voll Mehl, ein Beutel voll Geld, — Das sind die besten Vettern

der Welt." — „Der Mensch macht das Geld, das Geld aber nicht den Menschen." — „So lange du das Pferd nicht angespannt — Ist dir seine Unart nicht bekannt." — „Leere Fässer machen den größten Lärm." — „Wer zuerst zählen will, wie viel Teigblättchen in dem Kuchen sind, dem wird der Kuchen schimmelig." — „Vor dem Walde laufen die Hunde nie — Vor dem einzelnen Stecken laufen sie." — „Im Sommer schafft man sich den Schlitten an, im Winter den Wagen." — „Wer einen Esel spannt an den Wagen — Muß auch des Esels Unart ertragen." — „Einmal ist Einmal, doch mehr als Einmal ist Zweimal." — „Wer keine Schulden hat, ist ein reicher Mann." — „Wer ein altes Weib nimmt, darf sich über den welken Busen nicht beklagen." — „Des Nachbars Henne ist immer fetter, als die eigene." — „Zwischen Katz und Hund — Ist das Beißen gesund, — Siehst du, wie sie kosen und lachen — Sollst du dich schnell auf die Beine machen." — „Wohin die alte Ziege gesprungen — Dahin klettern auch die jungen." — „Der Ochs pflügt die Gerste, aber zum Futter kriegt sie das Pferd." — „Wo viele Hebammen sind, da wird dem Kind der Nabel nicht abgeschnitten." — „Ein Schwein lernt nie aus einem Glase Wasser trinken." — Eine schöne Zigeunerin ist auch des Zigeuners Tochter." — „Dem, welcher Knoblauch ißt, gelingt — Es nimmermehr, daß er nicht stinkt." —

Wie schon aus diesen Proben ersichtlich, hat das rumänische Sprichwort verschiedene Form; theils ist es eine Gleichnißrede, theils ein Erfahrungssatz, theils ist es gereimt, theils in Prosa. Aber wahrlich niemals ist es — ungereimt, mag es nun originelle Wahrheiten aussprechen oder Erfahrungen, welche sich auch im Volksmund anderer Völker zum Sprichwort condensirt, nur in origineller Form aussprechen. Sehr beliebt ist auch das anekdotische Gewand der Sentenz: „„Man muß zuerst an die Verwandten denken", sagte der Zigeuner, als er Sultan wurde, und ließ seine Brüder aufhängen." — „„Die Zigeuner stehlen immer frecher", sagte der Bojar und ließ alles Vieh der Bauern in seine Ställe treiben." — „„Ach, wie es regnet, das thut den Feldern gut!" sagte der Unverschämte, als ihm Alle in's Gesicht spieen." — „„Wer auf Erden büßet, deß wird das Himmelreich", sagte der Pope und prügelte sein Weib." — „„Ich habe zu geben, nicht zu empfangen", sagte der Schuldner stolz, als er im leeren Hause den Gläubiger erwartete." — „„Ich und meine Schwester nähen zusammen ein Hemd", sagte die Faule und fädelte die Nadeln ein." — „„Gottes Wunder sind groß", sagte fromm der Greis, als sein junges Weib jährlich ein Kind bekam." — „„Ich bin zu mitleidig", sagte der Soldat, als er aus der Schlacht davonlief." — „„Meinetwegen ist die Sonne untergegangen", sagte die Wanze, als sie am Abend hervor-

kroch." — „„Schön ist die Aussicht", sagte der Zigeuner, als er am höchsten Galgen hing", und „„Mein Bruder war noch im Tode der Höchste im Land", prahlte der Zigeuner, als sein Bruder gehängt worden."

So viel zur Orientirung im Allgemeinen und zum Beweise, daß das rumänische Sprichwort an sich Beachtung und Würdigung verdient. Wenn wir nun dazu übergehen, Gruppen von Sprichwörtern unter gewissen Gesichtspunkten zu sammeln und daraus Charakterzüge der Volksseele abzuleiten, so müssen wir uns freilich von vornherein vor jedem allzugroßen Optimismus bewahren. Denn „Das Gute läßt sich tausendmal leichter reden als thun." — „Gutes Wort und böse That sind Zwillingsbrüder." — „Wem Gott im Munde wohnt, dem wohnt oft der Teufel im Herzen." — Auch unter den Rumänen gibt es selbstverständlich kein Sprichwort, welches zum Laster räth, sondern alle predigen Weisheit und Tugend. Aber — Laster und Tugend sind ja *relative* Begriffe und Rumänien liegt in Halb-Asien, unser Maßstab aber ist der des Europäers. Vielleicht lehrt uns dies Sprichwort, sofern wir es recht auffassen, auch die Schattenseiten dieses Volkscharakters erfassen, wie es uns, mit der nöthigen Vorsicht angewendet, die Lichtseiten desselben documentirt. Als Correctiv mag uns hiebei die Erfahrung, die Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse zur Seite stehen.

. . . Die Wahrheitsliebe ist nicht blos an sich eine moralische Eigenschaft, sie ist auch die nützlichste aller Tugenden. Im rumänischen Staatswesen wird sie wenig befolgt; Verlogenheit und Intrigue sind das Hauptunglück Rumäniens, die Hauptlaster seiner „civilisirten" Söhne. Hören wir, wie der barbarische Rumäne, der Bauer, darüber denkt. Er kennt die Allgewalt der Zunge und meint: „Die Zunge macht süß, die Zunge macht bitter", und „Knochen hat die Zunge nicht — Aber Knochen sie zerbricht"; ferner: „Ochsen bindet an den Hörnern man — Menschen an der Zunge an." Aber eben darum lautet sein Spruch entschiedener, als bei anderen Völkern: „Lüge ist wie Vatermord"; ferner: „Die Lüge ist ein Knochen, du schiebst ihn einem Anderen in die Kehle und erstickst selbst daran." — „Die Lüge sprengt Haus und Stein". — „Man kommt nicht weit mit einer Flasche voll Lügen — Es geht, so lang' es geht, doch endlich bleibt man liegen." — „Lüge und Lüsternheit werden offenbar, wenn auch erst nach neun Monaten." Er geht so weit, zu behaupten: „Nur was in der Hand ist, ist keine Lüge" und bezeichnet als „Schwestern der Lüge" die Worte: „Mir scheint's" — „Es könnte wohl sein" — „Wir wollen sehen" u. s. w. Aber obwohl er weiß, daß „Eine Lüge, gut gedreht — Mehr im Werth als Wahrheit steht," so befiehlt sein Sprichwort doch: „Sitze krumm, aber rede gerade", und im Anschluß

daran, wobei dasselbe Wort freilich in verschiedener Bedeutung gebraucht wird: „Rede gerade, selbst wenn du dann krumm sitzen mußt“ (krumm = geschlossen). Vielleicht könnte ein Pessimist gerade aus dem Reichthum an einschlägigen Geboten und Warnungen auf große Verbreitung der Lügenhaftigkeit schließen, jedoch mit Unrecht: in diesen Sprüchen äußert sich wirkliche und echte Volksmoral. Der Rumäne aus dem Volke ist kein Lügner, aber leider lügt auch das Sprichwort nicht, wenn es sagt: „Je höher der Thurm, desto stärker der Wind, — Je vornehmer der Mann, um so mehr Lüge um ihn.“ Doch ist dies bereits angedeutet, und nur zu weiterer Bekräftigung sei noch das Wort angeführt: „Stark, wie eine Bojarenlüge“ und „das Ungewohnte schadet dem Menschen, darum starb der Bojar, als er die Wahrheit gesprochen.“ — Endlich heißt es auch: „Eine Bojarenlüge steigt — Ueber die deutsche Grenze leicht.“ Da die deutsche, d. h. österreichische Grenze einst durch einen Cordon sehr wohl verwahrt war, so will das Sprichwort sagen, daß eine solche Lüge sehr listig zu sein pflegt.

Dies führt uns zu einer anderen Gruppe von Sprichwörtern, welche gegen List, Heimtücke, Verleumdung zu Felde ziehen: „Lästerwort — Rollt wie die Kugel fort“, warnt das Sprichwort und lehrt darum: „Willst du im Leben ruhig sein — So sieh nichts, hör'

nichts, schweige fein." — Freilich „Vor der Schlange List und der Bösen Verleumdung war auch Christus nicht sicher"; aber der Gerechte mag sich trösten: „Wenn eine Krähe in das Meer speit, so wird es davon nicht unrein." Auch ist oft Neid daran Schuld: „Nach einem Baum ohne Obst wirft Niemand einen Stein." Trotzdem wird der Vernünftige stets auf der Hut sein, denn „Der Zaun hat Augen, die Mauer hat Ohren", und darum: „Zügel an den Mund, Schloß an das Herz." — Ueberhaupt ist, meint das Sprichwort: „Viel Reden des Menschen Armuth" und „Wie viel Worte du sprichst, so viel Worte verkaufst du." Denn „Das Wort ist wie der Wind, man holt es weder mit dem Hengste, noch mit den Windhunden ein." Aber wenn man auch hervorheben muß, daß Tücke und Verleumdung dem rumänischen Volkscharakter in der That fremd sind, so muß man doch, was die letzten Sprüche betrifft, der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß sich selten so harmlose, aber auch selten so unermüdliche Plaudertaschen finden, als in den Dörfern Rumäniens. Und weil der Mensch, wenn er viel redet, auch viel Gesprächsstoff absorbirt, darum werden auch folgende weise Sprüche wenig beherzigt: „Der Hund wird vom unnützen Laufen alt, der Narr von fremden Sorgen." — „Nur der Müller darf sich in Jedermanns Korn hineinmengen." — „Schnuppere nicht, wenn beim Nachbar das Essen anbrennt" und

„Wo dein Topf nicht siedet, stecke fein — Deinen Löffel nicht hinein."

Das darf uns nicht wundern, „kein Mensch ist eine Kirchenthür", es hat Jeder seine Fehler. Einer der dunkelsten Schattenseiten des Rumänen ist sein Hang zum Trunk und der verderblichste Dämon des Landes ist der Dämon Schnaps. Haltlos ist das Volk ihm hingegeben und darum findet auch das Sprichwort keine ernste Mahnung dagegen. Im Gegentheil! Es meint: „Wasser thut — Nicht einmal in den Stiefeln gut!" und „Ohne Kirche und Schänke kann's kein Dorf geben." Und während das deutsche Sprichtwort nur den „keinen braven Mann" sein läßt, der „niemals einen Rausch gehabt", meint der Rumäne viel radicaler: „Wer nicht am Sonntag trug einen Rausch nach Haus — Dem Hundsfott weich' am Montag aus!" Ueberhaupt nimmt das Sprichwort die Sache von der jovialen Seite und stellt den Trunkenen höchstens dem Thörichten gleich. „Wenn Trunk'ne über die Brücke geh'n — Schließen sie die Augen, um nicht das Wasser zu seh'n." „Kein Mensch ist aus Silber, wenn er betrunken ist, zeigt er sein Kupfer" — und, das Wort in anderer Bedeutung genommen: „Der Trunkene läßt jedem sein Kupfer (Geld) sehen"; endlich „Was die Unerfahrenheit für die Jungen, ist der Schnaps für die Alten." — Kurz — das sonst so schneidige Sprichwort hat für dieses Laster nur sehr

harmlosen Spott, z. B.: „Sieht man, daß Einer in die Schänke geht — So meint man nicht, er gehe zum Gebet!" und „Gegessen hast du nicht! getrunken nicht — Das mag wohl sein! doch spricht — Die Welt, du seist berauscht, so gehe fein — Nach Haus und lege dich in's Bett hinein!" — So trägt der Bauer sein Geld zur Schänke und wenn er keins hat und borgen muß, so treibt er's noch toller, denn: „Wer auf Borg nimmt oder umsonst trinkt — Zweimal so viel als ein And'rer verschlingt." Und allmählig heißt es: „Wo das Tausend hingegangen — Mag das Hundert auch gelangen" — und das Ende ist häufig genug — der Bettelstab oder das Delirium tremens!

Dieses Unheil greift von Jahr zu Jahr mehr um sich, „neben dem faulen Apfel verdirbt auch der gute." Sparsamkeit ist leider überhaupt kein Zug dieses Volkscharakters; aber darum ist der Rumäne auch gastfrei und opferfreudig und nichts ist ihm verhaßter, als schmutziger Geiz. Unzählige Sprichwörter geißeln dieses Laster. Hier nur einige: „Ein reicher Bauer ist wie ein Zottelhund — Er hält sich selbst nur warm mit seinem Geld." — „Der Geizhals und der Betrüger vertragen sich gut." — „Selbst ißt der Geizhals nichts doch es verdrießt — Ihn, wenn ein And'rer was genießt." — „Der Geizhals hat nur die linke Hand — Die Rechte ist ihm verbrannt" — (die Hand zum Geben). — „Wenn

der Geizhals Rosinen einkauft, so läßt er sich vom Krämer als Zuwage noch etwas Pfeffer darauf schütten." — Und endlich: „Um Geld heirathet der Geizhals des Teufels Tochter." — Im Gegensatze hiezu ist es sicherlich eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich im rumänischen Volksmunde keine Sentenz findet — mindestens mir ist keine bekannt geworden, — welche die Freigebigkeit als Tugend preist. Vielleicht weil dies als selbstverständlich betrachtet wird. Hingegen mahnen sehr viele Sprüche zu weiser Sparsamkeit; ihre Zahl ist fast so groß, als die jener, welche den Geiz geißeln. Ich stelle hier einige zusammen: „Kommt dir ein Heller in die Hand — So bind' ihn zu mit siebenknötigem Band", denn „Leicht gibt man aus — Schwer nimmt man ein" und „Wer mehr als er verdient gibt aus — Bleibt ohne Mamaliga im Haus;" ferner: „Sammle weißes Geld für die schwarzen Tage" und darum: „Bind' zu den Sack, so lang er voll noch ist — Nicht wenn du auf dem Boden bist", denn „Wer in den Pelz gehüllt im Sommer geht — Mit nacktem A— am Feuer im Winter steht." Und ein anderes Sprichwort meint: „Wer den Pfennig nicht verschont, den armen — Hat auch mit dem Dukaten kein Erbarmen", und schließlich: „Erwerben kann der Mann viel Geld — Doch niemals er's zusammenhält!"

Dieses letzte Sprichwort ist auch völlig aus den Verhältnissen dieses Volkes herausgesprochen. Sparen

fällt dem rumänischen Bauer in der That schwerer, als Erwerben. Denn der Boden ist ungemein fruchtbar und wer seine Scholle fleißig bebaut, kann nicht blos bequem leben, sondern auch ein ansehnliches Theil zurücklegen. Aber dazu gehört Fleiß und der Rumäne ist die incarnirte Trägheit. Es ist wahrlich kein Wort stark genug, hievon dem Leser des Westens die rechte Anschauung zu geben. Und gegen dieses Hauptlaster bringt das sonst so volltönende Sprichwort — eben weil das Laster so verbreitet ist und leider zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" dieses Volkes zählt, nur sehr wenige Mahnungen auf. „Auch in des Fleißigen Thüre schaut der Hunger", meint es sehr zahm, „aber er traut sich nicht hinein" und „Gesundheit schaffet dir Geld — Geld die Gesundheit erhält." Dann die weise Regel: „Steh' früh auf und kommt der Abend wieder — So leg' dich etwas später nieder", wovon leider gemeiniglich nur die zweite Hälfte befolgt wird, da man den Abend hindurch gewöhnlich in der Schänke zecht. Derb und kräftig ist aus den einschlägigen Sprichwörtern, so viel mir bekannt, ein einziges: „Wer sich so lang' er jung ist, nicht will plagen — Wird von der Krätze gequält in alten Tagen." Ebenso mahnt, so viel ich weiß, nur folgendes Wort zu vorsorglicher Wirthschaft: „Kaufst du die Gerste von den Gänsen ein — So wird das Elend dir nicht ferne sein." — Hingegen mahnen einige, im Geschäftsverkehr vor-

sichtig zu sein, eine Warnung, die bei dem leichtgläubigen Rumänen sehr am Platze ist. Man soll sich nicht mit leeren Worten abspeisen lassen, denn „Mit Wiegen schläfert man nur Kinder ein“ und darum: „Bruder hin! Bruder her! zahl' den Käse, den ich ich dir gegeben!“ und „Besser einmal: „da hast du“, als zehnmal: „du sollst haben!“ denn: „Der Kluge verspricht, der Narr hofft darauf.“ Leider ist ja auch: „Nimm Herr“ ein seltenes Wort — „Gib Herr!“ das hört man fort und fort!“ Darum warnt das Sprichwort vor thörichten Hoffnungen: „Mit Hoffnung gelebt, mit Sehnsucht gestorben“ und „Wer hofft, so lang' er lebt, stirbt arm.“

Daß es in so trägem Volke gleichwohl unzählige Arme gibt, ist selbstverständlich und das rumänische Sprichwort beschäftigt sich darum auch sehr viel mit der Armuth. Es geschieht dies größtentheils im Sinne des Mitleids, wie in der Mahnung: „Bedenke, auch des Armen Augen sehen und begehren!“ in dem Gleichniß: „Ein Mensch ohne Geld ist wie ein Vogel ohne Flügel, wenn er sich erhebt, fällt er auf den Boden und stirbt“, und in der Klage: „Bis des Reichen Laune kommt geschlichen — Ist der Arme Todes längst verblichen.“ Daneben macht sich gutmüthiger Spott geltend: „„Fleisch ist doch zu ungesund!“ sagte der arme Mann und kochte sich einen Maisbrei“, und „„Seide zieht den Blitz an“, sagte die Bettlerin, als sie ihre Lumpen anzog“, ferner:

„Der Arme fastet gern zu Gottes Ehren — So oft er nichts hat zu verzehren!" und „Des Armen Ostertag ist, wenn er ein frisches Hemd anzieht!" Die fatalistische Anschauung des Ostens spiegelt sich in folgenden Aussprüchen: „Vor der Armuth und dem Wind kann man nicht davonlaufen." — „Die Armuth klebt am Menschen fest — So wie den Hund niemals der Staub verläßt." — „Gegen den Tod, die Liebe und die Armuth ist kein Kraut gewachsen." — Hingegen verhöhnt das Sprichwort verschämte Armuth: „Auf der Gasse mit Prunk — Zu Hause kein Kukurutzstrunk!" — „Nur verschämte Bettler sind unverschämt." — „Wer sich der Armuth schämt, hat sie verschuldet." — Im Gegensatz hiezu kennt das Sprichwort für das offene Bekenntniß der Armuth einige humoristische Wendungen: „Zwei Töpfe kannst du immer bei mir sieden seh'n — Den einen siehst du leer, den anderen trocken steh'n," und „Komm nur," lud der Bettler den Gast, „wo Drei hungern, kann es auch ein Vierter." — Der natürliche Antagonismus zwischen Reich und Arm kommt im Sprichwort meist scharf, ja feindselig zum Ausdruck. Nur ein Wort meint versöhnlich: „Reich und Arm sind wie Feuer und Wasser, beide sind nothwendig;" hingegen klagt ein anderes bitter: „Was ist härter als Schleifstein? Des Reichen Herz!" und ein drittes: „Sei auf der Huth — Reich und gut — Sich selten vereinen thut." — Bitter wird auch

folgende, an sich weder tiefsinnige, noch aggressive Wahrheit gebraucht: „Der Reiche speist so oft er Hunger hat — Wenn er was findet, wird der Arme satt." —

Derselbe Gegensatz tritt auch im Volkslied zu Tage, wie denn überhaupt alle Züge dieser Volksseele, deren Spiegelung wir bisher im Sprichwort verfolgt oder ferner verfolgen werden, sich natürlich auch im Liede wiederfinden. Obwohl hiedurch der Rahmen dieser Skizze durchbrochen wird, so sei es doch gestattet, hier ein solches Volkslied „vom armen Mann" auszugsweise wiederzugeben, weil es für die Charakteristik dieser Volksseele sehr bezeichnende Züge bietet. Der Arme und der Reiche sitzen in der Schänke beisammen. Der Reiche schafft höhnisch um einen Pfennig Wein für den Armen an, worauf der Arme trotzig um einen Gulden Wein für den Reichen bestellt. Dieser verhöhnt ihn, er habe ja „nicht einmal ein Hemde" (was freilich in mancher Gegend Rumäniens faktisch nicht jeder Bauer hat), sogar keinen Korb Mais. Aber d'rauf der Arme:

„Heda Mann mit Gut und Geld!
Bist du gar so wohl bestellt,
Laß vom Stolz mich unbehellt,
Wissen sollst du: Geld und Gut
Ist wie einer Quelle Fluth.
Heute strömt und überschwemmt sie,
Morgen fällt und stockt gehemmt sie.
Hast ein ganzes Heer von Schafen du

Hast du auch ein Sorgenheer dazu;
Denn wo sanfte Schafe gehn,
Da auch Wölfe hungrig stehn."

Nun kurz und höhnisch der Reiche:

„Armer Bettler, sicherlich
Weinte um dein Elend ich,
Wäre nur von Neid und Groll
Dein Gemüth nicht gar so voll."

Aber der Arme bleibt die Antwort nicht schuldig:

„Heda Reicher, zürne nicht
Ueber das, was mein Mund spricht.
Bist kein Freund, kein Feind auch mir,
Tauschte auch nicht gern mit dir.
Wagen hast du, und acht Ochsen dran,
Einen magern Gaul ich armer Mann.
Du Dukaten — mich beglückt
Ein Selaf mit Gold gestickt,
Im Selaf ein Ertogan,*)
Der den Feinden wehren kann.
Du hast Haus und Tisch — doch schau,
Mein ist dort die schöne Au."

Daß das Lied sichtlich für den Armen Partei nimmt, darf uns nicht wundern. Es ist zwar ein Volkslied, aber schließlich hat es doch irgend ein einzelner Poet zum ersten Mal gesungen und — „Sänger sind arme Schlucker", heißt es auch in Rumänien.

Gehen wir zu anderen Charakterzügen über, guten

*) Selaf mit Ertogan — Gürtel mit Waffe.

und bösen. Nächst dem Verbrauch an Seife ist sicherlich die Stellung des Weibes der zuverlässigste Culturmesser. Mag man nun den ersten oder den zweiten dieser Prüfsteine brauchen, das rumänische Volk kommt schlecht dabei weg. Es wäscht sich nicht und das Weib ist die Dienerin, nicht die Gefährtin des Gatten; ihr Körper gilt mehr, als ihre Seele. Auch das Sprichwort kann uns dies lehren. Freilich werden wir uns hüten müssen, jedes absprechende Urtheil, welches das Volk im Munde führt, als einen Beweis für unsere Behauptung auszugeben. Man weiß, daß keine Stimme auf Erden so wenig galant ist, als volksthümliche Spruchweisheit. Die Frau im Sprichwort ist ein derbes, scurriles Capitel, um welches sich unsere Herrinnen, zur Vermeidung unnützen Aergers, so wenig als möglich kümmern sollten. Doch werden wir neben solchen allgemeinen Unhöflichkeiten im rumänischen Volksmunde noch speciellen begegnen, welche in der That nur durch die unwürdige Stellung des Weibes in diesem Lande erklärlich werden. Aus beiden Kategorien vermögen wir hier nur einzelne Beispiele zu geben. Von allgemeinen Unhöflichkeiten seien erwähnt: „Lange Röcke, kurzer Verstand!“ — „Eher gewöhnst du der Gans das Schnattern ab, als dem Weibe das Schwatzen.“ — „Wer dem Weibe ein Geheimniß anvertraut, erspart den Ausrufer.“ — „Es ist leichter, einen Busch voll Hasen zu hüten, als eine

Frau." — „Fürchte dich vor dem Teufel, aber noch mehr vor seiner Großmutter, denn sie ist ein Weib!" — „Als Gott das Weib schuf, nahm er die Gestalt von einem Engel, das Herz von einer Schlange und den Verstand von einem Esel." — „Trag' deine Frau dein ganzes Leben auf dem Rücken — thut nichts, wenn du sie einmal niedersetzt, so ruft sie gleich: Ich bin müde." — „Zwei süße Gifte hat des Menschen Leib — Einen guten Wein, ein schönes Weib!" — „Felsen kochen und Weiber weise machen ist gleiche Vernunft." — „Mit Pöllerschall und Lautenschlag (bei der Hochzeit) — Führt man den Teufel unter sein Dach!" — „Ein feines Gesicht kostet dir viel!" — „Bis das Weib sich anschuht, geht die Sonne auf — Bis es fertig wird, vollendet sie den Lauf." — „Wenn im Land der Tartar haust — Was thut das Weib? Es zecht und schmaust." — „Vater und Mutter findest du nicht — Weiber so viel, wie dir gebricht!" — „„Ich habe Recht!" schrie das Weib, als sie am jüngsten Tag erwachte." — „„Beides Geflügel," sagte das Weib, nachdem sie einen Sperling für den Adler gehalten." — „Wer mit Weibern streitet — Den der Teufel reitet." — „Wer auf Weibertreu vertraut — Hat auf Wind gebaut." — „„Heiden muß man bekehren," sagte das Weib und ging zum Türken in's Zelt." — Aus all' dem wollen wir, wie gesagt, keine besonderen Schlüsse ziehen, auch das deutsche Sprichwort

schont die Frauen nicht. Aber schon die beiden folgenden Sprichwörter sind unglaublich roh und darum bezeichnend: „Kühe und Weiber müssen wohlgenährt sein, wenn man Freude an ihnen haben soll", und „Alte Jungfern und junge Hunde soll man ertränken." Noch mehr gilt dies von nachstehenden Sentenzen: „Das Weib ist wie ein Wildpret, je mehr Schläge, desto besser wird es." — „Wer sein Weib nicht prügeln kann — Ist ein halber Mann." — „Der unbeschlag'nen Mühle gleicht — Die ungescholt'ne Frau, sie geht nicht gut und leicht." — „Stirbt Vater oder Mutter im Haus — So weine dir die Augen aus — Wer weint, wenn er sein Weib verlor — Ist ein Thor." — „Wenn seines Weibes Rücken nicht blau — Dem Hauswirth nicht vertrau'!" — „Was ein wack'rer Mann ist, hat so viel Hosen als Geliebte!" — Diese Proben genügen wohl; weitere lassen sich ohnehin schwer geben, denn sie wurzeln in jenem widrigen Gebiet des Sinnlichen, welches an das Pathologische grenzt. Mit dieser flüchtigen Andeutung sei auch auf einen weiteren traurigen Charakterzug dieses Volkes hingewiesen, der sich nicht weiter öffentlich discutiren läßt. Kehren wir jedoch abermals zu unserem Thema „Liebe und Ehe" zurück und suchen wir zum Gegensatze nach lichten, freundlichen Sprüchen, so wird die Ausbeute eine sehr geringe sein. Ich wenigstens habe weder im Volksmunde, noch in gedruckten, rumänischen Sammlungen,

noch endlich in J. K. Schuller's gewissenhafter Uebersetzung (welche mir für diese Arbeit schätzbares Material geliefert, insbesondere was die Mehrzahl der gereimten Sprüche betrifft) mehr gefunden, als das einzige: „Eine gute Frau ist des Mannes Krone." Harmlos sind folgende Sprüche aus demselben Gebiete: „Viel Liebe — viel Verdruß." — „Aerger in der Liebe — Pfeffer in dem Brei!" (man kann dadurch von beiden mehr genießen). „Besser: „weh mir!" als: „weh uns." (Heirathe nicht leichtsinnig!) „Wer eine Frau sich sucht von allen Fehlern rein — Wird ohne Frau das ganze Leben sein!" (ebenso vom Freunde). — „Willst wissen, was die Tochter kann — Schau dir die Mutter an." — „Um dich empfind' ich Leid und Schmerz — Um mich bricht mir das Herz" (die Liebe fängt bei sich selbst an). — Ferner der Spott auf die Faule: „Wenn die Frau nicht kneten mag — Siebet sie den ganzen Tag." („Faulheit ist eine vornehme Dame," meint ein anderes Sprichwort), und der Spott auf die Ungeschickte: „Schau nur, schau, die flickt das Kleid sich, doch — Immer weiter wird des Kleides Loch." Hingegen ist mir Spott auf den unwürdigen Freier, sonst ein Lieblingsthema des Sprichworts, aus diesem Volksmunde nicht bekannt geworden. Einen alten Erfahrungssatz wiederholt das Wort: „Dem alten Kater vor Allem — Die jungen Mäuse gefallen", und nicht minder die beiden folgenden: „Wo es an einem

Hausherrn gebricht — Da ist auch der liebe Gott im Hause nicht." — „Da wo kein Mann mehr ist im Haus — Geht auch die Mamaliga aus."

Aber „eine Ehe ohne Kinder ist wie ein Tag ohne Sonnenschein", sagt das schöne Sprichwort und so haben wir noch zu verzeichnen, was der Volksmund darüber sagt. Nicht viel Zartes, aber Gutes und Schönes, denn das Verhältniß zu den Kindern ist eine lichte Seite in diesem Volkscharakter. Der Rumäne liebt seine Sprößlinge, noch mehr die Rumänin, was ja auch natürlich ist, denn „das Kind gehört der Mutter zu!" — „Mutterliebe rührt sogar den Teufel", meint das Sprichwort, aber sie muß mit vernünftiger Strenge gepaart sein. „Die Hand über dem Hintern — So kommt der Verstand den Kindern." — „Wo die Mutter hinschlägt, da wächst Fleisch." — „Das Kind die Ruthe lehrt — Die Noth den Mann bekehrt" und: „Schlägt dich nicht die Mutter bei Zeiten — So kriegst du dann Haue von andern Leuten." Hieran schließen sich: „Jung gelernt, alt geruht" und „Wer was gelernt hat, der hat vier Augen." Das beste Erziehungsmittel ist freilich das würdige Beispiel der Eltern, denn: „Kinder sind wie die Affen — Machen nach, was sie begaffen." „Auf Wachholder blühen keine Rosen" und „Neben dem dürren Holz brennt auch das grüne." Was die Zahl der Kinder betrifft, so huldigt der Rumäne dem Grundsatz: je mehr,

desto besser, was sich auch im Sprichwort spiegelt: „Um deine Kinder und deinen Bart mach' dir keine Sorgen", d. h.: Beide mögen so stattlich anwachsen, als ihnen beliebt. Da jedoch oben die Zärtlichkeit der rumänischen Mutter so stark hervorgehoben worden und hinterher wenig Anderes gefolgt, als Mahnungen zur häuslichen Zucht, so mag wieder das Volkslied für unsere Behauptung eintreten. Aus den vielen rührenden Liedern hier folgende Probe:

Schlafe, schlafe ruhig ein,
Theures Lieblingssöhnchen mein!
Schlafe an der Mutter Brust —
Sieh, ich wiege Dich mit Lust,
Wiege Dich und küsse Dich,
Küsse und bewache Dich,
Wie ein Blümchen in der Blüthe,
Wie ein Vögelchen im Neste.
Schlafe, bis der Morgen blinkt,
Denn wenn's Mütterchen was singt,
Ruhst Du süß auf Deinem Flaum
Und träumst manchen schönen Traum:
Engelchen auf Regenbogen
Kommen, schön wie Du, gezogen,
Viele Stern' und bunte Strahlen,
Regnen hell auf Blumen nieder
Und wie Glöckchen tönen Lieder!
Schlafe, schlafe ruhig ein,
Beten will Dein Mütterlein,
Daß im Leben Du auf Erden
Möchtest einst wie Stephan werden,
Unser Fürst, dem in der Schlacht
Kein Feind sich zu nahen wagt. —

Schlafe, theures Kind, schlaf' ein!
Gott wird Dein Beschützer sein,
Dich nach meinem heißen Wunsche
Einst zum großen Helden machen,
Glänzend, wie das Licht der Sonne,
Daß die Mädchen Dich bewundern,
Blumen auf dem Pfad Dir wachsen,
Und voll Angst die Feinde weichen —
Daß Dir Glück und Ehre blüht,
Durch die Welt Dein Nachruhm zieht!

Fragen wir, wie sich der rumänische Bauer zu denen stellt, die über und unter ihm stehen, so vermag uns das Sprichwort auch hierüber zu orientiren. Ueber ihm steht der Bojar. Wie er über diese Herren denkt, davon ist schon oben manche bezeichnende Probe mitgetheilt. Hier einige weitere im gleichen Sinne: „Bojaren, Wölfe, Tartaren — Gott mag uns vor ihnen bewahren." — „Gott schuf den Bauer, der Teufel den Bojaren." (Ebenso beschuldigt der polnische Bauer in Westgalizien den Teufel, daß er seine polnischen Herren geschaffen.) „Des Bojaren Grimm kannst du ertragen, seine Freundlichkeit richtet dich zu Grunde." (Aehnlich im Ruthenischen: „Des Ljachen (Polen) „Guten Morgen" — Muß man bezahlen mit Schweiß und Sorgen.") Der Pope steht dem Bauer natürlich näher, er achtet an ihm die „heilige Weihe", macht sich jedoch im Uebrigen weidlich über ihn lustig. Auch hievon habe ich Einiges bereits mitgetheilt und schließe hier Weiteres an: „Es

kratzt mit ihrer Tatze — Gar arg die fromme Katze." — „Thu' was der Pope zu dir spricht — Doch was er thut, das thu' du nicht." Leider beherzigt dies der Bauer selten, mindestens nicht in Bezug auf ein anderes Wort: „Besoffen, wie der Pope am Sonntag!" Ueberhaupt läßt sich's der Mann Gottes in der Regel wohlgeschehen, aber: „Was ein Heiliger ist, schläft nicht auf weichen Betten." — Ohne weitere Randglossen ist der Erfahrungssatz zu verzeichnen: „Vor dem Dorf ist der Pope ein Heiliger, aber nicht vor den Mägden in seinem Hause." Und in der Gegend um Bottuschen sagt man euphemistisch auf Einen, der seiner Nachbarn Weibern nachstellt: „Er geht auf des Popen Wegen." Wie solche Sprichwörter entstehen konnten, bleibt dem Nachdenken eines verehrten Publikums überlassen. Recht sonderbar klingt auch: „Hilft nicht der Pope, so hilft Zauber; hilft kein Zauber, so hilft Gott" und „Gott widerspricht nicht, was der Pope von ihm spricht!" — „Ich und die Cholera werden nicht im Dorfe beisammen sein," tröstete der Pope, darum lief er davon, als sie kam. — In der südlichen Bukowina habe ich sogar einmal gehört: „Wenn das Schwein die Weihen hätte, könnte es auch predigen"; ob es jedoch ein Sprichwort ist, weiß ich nicht zu sagen. Sprichwörter sind hingegen; „Mit Mönchen und Nonnen ist die Hölle gepflastert." — „Weiber werden im sechzigsten Jahre keusch, Nonnen im siebzigsten."

— „Hinter den Weibern her, wie der Mönch hinter der Nonne.“ (So auch Ruthenisch im Czortkower Kreise.) In folgendem Wort rächt sich wohl nur der Bauer für den Stolz der Popentöchter: „Wenn des Popen Tochter keine Popenfrau wird, so wird sie eine Dirne.“

Unter dem Bauer steht der Zigeuner und der Jude, denn Beide sind heimáthlos; der Eine, weil er unstet sein will, der Andere, weil er es sein muß, weil das Gesetz ihm verwehrt, sich anzusiedeln und Grund und Boden zu erwerben. Was den Ersteren betrifft, so ist er der Sündenbock des Sprichworts, alles Verächtliche und Lächerliche — siehe bereits oben einige Belege — wird ihm aufgeladen. Zum Theil mit Recht, denn die Sprichwörter: „Stehlen wie ein Zigeuner.“ — „Wenn der Zigeuner nicht stiehlt — Er nie als Mensch sich fühlt“ und „Was ihm bedünket aufgehoben schlecht — Nimmt der Zigeuner und bewahrt es recht“ — diese Sprichwörter sind wohlbegründet. Ebenso hält es der Zigeuner nicht genau mit der Religion und darum sagt man von einem Gottlosen: „Er frißt den Glauben, wie der Zigeuner die Kirche gefressen.“ Nach der Volkssage hatten nämlich die Zigeuner eine Kirche aus Stein, während die Rumänen nur eine aus Speck hatten. Die Zigeuner trugen ihnen den Tausch an und fraßen dann die Kirche auf. Von sonstigen Höflichkeiten, mit denen das Sprichwort die Zigeuner regalirt, seien hier nur

einige bezeichnet: „Um einen Groschen verkauft der Zigeuner seine Seele, um einen Heller seine Tochter.“ — „Gott weiß allein, wozu er die Läuse und die Zigeuner geschaffen.“ — „Wenn du erlaubst, daß dir der Zigeuner „Guten Tag“ sagt, so hat er dich schon betrogen.“ — Was den Juden betrifft, so kommt er im Sprichwort merkwürdig gut fort, so viel ich weiß — und wenn ich mehr wüßte, würde ich's sicherlich nicht verschweigen — wendet sich ein einziges Wort gegen ihn: „Ein echter Jude niemals ißt — Bevor du nicht von ihm betrogen bist.“ — Prüft man das Sprichwort auf seine Wahrheit, so muß die Thatsache zugegeben werden, daß es in der That in Rumänien viele Juden gibt, welche Bauern betrügen. Trüge dort nicht jeder Jude von vornherein auf der Stirne den Kainsstempel des „Betrügers“ und wäre ihm gestattet, auch Anderes zu treiben, als Schacher, so gäbe es sicherlich in Rumänien viel weniger betrügerische Juden. „Jedes Land hat die Juden, die es verdient“ — ich werde nicht müde werden, dieses mein Sprüchlein zu wiederholen, bis es wenigstens die Gebildeten im Osten hören und menschlicher werden. Wer den Verhältnissen dieses Volksthums ferne steht, den wird es übrigens sicherlich befremden, daß sich unter den rumänischen Sprichwörtern nicht viele finden, welche fanatischen Judenhaß predigen. Nach den Judenhetzen ließe sich dies vermuthen. Wer aber Rumänien kennt,

der weiß, daß diese fluchwürdigen Treibjagden nicht aus dem Volkscharakter, ja nicht aus dem Willen des Volkes hervorgehen, sie werden von „Civilisirten" angestiftet: in erster Linie von habgierigem Beamtenpöbel, immer in zweiter von fanatischen Pfaffen.

Die Zahl der rumänischen Sprichwörter ist unübersehbar und manche bezeichnende Gruppe ließe sich noch daraus zusammenstellen. Aber dies Sprichwort mahnt auch: „Lange Rede, schiefe Rede" und so gebe ich denn nur noch als Epilog eine Anzahl von Sprüchen ohne inneren Zusammenhang:

„Dulden und Schweigen macht die Trauben süß." — „In des Demüthigen Nest haust der Teufel gerne." — „Hat man keine Erdbeeren — Mag man die Blätter verzehren." — „Wo nur die Stute sein mag?" sagte der Dummkopf und ritt auf ihr hinaus, sie zu suchen." — „Bist du in den Hühnerstall gegangen — So krähe, wie es die Hühner verlangen." — „Ich gebe nichts verloren," sagte der Narr, als er sein Pferd im Stich ließ, um das Hufeisen zu suchen." — „Selbstlob ist Beschimpfung." — „Wenn sich der Richter lobt, stinkt das ganze Dorf." — „Wer viel Pfeffer hat, der pfeffert auch den Zuckerbrei." — „Ein lahmes Pferd findet auch seinen Miether." — „Wenn der Verstand am Baum wachsen würde, so würden ihn auch Esel fressen." — „Wer in der Tasche keinen Heller hat, dem ist das Kameel selbst

um einen Pfennig zu theuer." — „Wenn der Ofen warm ist, so braucht er wenig Holz!" — „Es redet viel der kranke Mann — Gesund macht's jeder, wie er kann." — „Mit einem kleinen Netz fängt man große Fische." — „Mit einem Pfifferling in der Hand — Schlägt man keinen Nagel in die Wand!" — „Am Tische, den ein And'rer gedeckt — das Essen gewöhnlich am besten schmeckt!" — „Wenn man gut sieht, ist es leicht, eine Nadel einzufädeln." — „Um eine taube Alte schlägt der Pfarrer die Toaka nicht zweimal." (Toaka ist die Holztafel neben der Kirche, auf der nach griechischem Ritus zum Gebete getrommelt wird.) — „Wo man den Zügel gefunden, da sucht man auch das Pferd!" — „Auf dem Wagen kommt die Krankheit in's Haus — Durch das Nadelöhr zieht sie aus." — „Wenn der Hengst alt wird, kommt er in die Salzmühle." — „Alter braucht Ruhe" sagte der Sohn, als er den Vater aus dem Hause in den Stall warf." — „Neun Brote leicht ein Narr verschlingt — Doch ist's ein größ'rer Narr, wer sie ihm bringt." — „Herren wechseln ist des Narren Lust!" — „Besser ein kleiner Herr, als ein großer Knecht!" — „Bist du ein Knecht, nimm eine Magd — Des Sultans Tochter hat noch nicht nach dir gefragt!" — „Lieber des Zigeuners Eheweib sein, als des Sultans Geliebte." — „Besser im eigenen Hundestall, als in des Fürsten Palaste." — „Wer die Herren

wechselt, wird als Diener alt." — „Herr werden kannst du nicht, doch Knecht und Magd — So oft es dir behagt." — „Bettlerhandwerk braucht keine Lehrlingszeit." — „Hast du Hirse ausgeschüttet, so ist das Zusammenklauben schwer." — „Hat der Dumme Hirse, so fehlt ihm das Salz — Hat er Salz, so fehlt ihm die Hirse." — „Morgenbrot bewahre für den Abend, Abendbrot nie für den Morgen." — „Voller Magen, faule Hand!" — „Was geboren wird bei Nacht — Muß man gut beseh'n, wenn's tagt." — „Der Dumme sucht die Tochter und findet die Mutter." — „Wo du Mehl findest, da suche nach Speck." — „Wer Glück hat, braucht keinen Verstand, wer Verstand hat, braucht Glück." — „Wen der Verstand und wen das Glück verläßt — Der fastet auch am Osterfest." — „Das Glück kriecht dem Dummen in's Bett, der Verständige muß es erobern." „Wer viel Verstand hat, ist doch immer auch ein bischen dumm." — „Aus dem Teich in den Brunnen" oder „Aus der Mahlmühle in die Salzmühle." („Aus dem Regen in die Traufe.") — „So lang' es klein noch — Flicke das Loch!" — „Dein Magen hat keine Fenster, aber dein Kleid kann man sehen." — „Ein Nagel treibt den andern aus." — „Was dir ein Zigeuner gestohlen — Kann dir nur ein and'rer wieder holen." — „Wenn du beim Nachbar an die Thür anklopfst, so thue es auch an der eigenen!" — „Vor fremden Leuten zuckersüß —

Im eigenen Hause wie Schlangenbiß!" — „Schickst du den Dummkopf nach Reisern aus — So bringt er Blumen dir in's Haus." — „Wenn's regnet, will sie Feuer machen — Und hängt zum Trocknen aus die Sachen." — „Mit Kleinen halte und mit Großen Rath — Und dann entscheide du die That." — „Niemand kann seinen besten Freund küssen." (Sich selbst.) — „Ein Mensch gerne über den anderen lacht — Der Teufel sich über Alle lustig macht." — „Der Teufel ist klüger als alle Heiligen." (Die Ruthenen meinen sogar: „Klüger als Gott.") — „Tropfen um Tropfen bilden den See." — „Vergeben ist leicht — Vergessen schwer." — „Die Uhr schlägt und geht — Die Zeit ruht und steht." — „Schlag' ein großes Kreuz, der Teufel ist alt." — „Ein gutes Pferd verkauft man aus dem Stalle" (nicht erst auf dem Marktplatz), auch figürlich für: „Schöne Mädchen finden nicht erst am Tanzboden den Freier." — „Das kommt von der Eile", sagte der Krebs, als er zu Weihnachten nach Germ ausgeschickt ward und es zu Ostern auf der Schwelle ausschüttete." — „Schlag' den Sattel, so versteht deine Stute es und geht." — „Ein Handwerker ist's doch auch", sagte der Richter, als er statt des Schneiders den Zimmermann hängen ließ." — „Wer die Base zur Köchin hat — Wird im Jahre einmal satt." — „Wo zwei Schwägerinnen dienen, da bleiben die Töpfe ungewaschen." — „Wer bei Ver-

wandten dient, braucht die Hölle nicht mehr zu fürchten." — „Vom ſchlechten Schuldner nimm auch Aſche als Zahlung." — „Lecke nicht deinen eigenen Speichel auf." — „Der Gerechte geht immer mit zerſchlagenem Kopfe umher." — „Zu gut für dieſe Welt", ſagten die Leute, als ſie den Weiſen todtſchlugen." — „Alte Hunde kommen auch durch den Winter. Aber wie? Das weiß nur ihr Fell!" — „Mit dem Scherz geh' um, wie mit dem Salz in den Speiſen!" — „Schlag und Schimpf kehren nicht um!" — „Eine Sünde kann dir der Pope abnehmen, aber eine Ohrfeige nicht!" — „So geht's: der Eine ſchneidert, der Andere flickt." — „Ich beſchäftige mich mit Pferden," ſagte der Schinder, als er um ſeinen Stand gefragt wurde." — „Wer vor der Schlinge dich gewarnt, wird manchmal ſelbſt von ihr umgarnt." — — „So lange das Sieb neu iſt, hängt man es an den Nagel." — „Gut iſt nicht, was gut — Gut iſt, was mir gefallen thut." — „An Geſchmack dem Greis es nie gebricht — Aber beißen kann er nicht." — „Um eine Fliege, die ihn ſticht — Schlägt ſich der Dummkopf in's Geſicht." — „Durch Fragen hat der Blinde Braila gefunden." — „Wo's der Katze nicht hinzuklettern gelingt — Da ſagt die Katze: Pfui, wie es ſtinkt!" — „Eine Krähe kann man nicht für eine Nachtigall verkaufen." — „Gern magſt den Bart du geben — Bleibt nur der Kopf am Leben." — „Fliehen iſt eine

Schande, aber gesund." — „Wer zu den Maurern geht, wird gemessen!" Gleichbedeutend mit: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um." Der Spruch gründet sich auf einen sonderbaren Aberglauben der Rumänen, wonach die bösen Geister über jenen Bau keine Macht haben, in welchen ein Mensch eingemauert wird. Diesen Stoff behandelt auch die wunderschöne Volksballade vom „Kloster Argisch". Da nun derzeit das Einmauern schwierig ist, so messen die Maurer wenigstens mit einem langen Schilfbande den Schatten eines Vorübergehenden und legen ihn in's Fundament. Der Volksglaube meint, der Betreffende müsse am vierzigsten Tage sterben und werde dann ein Gespenst (Stahin, aus dem Griechischen *Στοχεῖον*, Gestalt). — „Mehr werth als ein alberner Freund ist ein verständiger Feind." — „Nur wenn du Feuer machst, steigt Rauch auf." — „Das Wort „Honig" macht noch nicht süß." — „Vorn Honig, hinten Galle." — „Wer den Finger in den Honig steckt, der leckt auch daran." — „Wer einen Sumpf hat, braucht für die Frösche nicht zu sorgen." — „Stelle dich mit dem Teufel gut, so lange du am Abgrund gehst." — „Wer seinen Wagen schon zerbrochen hat, der findet viele Leute, die ihm den rechten Weg sagen." — „Eine Wildente läßt sich nicht zähmen." — „So lange der Wolf befiehlt, frißt er nicht." — „Wer keinen andern Lehrer hat — Dem gibt die Zeit den besten Rath."

— „Ist satt die Laus — So kriecht sie auf die Stirn' heraus." — „Das Kameel hat die Ohren verloren, weil es Hörner haben wollte." — „Wer nicht zufrieden ist, wenn er lebt, wie die Henne in der Mühle, den lehrt die Noth leben, wie das Kalb auf dem Dorfe." — „Kannst du den Pinsel nicht zum Färben führen — So unterlasse das Beschmieren." — „Gehst durch das Land der Blinden du — So mach' das eine Auge zu." — „Wer im Wachen vor dem Büffel davonläuft, faßt im Traume den Teufel am Horn." — „Wenn die Eltern unreife Trauben essen, so werden den Kindern davon die Zähne lang." — „Der Heuchler! — mit dem Löffel reicht er der Dulschaaze (Zuckerobst) viel — In das Auge stößt er dir des Löffels Stiel." — „Vor einem Himmelsschlage, vor eines Bauers Klage — Und vor des Sultans Verdacht behüte dich gütig Gottes Güte." — Und endlich: „Wie der Heilige, so der Weihrauch — Wie der Türk, so die Pistole — Wie das Land, so die Sitte" und — fügen wir hinzu — „wie die Sitte, so das Sprichwort!"

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

PUBLICATIONEN

AUS UND ÜBER

RUSSLAND.

VERLAG

VON

DUNCKER & HUMBLOT

IN

LEIPZIG.

INHALT.

	Seite
Aus der Petersburger Gesellschaft	3
Beer, Leopold II., Franz II. und Catharina	10
Bienemann, Aus baltischer Vorzeit	11
Bilder, neue, aus der Petersburger Gesellschaft	4
v. Bock, Livländische Beiträge	14
v. Bock, Conflict an der Ostsee	15
Busse, Herzog Magnus, König von Livland	11
Denkwürdigkeiten Hardenberg's	16
Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Grossen	16
Eckardt, Die baltischen Provinzen Russlands	13
Eckardt, Bürgerthum u. Bureaukratie	13
Eckardt, Baltische und russische Culturstudien	12
Eckardt, Russische und baltische Charakterbilder	16
Eckardt, Jungrussisch und Altlivländisch	13
Eckardt, Russlands ländliche Zustände	8
Franzos, Aus Halb-Asien	15
Franzos, Vom Don zur Donau	15
Harless, Geschichtsbilder aus der luther. Kirche Livlands	12
Hausmann, Ringen der Deutschen und Dänen um Estland	11
Herrmann, Russland unter Peter dem Grossen	9
Herrmann, J. G. Vockerodt	10
Herrnhut und Livland vor 25 Jahren	12
Höhlbaum, Hoeneke's jüngere livländische Reimchronik	11
Hunfalvy, Reise in die Ostseeprovinzen	12
Koskinen, Finnische Geschichte	10
Leublfing, Wanderungen im westlichen Russland	7
Lossius, Bilder a. d. livländischen Adelsleben	11
Memoiren eines Dekabristen	7
Pierson, Aus Russlands Vergangenheit	8
Reorganisatoren des preussischen Staats	8
Schirren, Antwort an Samarin	14
v. Sternberg, Livländische Bekehrungen	14
v. Thielmann, Streifzüge im Kaukasus	6
Wagner, Abschaffung d. privaten Grundeigenthums	8
v. Wurstemberger, Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen	14
v. Wurstemberger, Agrarverhältnisse Russlands	8

VERLAG

VON

DUNCKER & HUMBLOT

IN LEIPZIG.

Aus der Petersburger Gesellschaft. Vierte, stark vermehrte und durchweg verbesserte Auflage.

Preis 6 Mk. 40 Pf.

Inhalt: Die Grossfürstin Helene. — Graf Peter Schuwalow. — Die Gräfin Antoinette Bludow. — Die Grafen Adlerberg. — Die Brüder Miljutin. — Fürst Gortschakow. — Die drei Turgenjew. — Graf Protassow. — P. A. Walujew. — General Jgnatjew. — Unsere Unterrichtsminister. — Journalisten und Schriftsteller.

» . . . . . Das Buch bietet eine ebenso unterhaltende und fesselnde, als nützliche und lehrreiche Lectüre. In einer Reihe von Bildern, die mit Meisterhand entworfen und mit gründlicher Kenntniss durchgeführt sind, ziehen die für die Entwicklung des russischen Volkes massgebenden und leitenden Persönlichkeiten an uns vorüber. Der ungenannte Verfasser beweist eine gründliche Vertrautheit mit den hauptsächlichen Phasen dieser Entwicklung. Das anekdotenhafte Element, dessen er, wie sich bei Gelegenheit zeigt, wohl Herr wäre, lässt er bei Seite; es sind lauter charakteristische Typen, in denen sich die wichtigsten Strömungen im Leben der Nation darstellen. Der Styl ist lebhaft und von ungesuchter Schönheit, die Auffassung zeigt einen durchdringenden Scharfsinn und eine hohe Bildung, die Schilderung eine kunstgeübte Hand. Die Gesinnung ist die edelste, das Urtheil auch im herbsten Tadel noch massvoll, zuweilen hüllt es sich in das Gewand einer vernichtenden Ironie. Kurz, es ist ein edler Geist, der aus diesen Blättern zu uns spricht. . . . . Es wäre schwer, zu sagen, welcher unter den vorliegenden Charakteristiken die Palme gebührt. Glänzend heben sich aus der Fülle die mit hingebender Liebe gezeichneten Bilder des Grafen PETER SCHUWALOW

und des edlen WALUJEW ab; ein Meisterstück der Kritik ist die Schilderung der Wirksamkeit des Generals IGNATJEW; ein höchst fesselndes Bild aus der Zeit des »unvergesslichen« Kaisers Nikolaus gibt die Charakteristik des Grafen PROTASSOW und die an Aufschlüssen reiche Erzählung von der Zurückführung der Unirten Litthauens und Weissrusslands in den Schoss der orthodoxen Kirche. Die verschiedenen Tendenzen, die einander ablösend gleichzeitig den Charakter der Regierung des gegenwärtigen Kaisers bestimmen, spiegeln sich besonders in den Bildern der Gräfin BLUDOW, der Brüder MILJUTIN und in den zusammenfassenden Abschnitten: »Unsere Unterrichtsminister« und »Journalisten und Schriftsteller«. Es ist bei Weitem nicht blos die Petersburger Gesellschaft, die uns das Buch vorführt; vielmehr das Getriebe des geistigen Lebens der Nation wird uns in seinen Grundzügen aufgedeckt; Literatur, Politik, kirchliche Zustände und Geselligkeit beschäftigen uns gleichmässig. Wir können das an Neuem und Werthvollem so reiche Buch nicht dringend genug der allgemeinen Beachtung empfehlen.«

Rec. d. 3. Auflage, »Deutsches Wochenblatt.«

» . . . . . Unter diesem Titel hat ein ungenannter Verfasser, wahrscheinlich der Leibarzt der Grossfürstin Helene, Dr. Arneth, eine interessante Schrift erscheinen lassen, welche einen ausserordentlich belehrenden Ueberblick über die gesellschaftlichen Zustände an der Newa während der letzten Decennien gewährt. In dem Rahmen von biographischen Skizzen werden die grossen Veränderungen dargestellt, welche sich während der angegebenen Zeit in der höheren Gesellschaft Russlands vollzogen haben, — offenbar nach eigenen Anschauungen und persönlichen Erfahrungen, so dass das Buch neben dem sachlich fesselnden Inhalt auch einen persönlichen Reiz darbietet, — seit Custine's La Russie 1839 vielleicht die zuverlässigste und lebhafteste Mittheilung über Petersburger Zustände. Durchaus objectiv gehalten, bieten diese culturgeschichtlichen Skizzen einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur neueren Sittengeschichte Russlands und zur Geschichte der neuesten Zustände und Parteikämpfe Russlands.«

[Neue preuss. Zeitung.]

Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. Zweite, unveränderte Auflage. Preis 6 Mk.

Inhalt: Die Nationalitäten. — Kaiserliche Brüder und Söhne. — Fürst Bismarck in Petersburg. — Literatur und Literaten unter Kaiser Nikolaus I. — Puschkin und Dantès. — Das höhere Beamtenthum. — Wassily Ostrow und die Akademie der Wissenschaften.

» . . . . . »Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft« nennt sich die soeben erschienene Fortsetzung einer Skizzenreihe, welche vor zwei Jahren ungewöhnliches Aufsehen erregt und die Blicke der politischen und diplomatischen Welt, der wissenschaftlichen, ästhetischen und literarischen Kreise nicht minder auf sich gelenkt hatte, als die Theilnahme der gebildeten Classen

des grossen Publicums. Auch der neuen Folge dieser wichtigen Aufschlüsse und Schilderungen wird es an der günstigsten Aufnahme nicht fehlen, ja sie wird dieselbe in einem noch höheren Masse finden, da der Band Fragen berührt und Gegenstände und Stoffe behandelt, die für das Ausland und namentlich für Deutschland ein ganz besonderes Interesse bieten. Wiederum begrüssen wir in dem anonymen Verfasser einen unzweifelhaft tief eingeweihten Kenner innerer Verhältnisse und Beziehungen, deren charakteristisches Merkmal gerade in dem Umstande liegt, dass sie dem Uneingeweiheten sich niemals erschliessen, mag er immerhin Jahre hindurch in ihrer Nähe weilen; wiederum zeigt er sich auch als ein von tüchtiger Gesinnung und sittlichem Ernst beseelter Beobachter, der eine nicht alltägliche Klarheit und Schärfe des Blickes und Urtheils mit weltmännischer Ausdrucksform, anmuthiger Eleganz des Stils und allem Zauber einer fesselnden Darstellung verbindet. Das Buch ist deutsch geschrieben und wir empfehlen es aufs Wärmste der Beachtung unserer Leser.«

[Deutsche Blätter.]

» . . . . . Von dem Buch, welches seiner Zeit so grosses Aufsehen erregte: »Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft« ist soeben die zweite unveränderte Auflage erschienen. Es beginnt mit einer höchst geistreichen Parallele zwischen dem alten Rom und St. Petersburg, wobei natürlich von den klimatischen und nationalen Verschiedenheiten abgesehen wird. »Hier wie dort ein Volk, das durch Eroberungen Herr ganzer Welttheile geworden und dabei in drückende Abhängigkeit von fremder Cultur gerathen ist, — hier wie dort eine Hauptstadt, in der Söhne der verschiedensten Breiten sich tummeln, nicht sowohl um das gemeinsame Interesse des gemeinsamen Staates, als vielmehr die auseinandergehenden Interessen einzelner Landschaften und Stämme wahrzunehmen, — hier wie dort Colonien, deren Bewohner ihr Herz in der Fremde haben und doch wieder mit tausend Banden an den Ort gefesselt sind, der ihre, zum Theil bereits ihrer Väter Wiege gewesen, — hier wie dort Adelsgeschlechter heterogensten Ursprungs, welche die Lebensformen des herrschenden Volkes äusserlich nachahmen, und doch wesentlich das Ziel verfolgen, die Interessen der Gesammtheit denen ihrer heimischen Besonderheit dienstbar zu machen.« Wir wollen das Weitere der Parallele der eigenen Lectüre überlassen und noch einige Worte über die politisch wichtigen Abschnitte: »Kaiserliche Brüder und Söhne« und »Fürst Bismarck in Petersburg« sagen. Wer sich von den häufig in tendenziös entstellter Weise durch die Zeitungen laufenden Artikeln nicht will irre leiten lassen, der findet hier die reichste Belehrung, da der Verfasser ebenso wohl unterrichtet ist, als er geneigt ist, seine Meinung freimüthig und ohne Schönfärberei auszusprechen. Auch der Abschnitt: »Das höhere Beamtenthum«, ist nicht arm an Winken, die für Deutschland von Wichtigkeit sind, und so bildet das ausgezeichnete Buch einen völligen Gegensatz zu der eine Zeitlang üblichen Literatur über Russland, welche entweder auf mangelhafter Kenntniss und blinder Abneigung beruhte oder geradezu eine käufliche Lobschrift war.«

[Hessische Morgenzeitung.]

Streifzüge im Kaukasus, in Persien und in der asiatischen Türkei. Von *Max Freiherrn von Thielmann.* Mit fünf Holzschnitt-Tafeln und Illustrationen im Text (aus BREND'AMOUR's xylographischer Anstalt) und einer Uebersichtskarte. Preis 11 Mk. 20 Pf.

Inhalt: Von Odessa bis Poti. — Borshom. — Eriwan. — Tiflis. — Ausflug nach Kachetien. — Wladikawkas. — Petrowsk. — Fahrt auf dem caspischen Meere. — Baku. — Die heiligen Feuer. — Ankunft in Tebriz. — Villa des persischen Thronfolgers. — Nach dem Urumiasee. — Souk-Bulak. — Die Kurden. — Besuch beim Khan. — Eintritt nach Assyrien. — Mossul. — Die Ruinen von Ninive. — Tigrisfahrt. — Baghdad. — Die Ruinen von Ktesiphon — von Babylon. — Kerbela. — Der Anfang der Wüste. — Palmyra. — Damascus. — Beirut.

» . . . . . v. Thielmanns Wanderbuch, dessen Titel diesen Zeilen vorangestellt ist, wird jedem Leser in überraschender Weise Anregung verschaffen, zunächst durch den stofflichen Inhalt, doch nicht minder durch die überaus glückliche Behandlung desselben. Vor allem ist es kein literarisch gemachtes Buch, sondern auf der Grundlage weltmännischer Bildungssicherheit entstanden. Ohne nach prickelnden Reizmitteln zu suchen, ebenso ohne der leichten Situationskomik oder selbst dem ganz schmucklosen Tagesbericht auszuweichen, ohne den wissenschaftlichen Ernst zu vernachlässigen, doch auch ohne didaktisches Pathos, weiss es uns sofort nach den Einleitungsmomenten so anmuthig als unmerklich in seine Interessen zu verflechten, dass man die Reise nicht als Beschreibung liest, sondern miterlebt. Allerdings umfasst deren weite Schlinge ein Terrain, welches unsern modernen Weltverhältnissen und deren Zukunftswahrscheinlichkeiten eben so nahe liegt als der culturhistorischen Forschung am Herzen. Ausserdem wurde die europäisch-asiatische Grenzbreite zwischen Mittelländischem, Schwarzem, Caspischem Meer und Persischem Golf von europäischen Touristen kaum noch in gleicher Ausdehnung und gleichermassen geordnetem Zusammenhange der Route bereist. Verwunderlich genug in unserer wanderlustigen Zeit! Denn gerade für den Touristen lässt sich, ganz abgesehen von den landschaftlichen Mannichfaltigkeiten, kaum ein lohnenderes Terrain ersinnen. Wo ruht auf der gewaltigsten Grösse historischer und vorhistorischer Vergangenheit eine gleichermassen entgegengesetzte Gegenwart? Wo drängt an die Gewohnheitserstarrung Asiens die europäische Beweglichkeit erobernd wie verlockend mit zäherer Beharrlichkeit heran als an den Rändern dieses Länderkreises? Im Norden der Kaukasus, im Südosten Persien, im Süden und Westen die asiatische Türkei! Man braucht bloss diese Namen zu nennen, um es als einen der glücklichsten Gedanken der Thielmann'schen Schrift zu bezeichnen, dieses Terrain für die Touristenwelt zu erschliessen. Und zwar auch ganz realistisch durch genaue Beachtung und Beantwortung der schwereren wie leichteren Fragen, die bei Bereisung solcher Gegenden unter russischen, persischen, türkisch-asiatischen Verhältnissen ins Gewicht fallen.«

[Augsburger Allgemeine Zeitung.]

Wanderungen im westlichen Russland. Von *Theodor Grafen von Leublfing.* Preis 3 Mk. 60 Pf.

Inhalt: Reise-Routen. — Orientirung. — Excursionen auf geographisch-statistischem Gebiete. — Die Eintheilung des europäischen Russlands. — Dessen Zonen und klimatische Verhältnisse. — Wald. — Getreidebau. — Thierwelt. — Die Bevölkerung nach Nationalitäten und Dichtigkeit. — Fabrikwesen. — Eisenbahnnetz. — Von der Weichsel zur Newa. — Petersburg von der Newa gesehen. — Bauart. — Sommergarten. — Winterpalast. — Eremitage. — Peter-Paulskirche in der Festung. — Kasan'sche Kirche. — Isaaks-Kirche. — Monumente. — Das Leben der Strasse. — Fuhrwerke. — Kleinhandel. — Läden und Kaufhaus. — Italienische Nächte an der Newa. — Ausflüge in die Umgebung von Petersburg. — Die Festung Kronstadt. — Peterhof. — Zarskoje-Sselo. — Babygon. — Paulowsk. — Nach Moskau. — Total-Anblick. — Die Cathedralen und die Schätze des Kremls. — Die eroberten Geschütze vor dem Arsenale. — Restaurationen. — Kaufläden. — Theemagazine. — Auf der Strasse. — Von Moskau über die Schlachtfelder von 1812. — Mosaisk. — Smolensk. — Im Eisenbahn-Coupé. — An der Beresina. — Nach Polen. — Praga. — Warschau. — Polnische Juden. — Kosaken. — Allgemeine Rückblicke. — Schluss.

» . . . . . Im ersten Trimester des laufenden Jahres in der Zeitschrift »Das Ausland« veröffentlicht, haben sich diese Aufsätze einer so günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, dass es nicht unangemessen erscheint, dieselben in vielfach erweiterter Form einem grösseren Leserkreis zugänglich zu machen. Nachdem dem Buche ausschliesslich die persönlichen Wahrnehmungen während einer Reise zu Grunde gelegt sind, wurde nur die einzige Absicht im Auge behalten, die »wirkliche Gegenwart«, wie sie namentlich das Leben der beiden Hauptstädte abspiegelt, offen darzulegen, zugleich vielseitigen irrigen Anschauungen, die sich in veralteten Traditionen unberechtigt forterben, zu begegnen.«

[Aus dem Vorwort.]

Memoiren eines russischen Dekabristen. Von *Baron Andreas Rosen.* Original-Ausg. in russischer Sprache. Mit 8 Illustrationen und einer Tafel. Preis 12 Mk.

Die Reorganisatoren des preussischen Staates 1807 bis 1813. (In russischer Sprache.) Preis 2 Mk. 40 Pf.

Aus der Feder eines angesehenen russischen Schriftstellers hervorgegangen, schildert das Werkchen unter Darlegung der politischen Verhältnisse in Preussen und Deutschland die fruchtbare Thätigkeit und die Verdienste Stein's, Hardenberg's, Wilhelm von Humboldt's um die inneren Zustände, diejenigen Gneisenau's und Scharnhorst's um das Heerwesen.

Russlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft. Drei Urtheile übersetzt und commentirt von *Julius Eckardt.* Preis 5 Mk. 40 Pf.

Inhalt: Einleitung. — Land und Freiheit. — A. Koschelew über die gegenwärtige Lage des russischen Bauernstandes. — Ein Brief vom Lande. (Aus der Moskauer Zeitung.)

Die gegenwärtigen Agrar-Verhältnisse Russlands. Urtheile eines ausländischen Landwirths. Von *L. von Wurstemberger.* Preis 1 Mk. 80 Pf.

Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums. Von *Adolf Wagner*, Professor der ökonomischen Wissenschaften an d. Universität zu Berlin. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Inhalt: Das Grundeigenthum vor dem socialdemokratischen Arbeitercongress in Basel. — Das Privateigenthum am Grund und Boden in seiner gesellschaftlich nothwendigen und berechtigten Entwicklung. — Das Gemeineigenthum am Grund und Boden nach russischen Erfahrungen.

Aus Russlands Vergangenheit. Culturgeschichtliche Skizzen von *William Pierson.* Preis 3 Mk.

Inhalt: Die Scythen. — Die ersten Ruriks. — Unter der goldenen Horde. — Im sechzehnten Jahrhundert. — Der falsche Demetrius. — Die Kosaken. — Moskauer Leben um das Jahr 1650. — Olearius über die Russen seiner Zeit. — Livland in besseren Tagen.

» . . . . . Vorliegende Skizzen sind ein bedeutendes Buch, in seiner Art ist der Verfasser ein Gustav Freytag für Russlands Vergangenheit zu nennen. Die arabischen Quellen des 10. Jahrhunderts für die Anfänge der russischen Nation sind mit derselben Sorgfalt benutzt, wie die eingehenderen und charakteristischern Berichte des alten Olearius. Pierson ist ein sehr gründlicher Forscher und gewandter Darsteller, kaum merkt man vor der leichten und anschaulichen Schilderung die grosse Arbeit, die in den geistvollen Skizzen enthalten ist. Das Kapitel von den Scythen und das von den ersten Ruriks geben einen so klaren Begriff von der Genesis des russischen Volks, dass man sich über die Quintessenz altrussischen Wesens, wie sie sich in Iwan dem Schrecklichen offenbart, nicht mehr wundern kann. Das streng quellenmässig gearbeitete Kapitel vom falschen Demetrius bietet interessante Aufschlüsse über den Prätendenten und seine Nachfolger. Aus den kriegerischen Zeiten der letzten Ruriks und ersten Romanows führt uns die Sittenschilderung des moskauer Lebens um 1650 in das friedliche culturgeschichtliche Gebiet, das Gustav Freytag für die deutsche Vergangenheit so glücklich angebaut hat. Ein Anhang, ebenfalls sittengeschichtlichen Inhalts, gibt ein Bild livländischer Culturzustände in früheren Tagen. Für Russlands Würdigung und Verständniss ist Pierson's Buch von grösstem Verdienst.«

[Blätter für literar. Unterhaltung.]

Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Russlands.

Herausgegeben von Dr. *E. Herrmann,* Professor der Geschichte an der Universität Marburg. I. Russland unter Peter dem Grossen. Nach den handschriftlichen Berichten JOH. GOTTHILF VOCKERODT'S und OTTO PLEYER'S.

Preis 2 Mk. 80 Pf.

» . . . . Der bekannte Verfasser der Geschichte Russlands in der HEEREN-UKERT'schen Sammlung hat hier zwei gleichzeitige sehr interessante Aufzeichnungen über die Regierung PETER's des Grossen abdrucken lassen, von denen er die eine aus dem Berliner, die andere aus dem Wiener Staatsarchive erhalten hat. Die erstere, längere ist von JOHANN GOTTHILF VOCKERODT, preussischem Gesandten in St. Petersburg, schon bei Lebzeiten Peter's mehrere Jahre bei der dortigen preussischen Legation angestellt; der Verfasser zeigt sich in jeder Zeile als tüchtig vorgebildeten Staatsmann, als scharfen Beobachter und unbefangenen Beurtheiler. Durchaus nicht blind gegen die schlechten Seiten in Peter's Charakter, spricht er doch mit vollster Anerkennung von seiner Politik und von den grossartigen, meist wohlberechneten und in ihren Folgen für das russische Volk und den russischen Staat so tief einschneidenden und auf lange entscheidenden Reformen; zugleich giebt er eine lehrreiche, auf eigener Beobachtung beruhende und im Ganzen richtige Schilderung von den russischen Culturzuständen. —

Die kürzere Denkschrift, welche bereits 1710 für das österreichische Ministerium verfasst ist, rührt von OTTO PLEYER her, welcher als angesehener Geschäftsmann und österreichischer Unterthan in Moskau ansässig, vielfach als officieller Berichterstatter, politischer Agent und diplomatischer Unterhändler gebraucht wurde. Hier werden nur drei Punkte besprochen: die von Peter eingeführte oberste Verwaltung, das neue, den abendländischen Sitten angepasste Hofceremoniel (vorzugsweise in Bezug auf die Gesandtschaften) und die Stellung der katholischen Kirche in Russland. In vier Beilagen werden die Mitglieder der höchsten Collegien mitgetheilt, meist mit einer kurzen Charakteristik, wobei das Hauptaugenmerk darauf gerichtet ist, ob sie »gut kaiserlich« sind, und wie sie sich zur katholischen Kirche und ihren Anhängern stellen.«

[Literar. Centralblatt.]

In Zurückweisung eines Angriffs der ausländischen Presse liess der Herausgeber des obigen Buches erscheinen:

J. G. Vockerodt und der Professor für russische Geschichte zu Dorpat A. BRÜCKNER. Eine Entgegnung von *Ernst Herrmann,* Professor zu Marburg.

Preis 40 Pf.

Russland am 1. Januar 1871. Von einem Russen.

Preis 2 Mk. 40 Pf.

» . . . . . Eine ebenso interessante, aufklärende als unparteiische, mit grosser Einsicht objectiv gehaltene Schrift, welche statistische Nachrichten über die Grund- und Bodenverhältnisse, die staatswirthschaftlichen Zustände des grossen Reichs giebt.«

[Allg. literar. Anzeiger.]

Leopold II., Franz II. und Catharina. Ihre Correspondenz nebst einer Einleitung: Zur Geschichte der Politik Leopold's II. Herausgegeben von *Adolf Beer.*

Preis 4 Mark 80 Pf.

Finnische Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von *Yrjö Koskinen,* Professor in Helsingfors. Autorisirte Uebersetzung. Preis 12 Mk.

Bilder aus dem livländischen Adelsleben des XVI. Jahrhunderts. Von *Johannes Lossius.* I. »Die Gebrüder, die Uexküll zu Fickel«. Preis 2 Mark.

Aus baltischer Vorzeit. Sechs Vorlesungen über die Geschichte der Ostseeprovinzen von *Fr. Bienemann.* Preis 3 Mark 60 Pf.

Inhalt: Die Colonisirung. — Gestaltung und Wandlungen. — Der Zerfall. — Die Katastrophe. — Von baltischer Treue. — Von baltischem Recht.

» . . . . . Der Verfasser hat Recht daran gethan, die Vorträge bei der Veröffentlichung in ihrer ursprünglichen Gestalt zu lassen. Es sind das allerdings keine sogenannten populären Vorlesungen, wie sie jetzt so massenhaft begegnen, und bald blos spielend und tändelnd an der Oberfläche ihres Stoffes verweilen, bald sich von einer trocken gelehrten Darstellung durch nichts als die vorgesetzten oder eingeschalteten Anreden unterscheiden. Von beiden Extremen halten sich diese Vorträge fern. Sie lassen die Tiefe und Würde der Wissenschaft zur vollen Geltung kommen und bringen zugleich durch ihr rednerisches Colorit den Gegenstand zu lebendigster Anschauung.«

[Göttinger gel. Nachr.]

Herzog Magnus, König von Livland. Ein fürstliches Lebensbild aus dem 16. Jahrhundert. Von *Karl Heinrich von Busse.* Aus dessen nachgelassenen Papieren herausgegeben von JULIUS FREIHERRN VON BOHLEN. Preis 3 Mark.

Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands bis 1227. Von Prof. *Richard Hausmann.* Preis 2 Mark 40 Pf.

Die jüngere livländische Reimchronik des Bartholomäus Hoeneke 1315—1348. Von Dr. *K. Höhlbaum.* Preis 2 Mark.

Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. Von Dr. *G. C. Adolf von Harless,* Oberconsistorial-Präsident in München. Zweite unveränderte Auflage. Preis 4 Mark 50 Pf.

»Eine erschütternde Schrift! — Sie erzählt den Abfall von mindestens einem Sechstel der nationalen Lutheraner Livlands zur griechischen Kirche; die Ursachen, die Wege, die Lügen, die Gewissensfoltern, die Verschuldung, die Folgen — und die Segnungen dieses Abfalls — ein objectives, mit dem warmen Herzblut der Wahrheit gezeichnetes Geschichtsbild — zugleich ein warnender Spiegel wider alle Kirchenmacherei und allen Byzantinismus, aber auch wider alle kirchliche und pastorale Sicherheit und gemeindliche Lauheit.«

[Gesetz und Zeugniss.]

Herrnhut und Livland vor fünfundzwanzig Jahren. Von einem Gliede der evangelischen Kirche Livlands. Mit Vorwort von *G. C. A. von Harless.* Preis 75 Pf.

Reise in den Ostseeprovinzen Russlands. Von *Paul Hunfalvy.* Aus dem Ungarischen. Preis 4 Mark 80 Pf.

Inhalt: Von Danzig nach Riga. — Riga. — In Dorpat. — Religion. — Die estnische Literatur. — Ueber Fellin nach Reval. — Reval. — Der frühere Zustand der Esten. — Die Verwandtschaft der ungarischen Sprache. — In Petersburg.

» . . . . . Der Verfasser des oben genannten Werkes giebt uns ein treues und ansprechendes Bild der Ostseeprovinzen und seiner Bewohner, wobei besonders die Objectivität und der sittliche Ernst, mit dem er die Verhältnisse betrachtet, hervorzuheben sind. Am deutlichsten wird dies ersichtlich, wo sich der Verfasser mit der neueren russischen Politik gegenüber den Ostseeprovinzen beschäftigt und deren Vertheidigung gegen die Angriffe der russischen Politik rückhaltslos übernimmt, welchen Betrachtungen er Juri Samarin's Anklage gegen die Ostseeprovinzen Russlands und deren Abfertigung durch die livländische Antwort von C. Schirren zu Grunde legt.«

[Leipziger Zeitung.]

Baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten. Von *Julius Eckardt.* Preis 9 Mark 60 Pf.

Inhalt: Die deutsch-russischen Ostsee-Provinzen. — Zur Geschichte der Stadt Dorpat. — Baltische Aus- und Einwanderer. — Bernouilli's Reisen in Liv- und Kurland. — Deutsche Schriftstellerbriefe aus dem Nachlasse Merkel's. — Ernst Gideon von Loudon. — Eine livländische Spukgeschichte von 1814. — Albert Hollander. — Artemy Petrowitsch Wolinski. — Ein polnischer Parteigänger aus den letzten Zeiten der Republik. — Eine russische Kronprätendentin des 18. Jahrhunderts. — Die griechisch-orthodoxe Kirche Russlands und deren Secten. — Der russische Gemeindebesitz. — Iwan Turgenjew.

» . . . . . Der Verfasser versteht es gründlich, bei der Behandlung von einzelnen Themen die allgemeinen Verhältnisse in das hellste Licht zu stellen und damit den Leser viel wirkungsvoller zu unterrichten, als dies eine lehrhaft ausgearbeitete Geschichte und Geographie aller drei Herzogthümer und ein fachmässiger Bericht über ihre Bevölkerung, Verfassung und nachbarlichen Beziehungen vermöchte.«

[Illustrirte Zeitung.]

Bürgerthum und Bureaukratie. Vier Capitel aus der neuesten livländischen Geschichte. Von Dr. *Julius Eckardt.*

Preis 4 Mark 50 Pf.

Inhalt: Aus den Zeiten der Statthalterschaftsverfassung. — Aus den Jahren 1797—1810. — Die Stackelberg-Chanykow'sche Commission. — Zur Geschichte der russischen Altgläubigen in Riga.

Die baltischen Provinzen Russlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. Von Dr. *Julius Eckardt.* Zweite Auflage.

Preis 8 Mark.

Inhalt: Land und Leute an der Ostsee. — Die Nachbarn. — Aus vergangener Zeit. — Aus neuester Zeit.

Jungrussisch und Altlivländisch. Politische und Culturgeschichtliche Aufsätze. Von Dr. *Julius Eckardt.* Zweite Auflage.

Preis 7 Mark 20 Pf.

Inhalt: Die neue Aera. — Alexander Herzen. — Reisebilder aus Galizien. — Johann Friedrich Hartknoch. — Deutsch-Russische Wechselwirkungen (Heinrich Fick. Aus dem Leben der Familie Münnich. Aus dem Leben des Admirals von Sivers. Das Ende des Herzogthums Kurland).

Livländische Antwort an Herrn Juri Samarin. Von *C. Schirren.* Dritte Auflage. Preis 4 Mark.

Inhalt: Von dem Angriffe auf die Provinz. — Von den Conversionen der vierziger Jahre. — Von der neuen Provinzialpolitik der Regierung. — Von dem System der Russificirung. — Von dem Rechte des Landes gegen die herrschende Race. — Von dem nordischen Kriege und den Capitulationen. — Von dem Angriffe auf die Capitulationen. — Von der fortdauernden Geltung der Capitulationen. — Von dem Bruche des Landesrechts durch Polen und Schweden. — Von der Entwicklungsfähigkeit des Landesrechts.

» . . . . . Ein Buch, das sich in der modernen Literatur wie eine Ausnahmserscheinung ausnimmt, ein »Pamphlet« im besten und glänzendsten Sinne des Wortes. Die Sprache, in welcher der Verfasser die Sache seines Vaterlandes und des guten Rechtes derselben verficht, verschmäht den Schein ruhiger Abwägung und jener nüchternen Ueberlegung, die vor Allem überzeugen und auf das Raisonnement des Lesers einwirken soll. Obgleich reich an scharfsinnigen Deductionen und schlagenden Argumenten, sieht es die vorliegende Flugschrift vor Allem darauf ab, auf die patriotische Empfindung ihrer Leser zu wirken und die Herzen derselben zu demselben stolzen männlichen Pulsschlage fortzureissen, der den Verfasser bewegt.«

[Literarisches Centralblatt.]

Die Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen Russlands. Erfahrungen gesammelt während zweier Reisen in den Jahren 1870 und 1871. Von *L. von Wurstemberger.* Preis 9 Mk.

Die livländischen Bekehrungen wie sie Herr Samarin erzählt. Dem Russischen entnommen und erläutert von *E. von Sternberg.* Preis 4 Mark 80 Pf.

Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Russlands,